

Mathias Haenchen

**Die Klosterkirche auf dem Erfurter Petersberg im
Kontext der europäischen Architekturgeschichte
des 12. Jahrhunderts**

Dresden 2021

in memoriam
Klaus Mertens
(1931 – 2014)

Inhalt

Vorwort	1
I. Einleitung	2
Teil I: Zur Baugeschichte der Erfurter Peterskirche	5
II. Vorstellung des Klosters	5
II.1. Topographische Situation	5
II.2. Kurze Beschreibung der Kirche	6
II.3. Quellen zur Geschichte des Petersklosters	10
II.4. Der Forschungsstand zur mittelalterlichen Baugeschichte der Kirche	12
II.5. Die wichtigsten Darstellungen der Kirche vor ihrer Teilzerstörung seit 1813	26
III. Beobachtungen zur Baugeschichte der Kirche	28
III.1. Der erste Entwurf der Kirche	28
III.1.1. Der ursprüngliche Langhausgrundriß	29
III.1.2. Das Querhaus	32
III.1.3. Der ursprüngliche Presbyteriumgrundriß	34
III.1.4. Der ursprüngliche Westbau	41
III.1.5. Die Gewölbe	44
III.2. Der Aufriß der Hochschiffwand	47
III.2.1. Die Proportionen des Innenraumes	47
III.2.2. Die Hochschiffarkatur	49
III.3. Das Quadermauerwerk	53
III.4. Das Gliederungssystem der Außenwände	56
III.5. Der Bauverlauf	63
III.6. Die ausgeführte Kirche	73
III.6.1. Der ausgeführte Ostbau	73
III.6.2. Das ausgeführte Langhaus	74
III.6.3. Die Anlage der Westempore	74
III.7. Zusammenfassung	78

Teil II: Zur Stellung der Erfurter Peterskirche in der Baukunst des europäischen Hochmittelalters	83
IV. Architekturgeschichtliche Vergleiche - Verbreitung der einzelnen Architektur motive in Mitteldeutschland und im übrigen Europa	83
IV.1. Presbyteriumanlagen	86
IV.1.1. Ostbaulösungen in Mitteldeutschland.....	86
IV.1.2. Dreiräumige Presbyteriumanlagen mit Dreiapsidenschluß und Querhaus in Mittel- und Westeuropa.....	90
IV.2. Zur Genese des ersten Erfurter Ostbaues	91
IV.3. Zusammenfassung.....	98
IV.4. Turmanlagen mittelalterlicher Kirchen	99
IV.4.1. Zur Genese des Turmes in der mittelalterlichen Sakralarchitektur	101
IV.4.2. Chorwinkeltürme	103
IV.4.3. Innenraumlösungen mitteldeutscher Westbauten	103
IV.4.4. Das durchlaufende Mittelschiff in Mittel- und Westeuropa.....	105
IV.4.5. Zur Entwicklung der einheitlichen Turmanlage.....	105
IV.4.5.1. Der Niedersächsische Westriegel	106
IV.4.5.2. Zur Entstehung des Niedersächsischen Westriegels	107
IV.4.6. Repräsentative Turmfassaden in Mitteldeutschland.....	110
IV.4.7. Repräsentative Turmfronten in anderen Teilen Europas.....	110
IV.4.8. Repräsentative Ostturmanlagen in Mitteldeutschland	113
IV.4.9. Die Verbreitung repräsentativer Ostturmfronten in Mittel - und Westeuropa.....	115
IV.5. Das Langhaus	117
IV.5.1. Hochschiffarkaturen in Mitteldeutschland.....	117
IV.5.2. Hochschiffarkaturen in Mittel- und Westeuropa.....	120
IV.5.3. Zusammenfassung.....	129
IV.5.4. Mehrteilige Pfeiler in Mitteldeutschland	130

IV.5.5. Mehrteilige Pfeiler in Mittel-, West- und Südeuropa	137
IV.5.6. Zusammenfassung: Herkunft der Langhauspfeiler.....	149
IV.6. Die Gewölbe.....	150
IV.6.1. Wölbungen des 11. und 12. Jahrhunderts in Mitteldeutschland	150
IV.6.2. Wölbungen in Mittel-, West- und Südeuropa	154
IV.6.3. Herkunft der Tonnenwölbung	157
IV.6.4. Zusammenfassung.....	161
IV.7. Mauertechnik.....	163
IV.7.1. Steinbehandlung und Mauerwerksstruktur in Mitteldeutschland	163
IV.7.2. Quadermauerwerk in Mittel-, West- und Südeuropa	166
IV.7.3. Herkunft der Quadertechnik	170
IV.7.4. Zusammenfassung.....	174
IV.8. Außenwandgliederungen	177
IV.8.1. Wandgliederungen in Mitteldeutschland - das „Erfurter Wandgliederungssystem“	177
IV.8.2. Wandgliederungssysteme in Mittel-, West- und Südeuropa.....	189
IV.8.2.1. Das “italienische ” System.....	190
IV.8.2.2. Das “französische” System	195
IV.8.2.3. Die Elemente des Erfurter Gliederungssystems.....	200
IV.8.2.4. Die Verbindung der beiden Wandgliederungssysteme.....	201
IV.8.2.5. Der Schlüsselbau für das Erfurter Wandgliederungssystem in Hochburgund.....	205
IV.8.3. Die Portale	209
IV.8.4. Erfurt und das „Hirsauer Schema“	213
V. Zusammenfassung: Die Stellung der Klosterkirche auf dem Erfurter Petersberg in der europäischen Architekturgeschichte um 1100.....	220
Literaturverzeichnis	234
Abbildungsverzeichnis	270
Abbildungsnachweis.....	275

Vorwort

Die vorliegende Arbeit entstand im Wesentlichen in den Jahren 2001 bis 2004 als Habilitationsschrift an der TU Dresden. Die ursprüngliche Intention des Verfassers, einen „ergänzenden“ Aufsatz über ein wichtiges Bauwerk mit vermeintlich weitgehend geklärten Baugeschichte zu schreiben hatte sich sehr schnell als überholt erwiesen: Zu widersprüchlich waren vor allem die Schlußfolgerungen aus den Bauuntersuchungen der 1920-er Jahre gewesen, zu sehr von Allgemeinplätzen belegt die Aussagen späterer Historiker über das Erfurter Peterskloster. So blieb nichts Anderes übrig, als das gesamte vorliegende Material noch einmal zu sichten, wobei ein paar ergänzende Untersuchungen am Bauwerk selber vorzunehmen waren. Die Ergebnisse der älteren und neueren Bauuntersuchungen konnten jetzt zwar die hochmittelalterliche Baugeschichte der Peterskirche weitgehend klären, erwiesen sich im Ganzen aber als unbefriedigend, da die Analyse der architektonischen Formen bislang kaum Eingang in die Beurteilung des Bauwerks gefunden hatte – der Verweis auf eine „Hirsauer Bauschule“ hilft da nicht wirklich weiter. Gerade in formaler Hinsicht ist die Erfurter Peterskirche aber ein Erstling, der eine durchaus beachtenswerte Nachfolge gefunden hat. Und so ergab sich fast von selbst eine größer angelegte Untersuchung zu den wesentlichen Merkmalen des Bauwerks und ihrer Herkunft, von der grundsätzlichen Anlage des Gebäudes bis zu den Einzelheiten der Gliederung des Außenbaues wie des Inneren, in der mitteldeutschen Region, aber auch in anderen Regionen Europas bis in den Nahen Osten hinein.

Mein Dank gilt vor allem meinem ehemaligen „Chef“, Prof. Klaus Mertens, der mir so manchen nützlichen Hinweis zum untersuchten Bauwerk selbst, aber auch zur romanischen Architektur Mitteleutschlands gegeben hat. Für diese Publikation wurde die Arbeit z.T. beträchtlich erweitert und aktualisiert, womit nun auch jüngere Erkenntnisse zur Entwicklung der romanischen Architektur in Europa eingearbeitet sind. Bei den Vorbereitungen zur Publikation standen mir Ingelore Haenchen und Sylvia Böhme als Lektorin bzw. Layouterin zur Seite, auch ihnen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Dresden, im Dezember 2021

Einleitung

Die Klosterkirche auf dem Erfurter Petersberg vom Beginn des 12. Jahrhunderts zählt zusammen mit der zeitgleich entstandenen Klosterkirche im ebenfalls thüringischen Paulinzella zu den ersten Monumentalbauten des hohen Mittelalters im mitteldeutschen Raum. Den frühmittelalterlichen Architekturen des 10. und 11. Jahrhunderts zwischen Harzvorland und Elbe stehen diese beiden Kirchen in nichts nach. Die meisten der ottonischen Architekturen lassen sich zwar nur archäologisch fassen, doch manche von ihnen sind wenigstens als Relikte in jüngeren Nachfolgebauten präsent und entsprechend rekonstruierbar, und schließlich gibt es mit der Gernröder Stiftskirche und der Michaelskirche in Hildesheim noch zwei wichtige Bauwerke dieser Epoche, die sich im Wesentlichen als Ganzes erhalten haben. Sie alle waren nach heutigem Erkenntnisstand Einzelbauten – ohne nachweisbare künstlerische Beziehungen *untereinander*. Ganz anders die hochmittelalterlichen Architekturen in Thüringen und Sachsen. Einige Bauten des frühen 12. Jahrhunderts wirkten regelrecht „schulbildend“, wie die Forschung seit langem weiß.

Die einzelnen „Schulen“ wurden freilich bisher nur für den Bereich der Bauplastik, vor allem der Kapitellplastik nachgewiesen. So unterscheidet man heute etwa die Quedlinburger Schule deutlich von der Königsutterer Schule. Manche Bauwerke Mitteldeutschlands jedoch wollen sich nicht so recht in diese Schulzusammenhänge einfügen. Auch die Erfurter Peterskirche gehört dazu. Hier gibt es keine nennenswerte Bauplastik, die vom Kunsthistoriker stilistisch einzuordnen wäre, in Erfurt sind es reine *Architekturelemente* - Gesimse, Sockel- und Kämpferprofile, Bogenfriese und Würfelkapitelle -, die die Erscheinung dieser Kirche prägen. Genau diese Architekturelemente der Erfurter Peterskirche dienten vielen Kirchenbauten des 12. Jahrhunderts in Thüringen und seinen Nachbargebieten als Vorbild, was mit der Arbeit im Einzelnen nachzuweisen ist. Zuvor jedoch wird die *Herkunft* der Erfurter Architektur zu klären sein. Die Peterskirche ist nicht im „luftleeren Raum“ entstanden, steht nicht als gleichsam fertiges Gebilde vor uns, sondern ist eingebunden in Zeitströmungen, die im Einzelnen ebenfalls darzustellen wären. Da das Kloster im 11. Jahrhundert der Hirsauer Reform unterstellt wurde gilt die Kirche zudem als frühes Beispiel der „Hirsauer Bauschule“ in Mitteldeutschland. Inwieweit diese Einschätzung zutrifft, ja, ob sich die Kirche angesichts mancher Widerstände gegen den Begriff der

„Hirsauer Bauschule“ überhaupt in eine solche „Zwangsjacke“ stecken läßt wird am Schluß der Arbeit zu erörtern sein, wenn die architektonische Genese des Bauwerks geklärt ist.

Die Arbeit stellt keine Baumonographie im eigentlichen Sinne dar. Dazu wäre eine gründliche Bestandsaufnahme der Kirche einschließlich der nur archäologisch zu erschließenden baulichen Reste aus der Frühgeschichte des Klosters notwendig, was von Anfang an nicht Ziel der vorliegenden Arbeit war. Die folgende Untersuchung versucht, die architekturgeschichtliche Stellung der Erfurter Peterskirche innerhalb der Baukunst des Hochmittelalters zu bestimmen. Die Arbeit ist also reine *Entwurfs*-Analyse und lebt dementsprechend methodisch vom architektonischen Vergleich. Diese Vergleiche werden wesentlich den Teil II der Arbeit ausmachen, wobei die eigentümliche Methodik dort eingehender erläutert wird. Zuvor ist es jedoch notwendig, die frühere *Baugestalt* der Kirche zu rekonstruieren, weil das Erfurter Peterskloster insbesondere durch die Kampfhandlungen des Jahres 1813 stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Da die Kirche in den 20-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch den Bauhistoriker Karl Becker schon einmal gründlich untersucht worden war konnte auf eine erneute Bauuntersuchung verzichtet werden. Allerdings wurden die Befunde - so weit heute noch zugänglich - überprüft. Bei dieser Überprüfung erwiesen sich zwar die Befunde der Bauuntersuchung selber als zutreffend, nicht jedoch die darauf basierenden Rekonstruktionsvorschläge. Sie widersprechen teilweise den erhobenen Befunden derart, daß eine erneute Diskussion des Verhältnisses „Befund - Rekonstruktion“ unumgänglich ist. Dies wird Gegenstand des Teils I dieser Arbeit sein, an dessen Ende die Rekonstruktion der ursprünglichen Baugestalt der Kirche steht.

Diese Rekonstruktion ist unabdingbare Voraussetzung für die Architekturanalyse des Teils II, die den eigentlichen Schwerpunkt dieser Arbeit darstellt. Vergleiche mit Parallelbauten, unmittelbaren Vorgängern und Nachfolgearchitekturen, sowie die Darstellung architektonischer Voraussetzungen lassen die Bedeutung der Erfurter Peterskirche als tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen Erstlingsbau für die mitteldeutsche Architektur des 12. Jahrhunderts hervortreten. Methodisch wird die Erfurter Peterskirche dabei in ihre architektonischen Bestandteile „zerlegt“, die dann wiederum einzeln auf ihre Herkunft und

ihre Nachfolge hin untersucht werden. Der Verfasser geht dabei „kunsttopographisch“ vor, das heißt, die Vergleiche der einzelnen Merkmale werden zunächst in der unmittelbaren Umgebung Erfurts, also im mitteldeutschen Raum gezogen, dann aber auf andere Landschaften Deutschlands, schließlich auf die verschiedenen Landschaften Europas ausgedehnt – letzteres betrifft im Wesentlichen Beispiele in Frankreich, Italien, der Schweiz und der iberischen Halbinsel. Dabei sind Entwicklungslinien aufzuzeigen, in die die Erfurter Peterskirche in irgendeiner Weise eingebunden ist, aber auch jene Entwicklungslinien, die *parallel* dazu, und meist in ganz andere Richtungen verlaufen, sich von den erstgenannten absetzen. Die Liste der Beispiele eines jeden Merkmals beansprucht natürlich keine Vollständigkeit, die Belege sind aber repräsentativ für den Nachweis der Existenz dieses Merkmals in der angeführten Region.

Die angegebenen Baudaten sind der einschlägig bekannten Literatur entnommen, die nur in Ausnahmefällen eigens angegeben wird. Der Verfasser ist sich dabei bewußt, daß diese Daten größtenteils auf Quelleninterpretation bzw. kunsthistorischen Einschätzungen beruhen und dementsprechend mit Vorsicht zu behandeln sind. Gleichwohl bieten solche Angaben wenigstens einigermaßen verlässliche Anhaltspunkte für den Zeitraum, in dem das jeweilige Bauwerk entstand.

Teil I: Zur Baugeschichte der Erfurter Peterskirche

II. Vorstellung des Klosters

Auf dem Petersberg oberhalb von Erfurt liegt – inmitten einer Zitadelle aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts – ein jahrzehntelang als Lagerhaus, heute als Ausstellungsgebäude genutzter Torso der ehemaligen Klosterkirche St. Peter und Paul. Das Gebäude ist der einzige Rest eines Benediktinerklosters, das schon zu Anfang des 8. Jahrhunderts gegründet und im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts der Hirsauer Reform angeschlossen wurde. Seit Anfang des 12. Jahrhunderts wurde hier eine neue Klosterkirche errichtet, die – zusammen mit der Klosterkirche in Paulinzella – zu den ersten steinernen Monumentalbauten in Thüringen zählt. Gleich mehrfach wird ihr Quadermauerwerk in zeitgenössischen Urkunden gerühmt, außerdem weist die Kirche charakteristische Architektur- und Gliederungselemente auf, die in Thüringen und im angrenzenden Sachsen völlig neu waren. Daher verwundert es nicht, daß die Kirche zum Vorbild für eine Reihe von Neubauprojekten des ganzen 12. und – wie noch zu zeigen sein wird – sogar des beginnenden 13. Jahrhundert werden konnte. Von diesen Nachfolgearchitekturen wird ebenfalls zu handeln sein. Noch mehr aber wird die *Herkunft* dieser Architektur auf ihre charakteristischen Eigenschaften hin zu untersuchen sein, auf die Besonderheiten ihres Grundrisses, des verwendeten Baumaterials, der Wölbung und schließlich ihrer Architektursprache, sprich: den Gliederungselementen. Dies alles wird sodann in Bezug zu setzen sein zur „Hirsauer Bauschule“, dem der Erfurter Kirchenbau wegen seiner Zugehörigkeit zu den Hirsauer Reformklöstern zugerechnet wird.

II.1. Topographische Situation

Der Petersberg liegt am Westrand der mittelalterlichen Stadt Erfurt, schon außerhalb der Stadtmauer, jedoch in den Befestigungsgürtel Erfurts einbezogen (Abb. 2). Der Berg ist nur von Süden her zugänglich, der Aufstieg zum Kloster führt somit vorbei am Erfurter Dom- und Severibezirk, der ebenfalls am Rande der Stadt liegt. Der Aufstieg erfolgte im Mittelalter über eine eigene Pforte, durch die der Besucher von Südosten kommend bis

auf den Platz vor der Westfront der Kirche geleitet wird. Die Kirche liegt dann auf der höchsten Stelle eines leicht nach Norden hin geneigten Plateaus, gleichsam an seinem Südrand, von dem aus das Gelände relativ steil zur Stadt hin abfällt. Besonders stark ist dieser Geländeabfall im Osten des Plateaus.

Nördlich der Kirche befand sich die Klausur, die um einen quadratischen Kreuzgang herum gruppiert war. Ein zweiter Hof mit den Gebäuden der Abtei schloß westlich daran an. Alle diese Gebäude sind heute verschwunden. Vor der Westfront der Kirche schließlich stand eine heute ebenfalls nicht mehr existierende Vorhalle. Zur Architektur der *mittelalterlichen* Klausurgebäude gibt es über die Grundrisse hinaus kaum Angaben, erst über den Zustand der frühneuzeitlichen Klausur können wir uns heute ein Bild machen.

II.2. Kurze Beschreibung der Kirche

Die Klosterkirche selber ist eine dreischiffige flachgedeckte Pfeilerbasilika mit neun Hochschiffarkaden im Langhaus, sie weist ein ebenfalls dreischiffiges, wiederum durch Pfeiler unterteiltes gerade geschlossenes Presbyterium im Osten auf (Abb. 10 – 16, Farbtafel Ia und Ib/S. 71). Zwischen Langhaus und Presbyterium liegt ein Querhaus mit ausgeschiedener Vierung über quadratischem Grundriß und zwei rechteckig zugeschnittenen Querhausarmen, die deutlich über die Außenflucht des Langhauses hinausgreifen (Farbtafel IIa/S. 72). Der gesamte Außenbau besteht vollständig aus Quadermauerwerk.

Die beiden Querhausarme weisen jeweils an der Ostseite eine Apsis auf. Das Presbyterium endet mit einer doppeltürmigen Ostanlage (Farbtafel Ib/S. 71), die zur Stadt hin ausgerichtet und unzweifelhaft auf Fernwirkung berechnet war¹ (Abb. 27, Abb. 28). Am Westende der Kirche wurden ebenfalls zwei Türme angelegt, die jedoch schon frühzeitig wieder verloren gingen. Die Osttürme weisen rechteckigen Grundriß auf und liegen quer vor dem Ostende der Presbyteriumseitenschiffe, wogegen die Westtürme über quadratischem Grundriß errichtet sind, zwar ebenfalls das Ende der Seitenschiffe markieren, aber deutlich in den Bereich des Mittelschiffs hineinragen. In allen Türmen finden sich Reste

¹ Die Silhouetten der Osttürme waren 1992 eine Zeit lang durch temporäre Baugerüste dargestellt worden.

von Kreuzgratgewölben. Gewölbe waren auch in den Seitenschiffen angelegt, in dem Fall Tonnengewölbe, deren Kämpferansätze sich im Langhaus, wie in den Seitenschiffen des Presbyteriums noch heute beobachten lassen (Abb. 36).

In Folge der Kampfhandlungen während der Belagerung Erfurts im Jahre 1813 gingen alle oberen Wandbereiche der Kirche, sämtliche Obergaden und die oberen Abschlüsse der Querhausarme verloren. Wir kennen diese teilweise reichgegliederten Bauteile nur durch zeichnerische Wiedergaben der Kirche vor der Zerstörung bzw. eine Darstellung ihres ausgebrannten Zustandes von 1813, die vor dem Abbruch der ruinösen Mauern angefertigt wurde (Abb. 3 - 9). Die über das heutige Dach hinausragenden Teile der Osttürme verschwanden ebenfalls, obwohl sie die Beschießung der Stadt einschließlich der hölzernen Turmobergeschosse und Turmhelme im Wesentlichen heil überstanden hatten (Abb. 8). Ihr einstiges Aussehen ist auch hier nur durch die genannten Darstellungen überliefert. Die Reste dieser Türme sind am bestehenden Außenbau noch erkennbar, da sie - wie übrigens auch die nicht fertiggestellten Westtürme - seitlich aus der Flucht der Seitenschiffsmauern heraustreten. Das östliche Turmpaar tritt außerdem über die Flucht der Presbyteriumostwand hinaus.

Von der ursprünglichen, einst die *ganze* Kirche erfassenden ungewöhnlich reichen Außenwand-Gliederung haben sich nur die Gliederungselemente der beiden Presbyteriumseitschiffe und der Querhausapsiden sowie des südlichen Seitenschiffs erhalten - das nördliche Seitenschiff blieb von Anfang an ungegliedert, da sich hier der Kreuzgang des Klosters anschloß (Abb. 12). Die Gliederung der besagten Außenwände besteht aus Halbsäulen mit attischer Basis und Würfelkapitellen, sowie einem Bogenfries unter der Dachtraufe, auf dessen Besonderheiten noch einzugehen sein wird (Abb. 11, Abb. 13). Deutlich einfacher waren die Querhausarme und die Türme gegliedert (Farbtafel IIa/S. 72), von denen sich ebenfalls die unteren Bereiche erhalten haben (Farbtafel Ia und Ib/S. 71). In diese Wandgliederung sind auch die beiden Portale der Kirche, an der Westfront und am Südquerhaus einbezogen - das Südportal (Abb. 60) sogar mit verblichenen Farbresten auf Türsturz und Tympanon.

Im Innenraum laufen die Langhaus-Arkaturen nicht ungebrochen bis zur Vierung hin durch, sondern sind kurz vor ihrem östlichen Ende jeweils durch einen zwischengeschalteten kreuzförmigen Pfeiler unterbrochen, der einen ungewöhnlich großen, weil *zwei* Langhausarkaden umfassenden und daher vom Grundriß her quadratischen *chorus minor* vom übrigen Langhaus sondert (Abb. 10). Der kreuzförmige Querschnitt der *chorus-minor*-Pfeiler tritt noch einmal bei den Pfeilern der Vierung auf, die diesen Raumabschnitt von den leicht rechteckigen Räumen der beiden Querhausarme und des Presbyteriums trennen. Die zur Aufnahme der *Vierungsbögen* bestimmten Vorlagen sind allerdings nach unten hin über Konsolen abgekragt, um die Aufstellung der Sitzbänke für die Mönche nicht zu behindern. Dem Presbyterium ist übrigens noch ein querrechteckiger Anraum zwischen den Osttürmen als Ostabschluß der Kirche zugeordnet, mit ebenfalls kreuzförmigem Pfeiler an der Raumgrenze. Die Kreuzform aller dieser Pfeiler erklärt sich aus der Einführung von *Pfeilervorlagen*, die zur Aufnahme von - heute ausnahmslos verlorenen - Schwibbögen bestimmt waren. Drei dieser Schwibbögen waren im Mittelschiff „hintereinandergeschaltet“ - einer am *chorus minor* und zwei der Bögen an der Vierung -, und ein weiterer dürfte den schmalen Raum zwischen den Osttürmen vom übrigen Presbyterium gesondert haben. Solche Schwibbögen auf Pfeilervorlagen unterbrachen vielleicht auch das räumliche Kontinuum der Seitenschiffe im Bereich der *chorus minor*-Grenze zum Langhausmittelschiff, wenngleich eine Wandvorlage zur Aufnahme eines Schwibbogens auf der äußeren Seitenschiffswand dem Kreuzpfeiler gegenüber fehlt. Gesichert ist allerdings die Verengung der Öffnungen zu den vier Türmen hin, die räumlich zwar zu den Seitenschiffen gehören, aber durch eine Pfeilervorlagen-Bogenstellung von ihnen gesondert sind - von „Schwibbögen“ mag man hier eigentlich gar nicht mehr sprechen.

Die übrigen Pfeiler der Kirche (Abb. 17), die Pfeiler der Langhaus- und der Presbyteriumsarkaden bestehen alle aus einem im Grundriß rechteckigen Pfeilerkern, der in Längsrichtung der Kirche angeordnet ist, sowie zwei zugeordneten Halbsäulen, die – in der Arkadenleibung stehend – die ursprünglich verbindenden Bogenvorlagen in der Leibung des Arkadenbogens trugen. Dieser eingestellte Säulen-Bogen-Rahmen verlieh der Arkade ihr „gestuftes“ Aussehen (Abb. 6).

Die beiden anderen Flächen der Pfeiler, also die „Ansichts“-Seiten zum Mittel- und Seitenschiff hin sind im östlichen, im Presbyteriumsbereich der Kirche glatt und ungegliedert gehalten. Anders sehen diese Pfeilerseiten jedoch im Bereich der Laienkirche westlich des choris minor aus (Abb. 42, Abb. 43, Farbtafel IIb/S. 72). Sie weisen an der Mittelschiffsseite Halbsäulen auf, die aber nicht der glatten Pfeileroberfläche aufgelegt, sondern in eine Nische von halbrundem Querschnitt *hineingelegt* sind, so daß sie kaum über die Ebene des Pfeilers hinausragen. Die in Nischen eingetieften Halbsäulen setzen sich folgerichtig nicht über die Kämpferplatte hinaus fort, „tragen“ also auch nichts.

Dieses Fehlen einer „tragenden“ Funktion hatte im Bereich zwischen den Westtürmen Folgen für die Einrichtung einer Empore über einer Eingangshalle darunter. In die beiden östlichen Turmpfeiler sind wiederum Nischen eingetieft und ebenfalls mit hineingelegten Halbsäulen versehen. Die Nischen sind hier allerdings etwas breiter, als bei den Langhauspfeilern und weisen außerdem *zwei* Säulen statt nur einer auf. Die Ansätze eines Rippengewölbes der Eingangshalle sind noch erhalten (Abb. 18), doch da die Nischensäulen nichts zu tragen vermögen mußte das Gewölbe auf eigens dafür geschaffenen, frei vor den Turmpfeilern samt Nischen und Nischensäulen stehenden Säulen aufgelagert werden (Abb. 10).

Eine „tragende“ Funktion bleibt den Rechteckvorlagen an den Kreuzungspunkten des Kirchenraums vorbehalten, auf denen einst Bögen saßen. Erhalten ist keine von ihnen. Die Pfeilervorlagen sind rechtwinklig und vollständig ungegliedert. Ungegliedert sind auch die Pfeileroberflächen des Langhauses an der den Seitenschiffen zugewandten Rückseite. Das gleiche gilt für die beiden Pfeiler des Presbyteriums, die lediglich in den Arkaden den vorgelegten Säulen-Bogen-Rahmen aufweisen, denen zum Mittelschiff hin aber die Halbsäule des Langhauses fehlt. Eine Sonderform bilden die beiden westlichen Pfeiler am Übergang zwischen Langhaus und Turmanlage. Sie ragen nicht nur deutlich ins Mittelschiff hinein, sondern sind auch stärker und obendrein breiter ausgebildet als die Langhauspfeiler. Sie weisen eine unregelmäßige Gestalt auf, die noch einer Erklärung bedarf.

II.3. Quellen zur Geschichte des Petersklosters

Die geschichtlichen Daten zum Kloster auf dem Petersberg bei Erfurt und ihre Quellen sind in der Literatur seit dem 19. Jahrhundert bereits erschöpfend behandelt worden, insbesondere vom jüngsten Bearbeiter der Kirche², so daß wir uns hier auf ein kurzes Referat der für die Baugeschichte der Kirche wichtigsten Daten beschränken können. Die Anfänge des Klosters liegen im Dunkeln. Die Nachricht von einer Stiftung im frühen 8. Jahrhundert hat sich als Fälschung herausgestellt, doch scheint es möglicherweise im Zusammenhang mit dem schon 802 erwähnten palatium publicum auf dem Petersberg eine "geistliche Anlage" gegeben zu haben³. Erste sichere Nachrichten zum Kloster gibt es erst über einen Vorgang des Jahres 1060, der die Umwandlung eines Kollegiatsstifts auf dem Erfurter Petersberg in ein Mönchskloster durch den Mainzer Erzbischof Siegfried beschreibt⁴. Um 1085 übernahm der aus dem Kloster Reinhardsbrunn – dem ersten und bedeutendsten Thüringischen Kloster der Hirsauer Kongregation – stammende Abt Giselbert die Verwaltung des Erfurter Klosters⁵. Fünf Jahre vorher, im Januar 1080 war das Kloster durch einen Stadtbrand zerstört worden, den Söldner König Heinrichs IV gelegt hatten⁶. Etwa seit dem Amtsantritt Giselberts ist also mit Planungen zum Neubau von Kirche und Kloster zu rechnen. Giselbert verließ das Kloster allerdings schon 1100 und starb 1103 auf einer Jerusalemreise⁷. Im selben Jahr 1103 legte sein Nachfolger Abt Burchard aus dem schwäbischen Kloster Hirsau den Grundstein für den Neubau der Kirche⁸. Eine erste Altarweihe ist für die Zeit um 1104 bezeugt⁹. Ihre Bedeutung läßt sich daran ermessen, daß sie vom Mainzer Erzbischof Ruthard selber vorgenommen wurde. Auch im Bereich der Klausur scheint gebaut worden zu sein, denn am 25. Juli 1117 wurde die Marienkapelle im Ostflügel der Klausur geweiht¹⁰, die möglicherweise als Interimskirche bis zur Fertigstellung der Klosterkirche diente¹¹. Kurz zuvor war Abt Burchard vom

² Berger 1994, S. 29 ff.

³ Dobenecker 1896, S. 23

⁴ Overmann 1926, Nr. 41

⁵ Monumenta Germaniae, Scriptores XIV, S. 263

⁶ Holder-Egger 1899, S. 48 ff.

⁷ Berger 1994, S. 64

⁸ Holder-Egger 1899, S. 158

⁹ Wiedergabe der Weiheinschrift bei Holder-Egger 1899, S. 419

¹⁰ Holder-Egger 1899, S. 421

¹¹ Becker 1929, S. 540

Mainzer Erzbischof Ruthard seines Amtes enthoben worden. Das Wirken seines Nachfolgers Ripert beim Neubau des Klosters ist heute nicht näher faßbar. Zehn Jahre später, 1127 wurde er durch den aus Hirsau stammenden Abt Wernher I. abgelöst¹². Abt Wernher gilt als die entscheidende Persönlichkeit, die den Kirchenneubau energisch vorantrieb¹³. Die Verwendung von Quadermauerwerk beim Bau des Klosters wird zu seiner Zeit eigens gerühmt¹⁴. Ein Stadtbrand vom 9. Mai 1142 zerstört mindestens Teile des Petersklosters¹⁵. Für den 16. Juni 1143 sind Altarweihe in den beiden Westtürmen und den beiden Querhausarmen überliefert¹⁶. Am 16. Juni 1147 schließlich fand die Schlußweihe der weitgehend fertiggestellten Kirche statt¹⁷.

Weitere Baumaßnahmen betrafen wohl zunächst nur die Osttürme und das Paradies vor der Westfront. Nachrichten darüber sind allerdings nicht erhalten, insbesondere nicht über den Bau der Paradiesvorhalle. Mitte des 13. Jahrhunderts wurden die Osttürme durch hölzerne Aufsätze erhöht, um ein Geläut unterzubringen¹⁸. Im weiteren 13. und das gesamte 14. Jahrhundert scheinen keinerlei Baumaßnahmen in der Kirche durchgeführt worden zu sein. 1473 wurde im südlichen Presbyteriumseitenschiff eine Sakristei zur Aufbewahrung von Urkunden und des Kirchenschatzes eingerichtet¹⁹. Zwischen 1475 und 1477 sind Erneuerungen und Veränderungen der Turmhelme im spät-„gotischen“ Sinne durchgeführt worden²⁰. Ab 1499 schließlich begann man mit dem Einbau eines steinernen Gewölbes in den Ostteilen der Kirche²¹. Das Langhaus dagegen blieb zunächst ungewölbt. Erst ein Jahrhundert später wurden in den Seitenschiffen hölzerne Tonnengewölbe eingezogen²². Möglicherweise stammen die auf dem Schule-Stich von 1804 wiedergegebenen Gewölbe im Mittelschiff (Abb. 6) ebenfalls aus dieser Zeit. Weitere Instandsetzungen der Kirche sind für 1672 und 1727 bezeugt. 1803 wurde das Kloster im Zuge des Reichsdeputationshauptschlusses säkularisiert und der größte Teil der Ausstattung von

¹² Nicolai v. Siegen/Wegele 1855, S. 303

¹³ Becker 1929, S. 540

¹⁴ Nicolai v. Siegen/Wegele 1855 S. 303

¹⁵ Holder-Egger 1899, S. 175

¹⁶ Holder-Egger 1899, S. 421

¹⁷ Holder-Egger 1899, S. 177 und S. 418

¹⁸ Holder-Egger 1899, S. 240

¹⁹ Nicolai v. Siegen/Wegele 1855, S. 453

²⁰ Nicolai v. Siegen/Wegele 1855, S. 457

²¹ Stolle/Thiele 1900, S. 471, Einwölbung des Bruderchores 1500 (Staßen 1759/60, S. 674, Einwölbung der beiden Querhäuser 1505 (Staßen 1759/60, S. 674).

²² Staßen 1759/60, S. 688

der preußischen Regierung versteigert. Im Oktober 1806 übernahm die französische Besatzungsmacht die seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtete Zitadelle auf dem Petersberg und bereitete damit das Ende der Klosterbauten vor. Bei der Beschießung des Petersberges durch preußische Truppen während des Rückzugs der Großen Armee am 6. Oktober 1813 wurden die oberen Teile der Kirche zerstört. Den Ansichten der zerstörten Kirche (Abb. 8) nach zu urteilen scheint die Kirche aber lediglich ausgebrannt gewesen zu sein, denn die Dächer fehlten, sämtliche Wände, insbesondere die Obergadenwände des Langhauses und des Presbyteriums standen aber noch. Die Osttürme waren sogar noch völlig intakt, denn sie besaßen noch ihre hölzernen Turmgewölbe und die Turmhelme. Nichtsdestotrotz wurden sie ebenso, wie sämtliche Obergadenwände und die obere Hälfte des Querhauses bis in Höhe der Seitenschifftraufe abgebrochen. Im Inneren verschwanden die Hochschiffwände einschließlich der Arkadenbögen des Langhauses und des Presbyteriums, im Langhaus sogar die Deckplatten der Arkadenpfeiler. Der Rest des Gebäudes wurde zum Magazin umgebaut. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es Bestrebungen, die Kirche rekonstruierend wiederaufzubauen – auf die kontroverse Diskussion damals wird noch einzugehen sein. Der Wiederaufbau unterblieb, und in den 30-er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde der gesamte Komplex der Zitadelle der Gestapo zur Nutzung übergeben. Fast nahtlos schloß sich 1945 die Geheimdienstnutzung der neuen Machthaber an, bis 1990 saß hier der Staatssicherheitsdienst der DDR. Inzwischen wird das Gebäude für Ausstellungen genutzt.

II.4. Der Forschungsstand zur mittelalterlichen Baugeschichte der Kirche

Die Literatur zur Erfurter Peterskirche läßt sich prinzipiell in drei Gruppen unterteilen. Die frühen Schriften vom Ende des 19. Jahrhunderts befassen sich allesamt mit einer möglichen Wiederherstellung der seit 1813 ruinösen Kirche²³. Zur Baugestalt und ihrer kunsthistorischen Einordnung sind hier kaum Aussagen vorhanden, jedoch weisen einige Verfasser auf *andere* Kirchen als mögliche Vorbilder für den geplanten Wiederaufbau hin,

²³ Diese Aktivitäten mündeten 1905 in die Gründung eines Vereins zur Wiederherstellung der Peterskirche. Seine Bemühungen um den Wiederaufbau scheiterten aber letztendlich an den Eigentumsverhältnissen.

Hinweise, die als Anfang einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Erfurter Bauwerk zu werten sind. Solche Hinweise beschränken sich allerdings auf stilistische Fragen. Eine Auseinandersetzung mit dem Bau selber fand im Zusammenhang mit ihrer Zuordnung zur sog. "Hirsauer Bauschule" statt. Diese zweite Gruppe arbeitet vor allem typengeschichtlich. Aussagen zur individuellen Baugeschichte sind aber auch hier kaum zu finden. Dies leisteten zuerst die eingehenden Untersuchungen Karl Beckers aus den zwanziger Jahren, die zur dritten Gruppe gehören. Durch Beckers Bauuntersuchung und zwei Grabungen im Presbyteriumbereich ließen sich zwei Bauphasen erkennen, die mit Hilfe der Regesten zum Peterskloster genauer faßbar und datierbar waren.

Die Forschungen Beckers stellen leider auch schon den *derzeitigen* Forschungsstand dar, da weitere Untersuchungen bis heute nicht durchgeführt wurden. Eine neue Arbeit von Rolf Berger zur Baugeschichte der Kirche beleuchtet im Wesentlichen kirchenhistorische Hintergründe zur "Hirsauer Baukunst", gelangt bei der Baugeschichte der Erfurter Abteikirche aber nicht über die Erkenntnisse Beckers hinaus²⁴.

Da die Arbeiten der ersten beiden Gruppen, selbst die, die sich mit denkmalpflegerischen Aspekten beschäftigen²⁵, zur Geschichte oder zur Klärung der Baugeschichte der Peterskirche nichts Wesentliches beitragen sollen sie im Rahmen dieser Arbeit unberücksichtigt bleiben. Dafür seien die Schriften der dritten Gruppe, in denen man sich immerhin um eine angemessene Darstellung der Baugeschichte der Kirche bemühte im Einzelnen vorgestellt.

Eine eingehende Beschäftigung mit der Architektur erfuhr die Peterskirche erstmals in der Arbeit eines Majors Böckner vom Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts²⁶. Insbesondere der zweite Teil dieser Arbeit befaßt sich mit den baulichen Resten der Kirche. Der Beschreibung der topographischen Situation folgen eine historische Darstellung des beginnenden Neubaues nach den Stadtbränden in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhun-

²⁴ Auch der entsprechende Abschnitt über die Peterskirche in Dehios „Handbuch“ über den Freistaat Thüringen (Dehio 1998, S. 357 - 361) gibt lediglich den Forschungsstand der 20-er Jahre wieder.

²⁵ Herausragend Gurlitt 1904

²⁶ Böckner 1881/1883

derts im Jahre 1103 durch den Abt Burchard und einige Angaben zu den Grundrißabmessungen der Kirche²⁷. Dabei wird erstmals das Breitenverhältnis der Seitenschiffe zum Mittelschiff mit 1:3 angegeben. Im Inneren der Kirche werden vier Gruppen von Pfeilern unterschieden. Böckner ging von einer ursprünglichen Viertürmigkeit der Kirche aus²⁸, wobei den "Substructionen" nach zu urteilen seiner Meinung nach die Westtürme höher hätten ausfallen sollen, als die Osttürme, deren angeblich mangelhafte Gründung er für die Ausführung der obersten Geschosse in Holzbauweise verantwortlich macht. Für das Mittelschiff nimmt Böckner eine Flachdecke an, die Ansätze der Tonnengewölbe in den Seitenschiffen werden beschrieben, desgleichen die Ansätze des Vorhallengewölbes zwischen den Westtürmen²⁹. Einer eingehenden Beschreibung der architektonischen Gliederungselemente³⁰ folgt die Beschäftigung mit dem Presbyterium, wobei die Überlieferung eines früheren Apsidenschlusses für Böckner nicht nachvollziehbar ist³¹. Allerdings fiel ihm auf, daß das Sockelprofil hier anders zusammengesetzt ist, als sonst am Bau üblich. Die chorum minor-Pfeiler deutete Böckner richtig als Grenze der Laienkirche - allerdings ohne den Begriff chorum minor als solchen zu verwenden³².

Neben diesen Überlegungen, die auf eigenen Beobachtungen am Gebäude basierten orientierte sich Böckner vornehmlich an den überlieferten Urkunden, die er aber interpretierte. Insbesondere seine Einschätzung, daß der Brand von 1142 den Bau nicht sehr in Mitleidenschaft gezogen haben könne, da bereits fünf Jahre später die Schlußweihe vollzogen wurde, ist bis heute gültig geblieben³³.

Die Beschreibung Böckners wird ergänzt durch einen Aufsatz Otto Erlandsens im selben Heft der gleichen Zeitschrift³⁴. Erlandsen wies darauf hin, daß der gerade Presbyteriumschluß in Schwaben häufiger zu finden sei und schloß daraus auf schwäbischen Einfluß in Erfurt, ohne allerdings Beispiele in Schwaben zu nennen³⁵. Die Annahme einer früheren

²⁷ Böckner 1883, S. 60

²⁸ Böckner 1883, S. 61/62

²⁹ Böckner 1883, S. 62/63

³⁰ Böckner 1883, S. 63 - 66

³¹ Böckner 1883, S. 67

³² Böckner 1883, S. 69

³³ Böckner 1883, S. 70/71

³⁴ Erlandsen 1883

³⁵ Erlandsen 1883, S. 180

Apsis vor dem Mittelschiff des Presbyteriums lehnt er ab, da entsprechende Fugen im Quadermauerwerk der Ostwand fehlen³⁶. Aus dem gleichen Grund hält er die kreuzförmigen Pfeiler des choris minor für ursprünglich³⁷. Der Angabe Böckners, daß über den Langhausarkaden nur ein durchlaufender Fries, aber keine Rechteckrahmung zu rekonstruieren sei widerspricht Erlandsen ausdrücklich, verweist dabei auf die Rahmenbildung in Paulinzella³⁸. Der These Böckners, daß die obersten Geschosse der beiden Osttürme aus statischen Gründen nur aus Holz errichtet wurden begegnet Erlandsen, indem er eine überschlägliche statische Berechnung durchführt, nach der eine Errichtung in Stein durchaus möglich gewesen wäre. Zum Schluß gibt Erlandsen die "Hauptmaasse" einer von ihm durchgeführten Bauaufnahme in schriftlicher Form wieder.

Die entsprechenden Zeichnungen sind in einem weiteren Aufsatz Erlandsens enthalten³⁹. Sie geben neben allen wesentlichen Einzelformen der Außenwandgliederung und der Pfeiler erstmals auch eine Rekonstruktion der viertürmigen Anlage der Peterskirche wieder, wie sie schon Böckner vorgestellt hatte.

Die frühen Arbeiten, die sich mit der Baugeschichte der Kirche befassen, beruhten allesamt auf Beobachtungen am Gebäude, die mit den damals zugänglichen schriftlichen Quellen in Übereinstimmung zu bringen waren. Eine baugeschichtliche Untersuchung der Kirche fehlte bis dahin ebenso wie archäologische Sondierungen im Fundamentbereich. Die erste - und bis heute einzige - wissenschaftliche Auseinandersetzung dieser Art mit der Erfurter Peterskirche geht auf Karl Becker zurück. Becker führte 1920 eine erste Grabung durch. Auf die Erörterung des Vorberichts dieser Grabung⁴⁰ kann hier verzichtet werden, da Becker die Ergebnisse der Grabung und weiterer Untersuchungen von 1921 zusammenfassend im Inventarband zu den kirchlichen Baudenkmälern der Stadt Erfurt, der das gesamte Kloster mit allen seinen Baulichkeiten umfaßt, darstellte⁴¹. Neben einer Aufstellung historischer Ansichten und Pläne des Klosters, insbesondere der Kirche findet

³⁶ Erlandsen 1883, S. 181

³⁷ Erlandsen 1883, S. 182

³⁸ Erlandsen 1883, S. 183

³⁹ Erlandsen 1895

⁴⁰ Becker 1920

⁴¹ Becker 1929, S. 531 - 642

sich dort eine Zusammenstellung sämtlicher damals zugänglicher handschriftlicher und gedruckter Quellen⁴².

Becker gibt zunächst einen Überblick über die Geschichte des Bauwerks⁴³. Es folgt ein vollständiger Abdruck der Regesten⁴⁴, bevor Becker zum eigentlichen Thema seiner Arbeit, zum Bauwerk selbst kommt⁴⁵. In die dezidierte Beschreibung des Bauwerks mit Wiedergabe einer vollständigen Bauaufnahme der Kirche in ihrem damaligen Zustand eingebettet ist der Bericht über die Grabungen der Jahre 1920/21⁴⁶. Es folgt eine knappe Vorstellung nicht mehr vorhandener Bauteile anhand von zeichnerischen Wiedergaben der Kirche⁴⁷, bevor die Arbeit sich den Klostergebäuden zuwendet, die nur noch aufgrund der überlieferten Zeichnungen vergangener Jahrhunderte beurteilt werden können⁴⁸. Die Arbeit schließt mit einem Résumé⁴⁹, dem ein kurzer Anhang zur ehemaligen, zumeist verlorenen Ausstattung angefügt ist⁵⁰.

Beobachtungen an der Bausubstanz der Kirche führten zu ersten baugeschichtlichen Erkenntnissen über die Peterskirche. Dazu gehört die Feststellung, daß der Bau durchgängig aus Quadermauerwerk besteht, das abschnittsweise in gleichmäßig hohen Schichten versetzt ist – mit Ausnahme der nördlichen Seitenschiffswand, die einst an den Kreuzgang grenzte und deshalb weniger sorgfältig gearbeitet ist (Abb. 11 – 14). Ein Sprung der Schichtenhöhe in der Mitte des Südquerhauses hat eine ungleiche Anzahl von Steinschichten zu beiden Seiten des Portals (Abb. 60) zur Folge⁵¹. In diesem Wechsel der Schichtenanzahl und in der Beobachtung, daß “bei den Chorabseiten (Presbyteriumseitschiffen, d.Verf.) und Apsiden sämtliche Schmuckteile bei sonst fast gleicher Ausbildung wesentlich zierlicher gestaltet sind, als beim Langhausseitschiff”⁵² schließt Be-

⁴² Becker 1929, S. 531 - 535

⁴³ Becker 1929, S. 539 - 549

⁴⁴ Becker 1929, S. 550 - 586

⁴⁵ Becker 1929, S. 587 ff.

⁴⁶ Becker 1929, S. 607 - 619

⁴⁷ Becker 1929, S. 619/620

⁴⁸ Becker 1929, S. 620 - 626

⁴⁹ Becker 1929, S. 627 - 630

⁵⁰ Becker 1929, S. 631 - 642

⁵¹ Becker 1929, S. 588

⁵² Becker 1929, S. 595

cker, daß ein jüngerer Presbyteriumbau in der Mitte des Querhauses an ein älteres Langhaus anschließt. Neben den Beobachtungen mittelalterlicher Veränderungen führt Becker auch neuzeitliche Veränderungen an, die zumeist mit dem Umbau der Kirche zum Magazin im 19. Jahrhundert zusammenhängen. So weist er nach, daß die Rundbogenfenster des Langhauses vergrößert wurden⁵³ und die Westfront der Kirche nach Abbruch der Vorhalle überarbeitet, dabei auch die Architektur des Westportals abgearbeitet wurde⁵⁴.

Von besonderer Bedeutung ist sicherlich Beckers Bericht über seine Grabungen im Presbyterium- und Querhausbereich der Kirche. Dabei konnten Fundamente eines älteren Presbyteriumbaues freigelegt werden (Abb. 19), von dem allerdings nur noch die ehemaligen Trennwände zwischen Presbyterium und Presbyteriumseitenschiffen, sowie zwei rechtwinklig zu ihnen angeordnete „Querfundamente“ vorhanden waren, die mit den Fundamenten der Außenmauern im Verband stehen. Letzteres belegt nach Becker die Zugehörigkeit der „Querfundamente“ zur ersten Bauphase⁵⁵. Die „Querfundamente“ sieht Becker als Reste von Turmfundamenten an, die sich *nach Osten* hin fortgesetzt haben und dort bei Anlage der jüngeren Osttürme zerstört worden sein sollen⁵⁶. Die Trennmauern sind gegenüber den heutigen Presbyteriumseitenschiffsarkaden deutlich in Richtung Presbyteriummittelschiff versetzt. Unmittelbar vor den östlichen Vierungspfeilern brechen sie dann ab. Auch der östliche Abschluß des ursprünglichen Presbyteriums war im Fundament nicht mehr nachzuweisen, doch hier fand Becker vor allem in den Fundamenten der Osttürme eine Anzahl von Spolien verbaut, unter anderem mehrere profilierte Sockelsteine mit Krümmungen, wie sie für Apsiden üblich sind (Abb. 19, unterer Blattrand). Aus dem Krümmungsgrad ließ sich zwei verschiedene Kreisradien rekonstruieren, die Becker einer Haupt- und mindestens einer Nebenapsis zuordnete. Soweit der auch zeichnerisch bis ins Detail belegte Befund.

Becker folgerte aus diesem Befund, daß dem heutigen gerade geschlossenen Presbyteriumbau ein älterer vorausging, der durch stilkritische Vergleiche ebenfalls ins 12. Jahrhundert zu datieren sei, aber einen ganz anderen Grundriß gehabt habe. Seine Vorstellungen

⁵³ Becker 1929, S. 596

⁵⁴ Becker 1929, S. 596 und 600

⁵⁵ Becker 1929, S. 609

⁵⁶ Becker 1929, S. 611

von dieser älteren Presbyteriumanlage sind leider nur in einer winzigen Skizze festgehalten (Abb. 19, Bildmitte, herausvergrößert in Abb. 25). Sie zeigt eine Dreiapsidenanlage mit Türmen über dem Ostende der Presbyteriumseitenschiffe anstelle der heutigen gerade geschlossenen Ostturmfront.

Auch die Feststellung, daß die Seitenschiffe breiter und das Mittelschiff schmaler zu rekonstruieren sind, als dies beim heutigen Bau der Fall ist, ist durch den Befund belegt. Becker rekonstruierte eine ursprüngliche östliche Vierungspfeilerstellung westlich der heutigen (Abb. 25). Wie das Mittelschiff wäre demnach auch das Querhaus schmaler gewesen, als das heutige. Als archäologischen Beleg führte Becker eine "Steinpackung" westlich der Vierungspfeiler⁵⁷ an (Abb. 19), die sich aufgrund ihrer Position als Fundament eines Vierungspfeilers deuten ließ⁵⁸. Neben dieser "Steinpackung" fand Becker ein schmales Fundament, das östlich gegen den heutigen Vierungspfeiler läuft. Er wies dieses Fundament einer nördlichen Chorschranke zu.

Den Bauablauf stellte Becker wie folgt dar⁵⁹: Zunächst sei 1103 der Grundstein für den Kirchenneubau durch Abt Burchard gelegt worden, der den Chor "mindestens über Sockelhöhe hinaus" aufführte, so daß er schon 1105 geweiht werden konnte. Die genannte Planänderung weist Becker noch der Amtszeit Burchards zu, da die von ihm als Interimskapelle angenommene Marienkapelle im Klausurbereich bereits 1117, also nur ein Jahr nach Amtsenthebung Burchards geweiht wurde. Als Grund für den Planwechsel hielt er ein Anwachsen des Konvents für möglich. Der Bau sei unter dem aus Hirsau stammenden Abt Wernher I. rasch fortgeschritten, so daß die Kirche mit der Weihe der vier Nebenaltäre kurz nach Wernhers Tod 1143 bereits im Wesentlichen vollendet gewesen sei. Das Vorkallengewölbe führte Becker auf südwestdeutsche Voraussetzungen zurück und datierte es ins 4. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts. Die Tonnengewölbe der Seitenschiffe seien "vermutlich" schon vor dem Brand 1142 geplant, aber erst danach unter dem Eindruck

⁵⁷ Becker 1929, S. 608/609

⁵⁸ Unausgesprochen geht die Rekonstruktion auf den Gedanken zurück, daß in einer „romanischen“ Kirche die Vierung quadratisch zu sein hat, und wenn das ursprüngliche Mittelschiff schmaler war als das heutige, muß auch das Querhaus schmaler gewesen sein, mithin der östliche Vierungspfeiler westlich des heutigen gestanden haben. Von der Form her verrät die "Steinpackung" allerdings nicht, welchem Bauteil sie einmal zugehörte.

⁵⁹ Becker 1929, S. 627 ff.

des Brandes errichtet worden. Die Westtürme seien zwar unvollendet geblieben, doch daß der Bau ursprünglich als Vierturmanlage konzipiert war rekonstruiert Becker aus der verblaßten Darstellung mehrerer viertürmiger Kirchenmodelle auf den „wohl gleichzeitigen“ Malereien über dem Südportal. Das mit dem Bau der Kirche nicht organisch verbundene Paradies vor dem Westportal schließlich datierte Becker ebenfalls in die „romanische“ Bauzeit, hielt eine Errichtung noch vor der Gesamtweihe 1147 für möglich.

Zum Schluß beschäftigte sich Becker mit der kunstgeschichtlichen Bedeutung der Erfurter Peterskirche⁶⁰. Er bezeichnete sie als „ersten Großbau der Hirsauer Schule auf thüringischem Boden“. Allerdings beschrieb er nur den Dreiapsidenchor des ersten Planes als Hirsauisch, war ansonsten aber der Meinung, daß der gesamte Bau wesentlich aus „örtlichen Gegebenheiten“ heraus verstanden werden müsse. Süddeutsche Herkunft der Bauhütte verrieten ihm vor allem die Detailformen, der Würfelfries, der bei den Bauteilen des zweiten Bauplans konsequent durch ein durchlaufendes attisches Profil ersetzt sei. Den Rollenfries der Osttürme verglich er mit Elsässischen Bauten, die Sockel- und Kämpfergesimse mit Oberrheinischen. Die Portale hätten „die Entwicklungsstufe des Säulenportals noch nicht erreicht“ und reihten sich „zwischen das Alpirsbacher Westportal und die Murbacher Portale ein“. Die daraus resultierende Datierung stütze wiederum die Datierung des Presbyteriumumbaus. Im Inneren verglich Becker das Hintereinander der vier Gurtbögen im Presbyterium- und Vierungsbereich mit der „Hirsauer Mutterkirche“. Einige Elemente, wie die „Unterlagsbogen unter den Arkaden“, die Tonnengewölbe der Seitenschiffe und die Kreuzrippengewölbe der Vorhalle führte er über das Oberrheingebiet hinaus auf Einflüsse aus Frankreich zurück. Eine Schulbildung der Erfurter Peterskirche vermochte Becker nicht zu erkennen, er sah aber einzelne Elemente in St. Godehard in Hildesheim, in Königslutter, Hamersleben und Jerichow wiederkehren. Im Wesentlichen gingen jedoch alle diese Bauten auf einheimische Traditionen zurück. In der unmittelbaren Nachfolge der Peterskirche sah er insbesondere die Osttürme des Erfurter Doms und der Erfurter Severikirche.

Die Arbeit Beckers stellt die erste und bisher einzige genaue Untersuchung des Bauwerks dar. Infolge der durchgängigen Geheimdienstnutzung des Gebäudes von 1933 bis 1990

⁶⁰ Becker 1929, S. 628 – 630

waren weitere Bauuntersuchungen oder gar Grabungen völlig unmöglich. Erst nach der politischen Wende in der DDR wurde die Kirche wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Eine erste nachwendezeitliche Publikation über den Petersberg thematisiert u.A. die neuentdeckten Malereien im Inneren der Peterskirche⁶¹. Zur selben Zeit entstand eine zweite monografische Arbeit über die Peterskirche von Rolf Berger als Dissertation der Universität Bonn, die 1994 publiziert wurde. Der Darstellung ging allerdings keine Untersuchung des Bauwerks selbst voraus, insofern waren keine neuen baugeschichtlichen Ergebnisse zu erwarten. Berger nutzte stattdessen die Ergebnisse Beckers und bettete sie – dem heutigen Kenntnisstand entsprechend – in den allgemeingeschichtlichen Kontext insbesondere der Hirsauer Reform ein.

Die ersten beiden Kapitel behandeln Zeit- und Sozialgeschichte Europas, Deutschlands und spezielle Erfurts und seines Petersklosters⁶², sowie die Frühgeschichte des Petersklosters und die geistigen Grundlagen der Hirsauer Reform mit ihren praktischen, insbesondere liturgischen Auswirkungen⁶³. Sie sind im Wesentlichen als Referat altbekannter Positionen zu werten. Neues bringt hier nur der Abschnitt zur Namensgebung des Klosters⁶⁴, die sich bis 1060 zurückverfolgen läßt, vielleicht aber noch älter ist, wobei das gelegentlich genannte Paulspatrozinium der Kirche schon im 11. Jahrhundert dem Peterspatrozinium gegenüber zurückgedrängt gewesen sei. Das dritte Kapitel behandelt die eigentliche Baugeschichte der Kirche⁶⁵. Die Darstellung referiert im Wesentlichen die Untersuchungsergebnisse Beckers, der Autor interpretiert sie lediglich teilweise anders. Darauf wird noch näher einzugehen sein.

Das folgende vierte Kapitel zur Bauanalyse ist zugleich das umfangreichste und muß als Kernstück der Arbeit Bergers gelten⁶⁶. Hier stellte der Autor den Bau zunächst anhand der Angaben Beckers vor, behandelte Maß- und Proportionsprobleme, lieferte eine Beschreibung des heutigen Zustands anhand der Bauaufnahme Beckers und eigener Gebäudebeobachtungen, und befaßte sich mit den älteren Rekonstruktionsversuchen der

⁶¹ Brachmanski / Schirmer 1993, S. 24

⁶² Berger 1994, S. 4 ff.

⁶³ Berger 1994, S. 29 ff.

⁶⁴ Berger 1994, S. 54 ff.

⁶⁵ Berger 1994, S. 61 ff.

⁶⁶ Berger 1994, S. 95 ff.

nicht mehr vorhandenen Bauteile. Bergers Darstellung des Innenraums besteht hauptsächlich aus Proportionsstudien bis hin zur Entwicklung von Quadratur- und Triangulationsfiguren der Langhausarkatur und der Langhauswand, die mit den Maßverhältnissen aus dem Grundriß in Bezug gebracht wurden⁶⁷. Auch der Presbyteriumbereich ist trianguliert, womit sich eine Zentrierung des Ostbaues in der Vierung mit den vier Kreuzarmen, Presbyterium, Querhäuser und choris minor, also das Grundriss-Schema ein griechisches Kreuz der Mönchskirche innerhalb des Gesamtkirchenbaues anschaulich darstellen ließ⁶⁸.

Der Schwerpunkt der Arbeit Bergers liegt in der zweiten Hälfte dieses vierten Kapitels und besteht in der Erklärung baulicher Maßnahmen durch liturgische Voraussetzungen. „Architektur als Bedeutungsträger“, diese Auffassung lieferte die Grundlage seiner Erläuterung der Baugestalt der Erfurter Peterskirche: So wird etwa das Fehlen eines Stützenwechsels⁶⁹, oder das Fehlen einer Krypta⁷⁰ erklärt, die Frage nach der Realisierung der in Ansätzen noch sichtbaren Seitenschiffs-Tonnen im Mittelalter verneint⁷¹, die ablehnende Haltung der „Hirsauer“ zur Wölbung erläutert⁷², und schließlich versuchte Berger sogar daraus zu rekonstruieren, welche Arkadenpfeiler eine Rahmung um den Bogen gehabt haben können, und welche nicht⁷³. Die Liste der Erklärungsversuche ließe sich noch beliebig erweitern, ihre Erläuterung lohnt jedoch nicht, da keiner von ihnen etwas zur Baugeschichte der Kirche oder zu deren architekturgeschichtlicher Einordnung Wesentliches beiträgt.

Auch das fünfte und abschließende Kapitel ist für die Erhellung der Baugeschichte von St. Peter wenig ergiebig. Hier wurde insbesondere die Abhängigkeit der Architektur von

⁶⁷ Berger 1994, S. 191

⁶⁸ Berger 1994, S. 201. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß die Behauptung, Proportionen mittelalterlicher Bauwerke seien durch Triangulation ermittelt worden schon vor vielen Jahrzehnten von Konrad Hecht ad absurdum geführt wurde (Hecht 1969/71)

⁶⁹ Berger 1994, S. 205 ff.

⁷⁰ Berger 1994, S. 207 ff.

⁷¹ Berger 1994, S. 212

⁷² Berger 1994, S. 213 ff.

⁷³ Berger 1994, S. 204. Daß die einzige Innenraumdarstellung der Kirche von C. Schule vom Beginn des 19. Jahrhunderts (Abb. 6) wenigstens im Langhaus keinerlei Rahmungen aufweist blieb offenbar unbemerkt.

der "Hirsauer Reformbaukunst" untersucht. So sei etwa der Westbau auf die burgundisch/cluniazensische "ordo farfensis" zurückzuführen⁷⁴, oder der gerade Presbyteriumschluß auf die Hirsauer Mutterkirche⁷⁵. Aber auch regionale und topographisch bedingte Abhängigkeiten, die etwa bei der Ausbildung der Osttürme eine Rolle gespielt hätten⁷⁶, werden angeführt, so daß die Peterskirche im Ergebnis eine "Collage" von Hirsauisch bedingten und "traditionell romanischen" Elementen sei⁷⁷. Bemerkenswert ist Bergers Einschätzung der "stilgeschichtlichen Bedeutung" der Erfurter Peterskirche, die er in einer "Verräumlichung" der Architektur bis hin zur Vorwegnahme des "Raumwillens" der „Gotik“ sah⁷⁸. Entsprechend beschrieb er die Raumgliederung der Kirche als "fließende Regelabfolge" einzelner Raumteile, die in der „Romanik“ noch eine "geschlossene Regelhaftigkeit" aufwies. Darin sah Berger das entscheidend Neue, auf die „Gotik“ Vorausschauende der Erfurter Peterskirche⁷⁹, wobei er andererseits in der Presbyteriumlösung mit Sanktuarium, Querhausarmen, Vierung und choris minor einen "Zentralbau" zu sehen glaubte⁸⁰. Soweit ein kurzer Überblick über die Arbeit Bergers.

Das für unsere Belange wichtigste Kapitel der Arbeit Bergers ist das dritte Kapitel zur Baugeschichte der Peterskirche⁸¹. Schon am Anfang wird klar, worum es dem Autor ging: Dem Neubau der Kirche wird ein programmatischer Ansatz unterstellt, der in der Herstellung eines "sichtbaren Zeichens" der Politik des Hirsauer Reformordens im Osten bestehe, das dementsprechend monumental ausfallen mußte⁸². Darauf beruhen zunächst Bergers Überlegungen zum Initiator des Neubaus, den er in Abt Giselbert, dem Schüler Wilhelms von Hirsau sieht.

Im folgenden Abschnitt zur "Baufortschrittsgeschichte" wird die Frage nach dem leitenden Baumeister gestellt, der als Erbauer der Annenkapelle genannte Konverse Dithmarus ausgeschlossen und auf das Quadermauerwerk verwiesen, das auf Hirsauer Tradition

⁷⁴ Berger 1994, S. 282

⁷⁵ Berger 1994, S. 284

⁷⁶ Berger 1994, S. 283, auch S. 84

⁷⁷ Berger 1994, S. 286

⁷⁸ Berger 1994, S. 279

⁷⁹ Berger 1994, S. 287 ff.

⁸⁰ Berger 1994, S. 278. Der "Zentralbau" läuft allerdings mit seiner Loslösung vom Langhaus dem Gedanken der "Raumvereinheitlichung" zuwider.

⁸¹ Berger 1994, S. 61 ff.

⁸² Berger 1994, S. 63

zurückgeführt wird⁸³. Die Darstellung des ersten Bauplans ist wieder ein weitgehendes Referat der Erkenntnisse Beckers. In der Interpretation der Grabungsergebnisse kommt Berger nur in wenigen Punkten zu anderen Schlüssen als Becker⁸⁴. Zunächst sei ab 1103 die Errichtung des ersten Presbyteriums erfolgt, nach dessen Weihe 1104 sei der Westbau in Angriff genommen worden. Schließlich habe man nach dem Planwechsel und Neubau des Presbyteriums eine „Neuformulierung“ der Langhauswand in der Höhe und von der Gliederung her vorgenommen. Die Darstellung des zweiten Bauplans behandelt vor allem die Frage nach der treibenden Kraft des Umbaues. Seines „original Hirsauer Geistes“ wegen führt Berger den Umbau auf den Abt Wernher I. zurück, der damit „nach innen und nach außen den Hirsauer Anspruch“ habe deutlich machen wollen⁸⁵. Die früher geäußerte Vermutung, daß der Brand von 1142 den Planwechsel hervorgerufen haben könnte wird mit dem Hinweis auf die relativ raschen Weihen bestimmter Altäre schon im darauffolgenden Jahr und die schnelle Fertigstellung, die fünf Jahre später die Schlußweihe ermöglichte zurückgewiesen, auch dies Überlegungen, die schon von Becker angestellt worden waren⁸⁶.

Die letzten Bauteile, die fertiggestellt wurden seien die Osttürme gewesen. Die seiner Ansicht nach schon im ersten Bauplan enthaltene Westturmlösung mit dazwischenliegender Vorhalle sah Berger funktional begründet im Sinne der „ordo farfensis“. Mit der Planänderung im Presbyteriumbereich seien aus funktionalen Erwägungen heraus Osttürme hinzugefügt worden, die Westtürme dagegen möglicherweise ganz bewußt aufgegeben, um der „Vieltürmigkeit“ kaiserlicher Großbauten mit besonderer Betonung der Westtürme die „Hirsauische“, reduzierte Anlage entgegenzusetzen⁸⁷.

Die Planänderung mit der Überführung der „Westrepräsentation“ in eine „Ostrepräsentation“ ist für Berger eine „bewußt aus Hirsauer Geisteshaltung bestimmte“ Entscheidung⁸⁸.

⁸³ Berger 1994, S. 69

⁸⁴ Er hält eine Ostturmanlage über den apsidengeschlossenen Presbyteriumseitenschiffen schon aus ästhetischen Gründen für unwahrscheinlich, vermutet stattdessen eine „Fundamentverstärkung für eine Gurtbogenstellung zur Stützung eines Tonnengewölbes“ (Berger 1994, S. 71/72). Die Fuge zwischen Südwestturm und Südseitenschiff interpretiert er als zweite Umbaumaßnahme, die er mit der Veränderung des Presbyteriumbaues zusammenhängend denkt (Berger 1994, S. 73).

⁸⁵ Berger 1994, S. 77

⁸⁶ Becker 1929, S. 627

⁸⁷ Berger hält sogar ein bewußtes Nicht-Fertigstellen der Türme nach Hirsauer Vorbild für möglich (S. 83).

⁸⁸ Berger 1994, S. 83

Die nicht mehr existierende Paradies-Vorhalle vor den Westtürmen hält er im Gegensatz zu Becker⁸⁹ nicht für ein Werk des 12. Jahrhunderts, sondern für jünger, eine genaue Datierung des nicht ergrabenen Baues sei aber unmöglich⁹⁰. Soweit die wichtigsten Angaben zu Bergers Darstellung der Baugeschichte.

Die Arbeit Bergers zeichnet ein nicht ganz klares Bild der baugeschichtlich relevanten Zusammenhänge. Eine Fülle von Einzelaussagen, vermischt mit unzähligen Zitaten ergibt kein eindeutiges Ergebnis, das über die Erkenntnisse Beckers entscheidend hinausginge. Im Gegenteil, viele Aussagen sind widersprüchlich, da nicht nah genug am Gegenstand der Untersuchung orientiert. In mancher Beziehung sind Befund und Deutung bei Becker besser aufeinander abgestimmt, als bei Berger.

Die Erfurter Peterskirche ist nach der Wende umfangreich saniert worden und wird seit 1993 teilweise als Ausstellungsraum genutzt. Die damals entdeckten Malereienreste im Inneren wurden in den Jahren 2012 – 14 systematisch freigelegt und untersucht, die Ergebnisse dieser Arbeit 2015 publiziert⁹¹, wobei zwei Autoren dieses Sammelbandes noch einmal explizit auf die Baugeschichte der Peterskirche eingegangen sind. Udo Hopf's Beitrag über die Bau- und Nutzungsgeschichte der Klosterkirche⁹² referiert zunächst den Forschungsstand bis 2002, stellt sodann die Bedeutung von „Zangenlöchern in der Lagerfläche“ als Spuren von Hebwerkzeugen heraus, die sich um 1120 am sog. „Eulenturm“ in Hirsau und zeitgleich in Paulinzella nachweisen ließen, und die auch an Quadern der Erfurter Peterskirche zu beobachten seien⁹³. Nicht zu finden seien sie dort aber an „Werksteinen in sekundärer Einbaulage“, die Brandspuren aufwiesen und von Hopf daher mit dem Kirchenbrand von 1142 in Verbindung gebracht werden. Demzufolge gehörten diese Quader zum Neubau des Abtes Burchard, der 1103 begonnen worden war. Das von Becker freigelegte „Hammergerechte Handmauerwerk“, das teilweise als Pfeilerfundament des jetzigen Kirchenbaues diente deutet Hopf mit Verweis auf die Grabungsergebnisse in der Peterskirche in Ohrdruf als möglicherweise noch dem 10. Jahrhundert zugehörig. Diesen Vorgängerbau sieht er durch den Brand des Klosters 1080 nicht derartig beschädigt,

⁸⁹ Becker 1929, S. S. 540 und 620

⁹⁰ Berger 1994, S. 87/88

⁹¹ Paulus 2015

⁹² Hopf 2015, S. 12 - 24

⁹³ Hopf 2015, S. 14 ff.

daß er nicht beim Wiederaufbau zunächst erhalten geblieben sei, so daß die von Becker im Fundament der heutigen Kirche verbauten Werksteine der Dreiapsidenanlage zu einem Ostabschluß aus der Zeit Abt Burchards (nach 1103) gehörten. Dieser Dreiapsidenchor sei entgegen der Angaben Beckers tatsächlich errichtet, dann nach dem Abtwechsel 1127 wieder beseitigt und durch den heutigen „Rechteckchor“ ersetzt worden⁹⁴. Eine von Becker festgestellte Baunaht zwischen Querhaus und Langhaus negiert Hopf und schlußfolgert dann einen „kontinuierlichen Neubau der Klosterkirche unter Abt Werner (Abt 1127 – 1138) ab 1127“. Die Weißen von vier Altären in den beiden Osttürmen und Querhausarmen im Jahre 1143 durch den Mainzer Erzbischof Heinrich I. ließen eine Fertigstellung der Chorseitenschiffe, der Osttürme und der Querhausarme 1143 „durchaus realistisch“ erscheinen, gefolgt von der Fertigstellung des Chores mit Weihe des Kreuzaltares 1147, und weitgehend abgeschlossen mit der Weihe des Dionysos-Altars im Nordwestturm, deren Datum 1182 dann den Abschluß der Bauarbeiten im Bereich des Langhauses markieren würde. Hopf geht also auch bei der Erfurter Peterskirche von einem üblichen Bauverlauf von Ost nach West aus, den er allerdings ohne eingehende Würdigung der vielschichtigen Grabungs- und Untersuchungsergebnisse Karl Beckers behauptet.

An die Ausführungen Hopf's schließt die Darstellung der Baugeschichte von St. Petervon Christian Misch aus demselben Jahr an⁹⁵, der sie noch um eine Variante erweitert. Danach soll der Dreiapsidenchor bereits vor 1103 im Zuge der Wiederherstellungsarbeiten nach dem Brand 1080 errichtet worden, und bereits ab 1103 mit dem Bau des „Rechteckchores“ begonnen worden sein⁹⁶. Auch hier fehlt eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Befunden Beckers, die Ostbau-These Mischs bleibt Spekulation!

Einen weiteren Teilaspekt zur Baugeschichte der Erfurter Peterskirche steuerte Tim Erthel bei, der sich im besagten Sammelband zu den neuentdeckten Malereien von 2015 mit

⁹⁴ Hopf 2015, S. 17. Hopf hält Becker vor, er habe bei seinen Grabungen nicht nach möglichen Ausbruchsräben des Gründungsmauerwerks der Apsiden geachtet, doch warum hätte man nach dem von Hopf angenommenen Abbruch der Apsiden auch deren Fundamente beseitigen sollen? Zudem sind keine weiteren gekrümmten Quader der Apsiden gefunden worden, die es in großer Zahl in der zylindrischen Wand gegeben haben müßte, und die ebenso wenig wie die Sockelsteine beim weiteren Ausbau der Kirche hätten Verwendung finden können.

⁹⁵ Misch 2016

⁹⁶ Misch 2016, S. 57

den Westtürmen und der Vorkirche beschäftigte⁹⁷. Der These, die Westtürme seien nie errichtet worden widerspricht er ausdrücklich und verweist dabei zunächst auf die mehrfache Erwähnung dieser Türme in der „Cronica sancti Petri Erfordensis moderna“. Diese Türme müßten „mindestens Mittelschiffshöhe“ erreicht haben, um von den Zeitgenossen überhaupt als Türme wahrgenommen worden zu sein. Doch entscheiden ist seine Beobachtung von „Abbruchspuren“ am Westende des Langhaus-Obergadens an der Stelle des Südturmes im Welsch'schen Kartenwerk (Abb. 9 unten), die er als „Läufer- Binder- verband“ deutet⁹⁸. Gleiches konnte er auch auf der Darstellung von Samuel Fritz (Abb. 3) beobachten. Somit muß schon davon ausgegangen werden, daß die Westtürme tatsächlich einmal existierten – und die bislang für die Osttürme angenommene Errichtung von hölzernen Turmhelmen, die für die Jahre 1246 und 1254 überliefert sind könnten durchaus auch für die Westtürme bestimmt gewesen sein. Die Westtürme sind allerdings auf Darstellungen der Kirche seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr nachweisbar, so daß sie frühzeitig verloren gegangen sein müssen. Erthel nimmt als frühestmöglichen Zeitpunkt für diesen Verlust einen Blitzschlag im Jahr 1291 an, der den Altar der Allerheiligenkapelle zerstörte, als spätestmöglichen den Erfurter Stadtbrand von 1472, was er für wahrscheinlich hält. Der Aufsatz Erthels enthält außerdem Überlegungen zur Gestalt der völlig verschwundenen Vorkirche, deren Reste noch auf der Darstellungs Welsch's zu sehen sind (Abb. 9 unten). Die Vorkirche rekonstruiert er als basilikal angelegte dreischiffige Anlage von drei Jochen Länge, die wohl zu Welsch's Zeit bereits das Südseitenschiff verloren hatte, so daß deutlich die drei Arkaden der Hochschiffwand zu sehen sind. Eine interessante Überlegung, der im Rahmen dieser Arbeit allerdings nicht weiter nachgegangen werden kann.

II.5. Die wichtigsten Darstellungen der Kirche vor ihrer Teilzerstörung nach 1813

Die älteren, zumeist gezeichneten, seltener gestochenen Darstellungen hatte bereits Becker mustergültig zusammengestellt⁹⁹. Die wichtigsten von ihnen wurden zudem im Bild

⁹⁷ Erthel 2015, S. 25 - 35

⁹⁸ Erthel 2015, S. 26

⁹⁹ Becker 1929, S. 535 - 538

wiedergegeben. Die Arbeit Bergers enthält einige weitere bildliche Darstellungen der Kirche¹⁰⁰. Für die Baugeschichte brauchbar sind allerdings nur wenige Abbildungen, und zwar durchwegs jüngere. Die meisten älteren, wie auch einige jüngere idealisieren und verfremden den Bau zu sehr (Abb. 3 - 5), als daß sich wirklich gesicherte Erkenntnisse aus ihnen gewinnen ließen. Einige von ihnen seien dennoch abgebildet, weil sie etliche – leider häufig widersprüchliche – Informationen bezüglich der Paradiesvorhalle enthalten, die ansonsten überhaupt nicht dokumentiert ist.

Die wertvollsten Abbildungen der Kirche sind im sog. „Welsch’schen Kartenwerk“ von 1726 enthalten, einer Aufnahme der Festungsbauten auf dem Petersberg (Abb. 9). Zwei Blätter zeigen die Kirche einmal von Süden und von Osten. Das Besondere an diesen Abbildungen ist, daß sie offensichtlich auf Vermessungen beruhen, so daß man davon ausgehen kann, daß wenigstens die Proportionen der Kirche realitätsgetreu wiedergegeben sind. Somit lassen sich die Abmessungen der verlorenen Teile, insbesondere der Obergaden und der Querhausgiebel einigermaßen sicher rekonstruieren. Die Details der Fassaden sind freilich weniger gut wiedergegeben. Hier hilft eine Bleistiftskizze von Dornheim, die den Petersberg von Südosten zeigt (Abb. 8). Sie entstand unmittelbar nach der Beschießung 1813 und zeigt die bereits ruinöse, aber bis auf die Dächer noch intakte Kirche. Wesentliche Teile des hier noch dargestellten Mauerwerks gingen erst durch spätere Abbrüche verloren. Die Säulen- und Bogenfriesgliederung der Fassaden ist hier sehr gut zu erkennen.

Diese beiden Quellen sind die einzigen wirklich brauchbaren zur Rekonstruktion des Äußeren. Es gibt aber auch vom Innenraum der Kirche eine Abbildung, einen Stich C. Schules von 1804, der das Mittelschiff Richtung Westen zeigt (Abb. 6). Die Abbildung ist leider die einzige des Inneren. Sie ist zudem nicht zentralperspektivisch konstruiert, womit Formen und Proportionen der einzelnen Bauglieder und des Inventars verzerrt erscheinen. Angesichts dieser Verzerrungen läßt sich nicht einmal mit Sicherheit behaupten, daß die dargestellten Bauglieder wenigstens *von der Sache her* realitätsgetreu wiedergegeben sind, wenngleich der Detailreichtum des Dargestellten wiederum sehr dafür spricht.

¹⁰⁰ Berger 1994, Abb. 101 - 132

III. Beobachtungen zur Baugeschichte der Kirche

Vorab ein Wort zur Methodik dieser Untersuchung: Für die Analyse des Bauwerks werden zunächst einzelne wesentliche Entwurfseinheiten der Erfurter Peterskirche aus dem Gesamtzusammenhang herausgelöst. Dazu gehören etwa die Presbyteriumanlage, das Langhaus oder der Westbau, aber auch baugeschichtlich relevante Details, wie die Wölbung, die Struktur des Mauerwerks, die Pfeilerbildung oder das Gliederungssystem. Sie alle sollen jeweils mit verwandten Architekturen verglichen werden, und zwar zunächst in der unmittelbaren Umgebung in Mitteldeutschland, sodann in anderen Teilen Deutschlands und schließlich Europas. Dabei ist grundsätzlich auf den Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Erfurter Planung zu achten.

III.1. Der erste Entwurf der Kirche

Die beiden Bauphasen der Kirche lassen sich baulich nur am Übergang zwischen Langhaus und Westbau ablesen. Stilistische Unterschiede der Bauplastik – insbesondere bei der Fassadengliederung – liefern ebenfalls Anhaltspunkte für die Phasenunterscheidung. Schließlich stehen uns die publizierten Grabungsberichte Karl Beckers zur Verfügung, die Aufschluß über die geplante Presbyteriumgestalt geben können. Schon Becker konnte aus alledem eine Vorstellung von der ursprünglichen Planung gewinnen, die er aber leider nur verbal, nicht in zeichnerischer Form darstellte. Allein die Rekonstruktion des Presbyteriumbereichs liegt in einer Skizze vor (Abb. 19, Abb. 25), die aber winzig klein, dementsprechend ungenau ist, und zudem wichtige Grabungs- bzw. Untersuchungsergebnisse außeracht läßt, wie noch zu zeigen sein wird: Die Skizze ist allenfalls als stark idealisierte Visualisierung der Vorstellungen Beckers zu werten, hält im Detail aber einer Prüfung nicht stand.

III.1.1. Der ursprüngliche Langhausgrundriß

Die beiden Langhausarkaturen enden im Westen an den östlichen Pfeilern der geplanten Westturmanlage. Diese Pfeiler stehen im Mittelschiff enger zusammen, als die anschließenden Langhausarkaturen. Schon Becker sah die völlig beziehungslos im Raum stehende Halbsäule auf der Ostseite der beiden Turmpfeiler (Abb. 10, Abb. 16 rechts) als Rest eines ursprünglichen Säulen-Bogen-Rahmens an, der denen in den übrigen Langhaus- und Presbyteriumarkaden entspricht¹⁰¹. Die beiden Langhausarkaturen müssen also ursprünglich enger zusammenstehend gedacht, das Mittelschiff schmaler, als heute rekonstruiert werden, was sich mit dem entsprechenden Grabungsbefund im Presbyterium deckt.

Doch auch der *Arkadenrhythmus* der Hochschiffwand wurde mit dem Planwechsel verändert. Dies ergibt sich aus einer Beobachtung Rolf Bergers, wonach die Seitenschiffsfenster nicht genau in der Achse der durch die Pfeiler vorgegebenen Seitenschiffsjoche sitzen, sondern westlich des *chorus minor* in östlicher Richtung „versetzt“ sind¹⁰². Berger führte dies allerdings zurück auf die „wuchtige Gestaltung der westlichen Pfeiler, die im ersten Bauplan anscheinend nicht so dominierend geplant waren“¹⁰³, stellt damit aber indirekt die These infrage, daß die Turmpfeiler zur ersten Bauphase gehören¹⁰⁴.

¹⁰¹ Becker 1929, S. 617

¹⁰² Berger 1994, S. 184, wohl anhand des bei Becker 1929, S. 601 überlieferten Kirchengrundrisses. Unsere erneute Vermessung des Langhauses bestätigte diese Beobachtung.

¹⁰³ Berger 1929, S. 185.

¹⁰⁴ Was schon mit dem Ausdruck „funktionslose“ Säule des nicht existenten Säulen-Bogenrahmens an der Ostseite der Pfeiler von ihm doch eindeutig anerkannt worden war (S.179). Bergers Überlegungen gehen freilich in eine ganz andere Richtung. Er folgert daraus, daß „der Baumeister der Gestaltung und Ausscheidung der Mönchskirche den Vorrang vor der geometrischen Konkordanz mit der Außenwand des Baukörpers eingeräumt“ habe. Darin sieht Berger eine Auseinandersetzung zwischen „Raumdenken und Baukörpergestaltung“, die „allgemein erst viel später, endgültig erst in der Gotik, entschieden“ werde. Diese Behauptung wiederum verleitet den Autor zu einer Untersuchung der Raumverhältnisse, die in der Feststellung gipfelt, daß „neben der Veränderung des Presbyteriumbereichs vor allem eine neue Raumgestaltung der Kirche bestimmend gewesen sein“ müsse (S. 187). Diese Darstellung steht und fällt aber mit der Richtigkeit ihrer Grundlage, der Annahme nämlich, daß die Pfeilerarkaden *bewußt* und ohne Not aus dem Achssystem der Fenster herausgeschoben sind.

Für die Achsverschiebung gibt es eine wesentlich einfachere Erklärung. Aus unserer Aufnahme des Grundrisses (Abb. 20) läßt sich zunächst ableiten, daß die Seitenschiffsfenster tatsächlich alle gleiche Achsabstände aufweisen¹⁰⁵. Da die Anzahl der Fenster mit der der Langhausarkaden übereinstimmt bleibt zu vermuten, daß die Langhausarkaden ursprünglich alle in einer Achse mit den Fenstern geplant waren, somit ebenfalls gleiche Abmessungen und gleiche Abstände voneinander aufweisen sollten. Die ursprüngliche Langhausplanung kann demnach noch keine bauliche Sonderung des choris minor durch einen choris-minor-Pfeiler vorgesehen haben. Dies ist anhand der Grundrißaufnahme auch nachweisbar.

Aufgeteilt zwischen Wand- und Fensteranteil läßt sich ein regelmäßiger Wechsel von 3,31⁷⁵ m Wandfläche zu 1,31⁵ m Fensterbreite feststellen (Abb. 20 links). Die maximalen Abweichungen betragen für den Wandanteil 3,30 und 3,34 m, für die Fenster 1,27 und 1,34 m – die verhältnismäßig großen Abweichungen der Fenstermaße vom Durchschnittswert hängen vermutlich mit deren Vergrößerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammen. Daraus lassen sich die Achsabstände der Fenster errechnen, die im Mittel etwa 4,62 m betragen, wobei die abweichenden Eckwerte mit 4,65 bzw. 4,59 m 6 cm auseinanderliegen (Abb. 20 rechts).

Auch für die Folge der Langhausarkaden im Laienschiff läßt sich ein wiederkehrendes Achsmaß von etwa 4,62 m errechnen, das somit dem durchschnittlichen Achsmaß der Fensterachsen entspricht (Abb. 20 rechts). Aufgeteilt auf Pfeiler- und Arkadenbreite ergibt sich ein durchschnittliches Maß von 1,12 zu 3,50 m. Die maximalen Abweichungen liegen hier zwischen 1,11 und 1,12,⁵ m für die Pfeiler und 3,48 zu 3,51 m bei den Arkaden (Abb. 20 links). Von diesen Durchschnittsmaßen setzen sich die beiden östlichen Arkaden im Bereich des choris minor und die erste westliche Arkade des Langhauses erheblich ab. Die beiden Arkaden des choris minor sind nur 3,12 bzw. 3,16 m breit. Noch verwickelter

¹⁰⁵ Unter der Voraussetzung, daß die nachträgliche Abarbeitung der Fenstergewände sich an den Achsen der mittelalterlichen Fenster orientierte, gleichsam „konzentrisch“ um die alten Fenster herum ausgeführt wurde. Dies scheint zumindestens im Langhaus der Fall gewesen zu sein, denn die heutigen Fenster sitzen exakt mittig zwischen den Halbsäulen der Außenwandgliederung und in einer Achse mit den Bögen des mittelalterlichen Bogenfrieses.

sind die Verhältnisse bei der ersten westlichen Langhausarkade. Aufgrund der Pfeilerausbildung, die den ersten *und* den zweiten Plan widerspiegelt gibt es hier *zwei* Maße für die Arkadenweite. Zum Mittelschiff hin beträgt der Pfeilerabstand 3,10 m, zum Seitenschiff hin wird mit 3,49 m ein den übrigen Langhausarkaden vergleichbares Maß erreicht.

Die Addition von Langhauspfeilermaßen und Arkadenweiten des Laienschiffs (jeweils 1,12 m bzw 3,50 m), bis zum Vierungspfeiler fortgesetzt ergäbe rein rechnerisch eine annähernd kontinuierliche Reihe, die sich ziemlich exakt vom Turmpfeiler bis zur Achse des heutigen Vierungspfeilers fortsetzen ließe. Die Position des Vierungspfeilers in Ost-westrichtung - nicht aber sein Querschnitt - wird dann auf jeden Fall schon im ersten Entwurf bestimmt worden sein. Der Pfeiler stand vor dem Planwechsel nur in Nordsüdrichtung weiter in der Langhausmitte, als heute. Dies aber bedeutet, daß der erste Entwurf noch keinen chorum-Pfeiler besessen haben kann, er muß beim Planwechsel hinzugefügt worden sein (Abb. 22 oben). Da er als einziger Pfeiler mittig zwischen zwei Fensterachsen der Außenwand sitzt wäre er nach der Planänderung *als erstes* versetzt worden. Im chorum hätte man dann unter Beachtung der mittigen Stellung der Seitenschiffsfenster die Weite der beiden Arkaden neu bestimmt, die nunmehr um das Maß der Erweiterung des chorum-Pfeilers reduziert werden mußte. Nebenbei erklärt sich daraus auch der asymmetrische Querschnitt der Vierungspfeiler, die ja um das Maß der Arkadenreduktion in den chorum hinein "verlängert" werden mußten.

Gesondert zu betrachten sind die Anschlüsse der Außenwand an die Westturmanlage und ans Querhaus, im Inneren die Anschlüsse der Arkatur an den Turmpfeiler und den Vierungspfeiler. Die Maße der entsprechenden Wandabschnitte von 2,05 m am Turm und 2,18 m am Querhaus liegen mit 13 cm zu weit auseinander, als daß sich hier eine Maßübereinstimmung mit handwerklich vertretbarer Ungenauigkeit postulieren ließe. Das Gleiche gilt auch für die Arkaden im Inneren mit 39 cm am Turm und 76 cm am Vierungspfeiler. Alle vier Maße lassen sich zudem nicht ins System der Pfeiler- bzw. Wandabschnittsachsen einfügen. Allerdings fällt auf, daß das Maß von 39 cm noch zwei weitere Male auftaucht, nämlich am chorum-Pfeiler, dessen Kern mit seiner Breite von 1,12 m das Maß der übrigen Pfeiler übernimmt, als Kreuzpfeiler aber nach ost und west jeweils um 39 cm auslädt.

Zusammenfassend lässt sich aus dem Vergleich der immer wiederkehrenden Maße mit den Maßabweichungen folgendes feststellen: Gemeinsames Grundmaß von Außenwand und Arkaden scheint das Achsmaß von etwa 4,62 m zu sein. In Ostwestrichtung sind die Positionen von Turmpfeiler und Vierungspfeiler gegenüber dem Ursprungsentwurf unverändert geblieben. Im Bereich des choris minor fallen die Pfeilerachsen mit den Symmetrieachsen der Wandabschnitte zwischen den Fenstern zusammen. Mit dem Hinzutreten dieses Pfeilers beim Planwechsel sind die Achsen *westlich* des choris minor um etwa 30 cm gegenüber den Symmetrieachsen der Wandabschnitte „verschoben“ - allerdings wiederum nicht gleichmäßig, mit Eckwerten zwischen 28,5 und 34 cm. Infolge dieser "Verschiebung" wiederum ist die letzte Arkade vor dem Turmpfeiler etwas enger gehalten, als die übrigen Arkaden (Abb. 22 unten).

Die Erkenntnis, daß das Langhaus ursprünglich keinen baulich gesonderten choris minor aufweisen sollte, ergibt sich nur beim Vergleich der Grundrißmaße. Schon Karl Becker scheint solche Vergleiche angestellt zu haben. Eigentlich nur als Anschauungsmaterial für seine Triangulations-Konstruktion bildete er nämlich den Wandaufriß der letzten 3 ½ Langhausjoche vor der Vierung in beiden Planungsphasen ab (Abb. 24)¹⁰⁶. Die Darstellung der ersten Planungsphase zeigt dabei das östliche Ende des Langhauses – *ohne* choris-minor-Pfeiler! Im Text ging Becker freilich nicht auf seine Rekonstruktion ein, sondern verwies auf eine Folgepublikation, die dann aber nicht mehr erschien¹⁰⁷.

III.1.2. Das Querhaus

Die Abmessungen des Langhauses stammen mit Ausnahme der Mittelschiffsbreite vom ursprünglichen Entwurf. Nach dem Planwechsel stand also die Position der beiden *westlichen* Vierungspfeiler weitgehend fest. Sie mußten – entsprechend der Mittelschiffsverbreiterung – nur noch „auseinandergerückt“ werden. Da die Vierung als Kreuzungspunkt

¹⁰⁶ Becker 1929, Abb. 525 (auf S. 630)

¹⁰⁷ Becker 1929, S. 630

von Mittelschiff und Querhaus vom Grundriss her in aller Regel exakt, oder doch wenigstens der Tendenz nach *quadratisch* ist, ergeben sich aus der Verbreiterung des Mittelschiffs für unsere Rekonstruktion zwei Konsequenzen: Die Vierung muß im ersten Entwurf kleiner, und damit auch das gesamte Querhaus schmäler angelegt gewesen sein (Abb. 22 oben). Da mit der Position der westlichen Vierungspfeiler auch die Position der Querhaus-*Westwand* festgelegt war, muß das Querhaus beim Planwechsel nach *Osten* hin erweitert worden sein. Somit hätte das gesamte dreischiffige Presbyterium nach dem ersten Entwurf etwa 1 ½ m weit in den heutigen Vierungs- und Querhausbereich hineingegrabt, was sich mit dem Grabungsbefund deckt: Becker hatte südwestlich des heutigen Nordostpfeilers der Vierung eine "Steinpackung" gefunden, die er als Fundament des älteren Vierungspfeilers interpretierte (Abb. 19)¹⁰⁸. Von der Position her könnte dies also zutreffen, aber dann wird diese "Steinpackung" keineswegs das Ganze des Fundamentes gewesen, sondern nur als Fundament-*Rest* zu deuten sein – viel zu gering wären die Abmessungen eines solchen Fundamentes für einen kompletten Vierungspfeiler¹⁰⁹.

Bleibt die Frage, wie weit das Querhaus nach Norden und Süden auslud, also wo die Stirnwände der beiden Querhausarme ursprünglich standen. Eine Baufuge auf der Westwand, die auf eine mögliche Erweiterung des Querhauses nach Norden und Süden hindeutete ist nirgends zu entdecken. Dagegen wies schon Becker auf den Wechsel der Quaderschichtenhöhe zu beiden Seiten des Südquerhausportals hin (Abb. 11, Abb. 60, Farbtafel IIa/S. 72), den er als Indiz dafür ansah, daß der westliche Teil des Querhauses einschließlich der Stirnwand des Querhauses noch zum ersten Entwurf gehört¹¹⁰. Demnach müßte die ursprüngliche Querhaus-*Stirnwand* mit der bestehenden identisch sein. Ein weiteres Indiz findet sich in der Stirnwand des nördlichen Querhausarmes. Dort sind die Reste eines Portales zu erkennen, das vom Zuschnitt her relativ schmal und hoch gewesen sein muß, mit einem Entlastungsbogen über dem Sturz (Abb. 13). Das Portal ersetzte man später durch ein niedrigeres, spitzbogiges Portal. Dabei wurden die höhergelegenen Teile lediglich vermauert und sind demzufolge heute noch erkennbar. Das Portal diente einst der Verbindung zwischen Kirche und Klausurbereich. Es sitzt nun aber

¹⁰⁸ Becker 1929, S. 608/609

¹⁰⁹ Das Fundament ist auf jeden Fall durch das nördlich anschließende Fundament der Chorschranke vom zweiten Kirchenentwurf gestört. Nach Westen hin ist es möglicherweise nicht vollständig ausgegraben worden.

¹¹⁰ Berger 1929, S. 627 und Abb. 500 (Grundrißskizze mit der Rekonstruktion des ersten Presbyteriumentwurfs)

nicht *mittig*, sondern nach Westen "verschoben" in der Wand, und zwar um etwa die Hälfte jenes Maßes, das der Verbreiterung des Querschiffs nach dem Planwechsel entspricht. Das Portal dürfte also noch dem ursprünglichen Entwurf angehören, womit sich zunächst bestätigt, daß das Querhaus nach der ersten Planung tatsächlich schmaler war, als das bestehende, und daß die auf den Planwechsel zurückgehende Erweiterung einseitig, und zwar *nach Osten* hin durchgeführt wurde. Zugleich aber erweist sich durch die Position des Portals, daß auch die bestehende *nördliche* Querhaus-Stirnwand, in der es sitzt zum Ursprungsentwurf gehören muß.

Von den Raumproportionen her wäre das Querhaus natürlich relativ schmal und lang ausgefallen. Dies ist zwar nicht ungewöhnlich, doch in der Regel findet man dann einen Schwibb- oder Gurtbogen in Verlängerung der Seitenschiffsaußenwand, der den Querhausarm noch einmal unterteilt, wie etwa bei der Ulrichskirche in Sangerhausen (Abb. 71) oder St.Godehard in Hildesheim (Abb. 74). Entsprechende Wandvorlagen sind hier nicht vorhanden, sie wurden aber vielleicht nach dem Planwechsel beseitigt, so daß darüber allenfalls eine erneute Grabung Klarheit schaffen kann. Auch die Frage, ob das Querhaus nach dem ersten Entwurf schon Apsiden aufweisen sollte läßt sich letztendlich nur archäologisch beantworten. Es gibt jedoch ein Indiz, das eher dagegen spricht, allerdings nicht im Querhaus, sondern im Presbyteriumbereich.

III.1.3. Der ursprüngliche Presbyteriumgrundriß

Die Grabungen Karl Beckers (Abb. 19) förderten Fundamente der Hochschiff- und Seitenschiffswände des ursprünglichen Presbyteriums zutage, im Seitenschiffsbereich auch je ein „Querfundament“ zwischen Hochschiff- und Außenwand¹¹¹. In die Fundamente der Osttürme verbaut wurden einige gekrümmte Werkstücke zylindrischer Baukörper gefunden, die Becker als Reste geplanter Apsiden deutete¹¹². Aus den Krümmungsgraden dieser Werkstücke konnten wiederum zwei verschiedene Kreisradien errechnet werden, die auf unterschiedlich große Apsiden hindeuteten. Dies, und der Fund eines profilierten

¹¹¹ Becker 1929, S. 607 ff.

¹¹² Becker 1929, S. 607

Werkstückes, bei dem zwei Bogensegmente mit *unterschiedlichen* Radien zusammenkommen (Abb. 35) ließen auf eine geplante *Dreiapsidenanlage* schließen, die zugunsten der im Wesentlichen noch heute vorhandenen Anlage eines geraden Presbyteriumschlusses mit Ostturmfront aufgegeben wurde.

Aufgrund seines Grabungsergebnisses rekonstruierte Becker ein quadratisches Presbyteriumjoch mit etwa halb so breiten Presbyteriumseitenschiffen, die untereinander jeweils durch eine Doppelarkade räumlich verbunden sind (Abb. 25). Da die beiden Hochschiffwand-Fundamente über das rekonstruierte Presbyteriumjoch hinaus nach Osten weiterlaufen, nahm er noch ein weiteres Joch zwischen Presbyteriumjoch und Apsiden an, das im Mittelschiffsbereich etwa die Hälfte eines Quadrats tief ist. Auch die Presbyteriumseitenschiffe weisen dementsprechend ein solches "halbes" Joch auf. Die Mittelpunkte der drei Apsiden-Halbkreise sind auf einer gemeinsamen Grundlinie am östlichen Ende dieses "halben" Joches angeordnet. Bei seiner Rekonstruktion orientierte sich Becker offenbar am bestehenden Bau. So setzte er etwa die Position der Halbkreis-Grundlinie an der westlichen Außenkante der jüngeren Ostturmanlage fest. Archäologisch gibt es dafür allerdings keinen Nachweis, denn die Position der drei Apsiden ist ja, wie dargestellt nicht bekannt. Weil Becker die beiden „Querfundamente“ als Turmfundamente interpretierte und diese Türme über den „Halbjochen“ der Presbyteriumseitenschiffe anordnete rekonstruierte er im Bereich des „halben“ Jochs eine geschlossene Scheidmauer zwischen den drei Schiffen, gleichsam zur "linienförmigen" Abtragung der Turmlasten. Aus diesem Grund auch nahm er für die Außenwände im Bereich der "Halbjochs" eine Mauerverstärkung an, analog zu den Türmen der zweiten Bauphase.

Für eine turmbedingte Mauerverstärkung gibt es ebenfalls keinen archäologischen Beleg, da die Fundamente der Außenmauer nicht untersucht wurden. Mehr noch: Der Befund auf der gegenüberliegenden, der Hochschiffwand widerspricht der These von rechteckigen Osttürmen am Ende der Presbyteriumseitenschiffe sogar, denn die Fundamente unter den von Becker angenommenen Scheidmauern sind deutlich schwächer, als die Fun

damente der Hochschiffwand im Bereich des quadratischen Presbyteriumjochs. Die Fundamentschwächung an dieser Stelle hatte Becker nur beschrieben, nicht erklären können¹¹³.

Zur Erklärung genügt eigentlich ein Blick auf das Ganze des Grabungsbefundes (Abb. 19). Die Fundamentschwächung tritt nämlich genau an jener Stelle auf, an der das beschriebene „Querfundament“, also ein in nordsüdlicher Richtung verlaufendes Fundament die Hochschiffwand mit der Außenwand verbindet. Dieses „Querfundament“ ist in beiden Presbyteriumseitenschiffen aufgedeckt worden. Es blieb bei Beckers Rekonstruktion weitgehend unberücksichtigt, was sicherlich die größte Schwäche seines Rekonstruktionsvorschlages ist. Denn über diesen „Querfundamenten“ ist auf jeden Fall eine geschlossene Wand anzunehmen. Dafür spricht insbesondere die Stärke des Fundments. Das „Querfundament“ geht fugenlos in den westlichen Teil des Hochschiffwandfundaments über. Da auch die Abmessungen gleich sind gehören beide Fundamente in denselben baulichen Zusammenhang. Das „Querfundament“ endet an der Außenwand des Presbyteriumseitenschiffs. Ob es hier eine Verbindung mit dem Außenwandfundament gibt läßt sich den Grabungszeichnungen nicht entnehmen¹¹⁴, wohl aber, daß das Außenwandfundament deutlich schmaler ist, als das „Querfundament“. Dies spricht eher gegen einen baulichen Zusammenhang des Quer- und des Außenwandfundamentes. Nicht untersucht wurde, ob sich das „Querfundament“ *außerhalb* der heutigen Kirche fortsetzt. Diese Frage zu klären ist um so wichtiger, als die Stärke des gesamten Fundamentzuges von Quer- und Hochschiffwand eigentlich nur einen Schluß zuläßt: Hier müssen Türme geplant gewesen sein¹¹⁵, die nicht – wie Becker annahm - *am Ende* der Presbyteriumseitenschiffe, sondern *im Winkel* zwischen Querhaus und Presbyterium stehen sollten (Abb. 26). Daraus lassen sich weitere Schlüsse zur ursprünglichen Planung der Kirche ziehen. Sollten die Turm-

¹¹³ Becker 1929, S. 608 interpretiert den Befund als "rd. 2,00 m breite nischenartige Vertiefung, deren Zweck unbekannt ist".

¹¹⁴ Becker 1929, S. 609 gibt an, daß die Quermauern "mit den Außenwänden im Verband stehen". Da dies auf den publizierten Grabungszeichnungen nicht nachvollziehbar ist, läßt sich auch nichts zu diesem "Verband" sagen, insbesondere nichts zur möglichen nachträglichen Einbindung eines jüngeren Fundaments in das ältere.

¹¹⁵ Schon Becker 1929, S. 611 deutete die „Querfundamente“ als Turmfundamente. Den Zusammenhang mit den nach *Westen* hin weiterführenden Fundamentzügen aber sah er eigenartigerweise nicht. Stattdessen dachte er sich seine Türme nach *Osten* hin fortgesetzt, wobei die östlichen Bereiche durch die jüngeren Turmfundamente zerstört worden seien.

fundamente nämlich quadratischen Grundriß aufweisen wäre auch die Anlage von Querhausapsiden kaum noch denkbar. Ansonsten müßte man von längsrechteckigen Türmen ausgehen, deren äußere Begrenzung unter den heutigen Außenmauern der Presbyteriumseitenschiffe lägen. Zur Klärung dieser Frage sind weitere archäologische Untersuchungen erforderlich.

Auch die Verhältnisse im Inneren der Kirche lassen sich mit dem Grabungsbefund Beckers nicht eindeutig rekonstruieren. Das Hochschiffwandfundament der Nordwand endet nach Westen hin abrupt nach etwa 3,60 m¹¹⁶. Der Kopf des Fundamentzuges ist so sauber gearbeitet, daß dieses Fundamentende unmöglich mit der Anlage des Fundaments für den heutigen Vierungspfeiler zusammenhängen kann. Es muß zum ursprünglichen Entwurf gehören. Der Befund deutet auf eine Öffnung des Turmes zum Presbyteriummittelschiff hin. Doch ob diese Öffnung eine offene Arkade oder eine Tür war, läßt sich aus dem Grabungsbefund *unmittelbar* nicht ersehen. Die asymmetrische Position der Öffnung in der mittelschiffsseitigen Turmwand spricht aber eher für eine Tür, die dem Zugang zum Turm gedient hätte. Nimmt man die Deutung des „Querfundamentes“ als *geschlossene* Ostwand des Turmes hinzu, wäre das gesamte Turmerdgeschoß nicht in den räumlichen Zusammenhang des Kircheninneren integriert, sondern abgetrennt gewesen (Abb. 26).

Dies hat natürlich Folgen für die Rekonstruktion der Hochschiffwand des Presbyteriums. Die Presbyteriumwand wäre mindestens im Bereich des Turmes geschlossen gewesen (Abb. 21 rechts). Doch wie sah sie im Bereich der östlich anschließenden Presbyteriumseitenschiffe aus? Waren die Presbyteriumseitenschiffe ebenfalls geschlossene Räume, oder waren sie zum Mittelschiff hin über Arkaden geöffnet? Der Bau selber liefert keine Anhaltspunkte für eine Rekonstruktion. Allenfalls Analogien könnten hier weiterhelfen, doch es gibt nur wenige Vergleichsbeispiele für die Erfurter Turmlösung. Am nächsten liegt die Stiftskirche im Württembergischen Ellwangen, die allerdings erst im ausgehenden 12. resp. in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand. Die Türme stehen hier im Winkel über den Presbyteriumseitenschiffen, doch im Gegensatz zur gesicherten Rekon-

¹¹⁶ Gemessen vom Winkel zwischen den beiden Fundamentzügen im Bereich des nördlichen Presbyteriumseitenschiffs.

struktion der Erfurter Türme sind die Turmerdgeschosse in den räumlichen Zusammenhang mit dem Presbyteriumraum und dem Querhaus integriert. In Alt-Baiern gibt es einige Kirchen, bei denen die Türme über den Presbyteriumseitenschiffen stehen, allerdings nicht im Winkel zwischen Presbyterium und Querhaus, sondern über den östlichen Jochen der Presbyteriumseitenschiffe. Immerhin kann man in Prüfening (gestiftet 1109, Weihe 1119) und Biburg (1133/40) beobachten, daß die Öffnungen zum Presbyteriummittelraum unter den Türmen deutlich minimiert sind¹¹⁷. Die genaue Gestalt der Presbyteriumhochschiffwand läßt sich somit auch im Analogieschluß nicht rekonstruieren. Vermutlich wird man sich die Presbyteriumhochschiffwände jenseits der geschlossenen Chorwinkeltürme zum Presbyteriummittelraum hin geöffnet vorzustellen haben - etwa über ein oder zwei offene Arkaden von den Abmessungen der Langhausarkaden (Abb. 21, Abb. 22) -, denn sonst wären die beiden Presbyteriumseitenräume abgeschlossene Kapellen gewesen, die wegen der geschlossenen Ostwände der Chorwinkeltürme nicht einmal mit dem Querhaus in Verbindung gestanden hätten.

Die Ergebnisse der Untersuchungen Karl Beckers liefern aber noch weitere Anhaltspunkte zur Rekonstruktion der ursprünglichen Presbyteriumanlage, insbesondere des Presbyterium*grundrisses*. Merkwürdigerweise blieb Beckers eigener Rekonstruktionsversuch eher vage und unbestimmt, obwohl ihm doch die Grundlagen dafür zur Verfügung standen. Seine eigene Grundrißskizze (Abb. 19, im Zentrum der Zeichnung) ist viel zu klein, als daß sie mehr als nur eine grobe Vorstellung von dieser Presbyteriumanlage vermitteln könnte. Schon bei oberflächlicher Analyse der Skizze lassen sich zudem Unstimmigkeiten gegenüber den Grabungsbefunden feststellen. Dies verwundert um so mehr, als Becker gerade die Spolien der Apsiden exakt vermessen (Abb. 35) und daraus die Radien seiner Apsiden errechnet hatte, was ja einen gewissen Aufwand bedeutete¹¹⁸. Aufgrund dieser Radienberechnung ließ sich eine maßstäbliche Rekonstruktion der drei Apsiden herstellen. Dabei zeigte sich zunächst, daß die Apsidenwände deutlich stärker gewesen sein müssen als die übrigen Mauern des Presbyteriums einschließlich der Hochschiffwände, und daß darüberhinaus die Wände der Nebenapsiden noch einmal etwas

¹¹⁷ Ähnlich auch in Windberg (1140, Weihe 1142/ 1167), wo allerdings die Türme nicht ausgeführt wurden.

¹¹⁸ Becker 1929, S. 608

stärker sind als die der Hauptapsis. In der Rekonstruktionsskizze Beckers (Abb. 25) fehlt solche Differenzierung der Mauerstärken.

Damit aber nicht genug. Die drei Apsiden der Becker'schen Rekonstruktionsskizze verschneiden sich, wie bei vielen „romanischen“ Dreiapsidenanlagen üblich, und bilden bei ihm am Schnittpunkt einen annähernd rechten Winkel aus. Nun hatte Becker den beschriebenen Sockelstein gefunden, der genau aus dem Verschneidungsbereich zweier Apsiden mit unterschiedlichen Radien stammt. Dieser Zwickelstein (Abb. 35) aber weist einen deutlich spitzeren Winkel zwischen den beiden Kreissegmenten auf, als der der Rekonstruktionsskizze (Abb. 25). Da die Radien und Wandstärken durch die Angaben Beckers vorgegeben und somit unveränderlich sind, müssen die Zylinder erheblich weiter auseinanderrücken, um eben diesen spitzen Winkel zu bilden. Unsere maßstäbliche Grundrißrekonstruktion (Abb. 26) ergab sogar, daß sich die drei Apsiden lediglich *tangieren*¹¹⁹, und zwar etwa auf der Grundlinie, auf der auch die drei Kreismittelpunkte liegen. Wie die meisten Dreiapsidenanlagen der Zeit um 1100 sitzen auch in Erfurt die Apsiden verhältnismäßig selbstständig nebeneinander¹²⁰, die Staffelung zur Mitte hin, die mit einer Verschneidung der drei Zylinder einhergeht ist erst im fortgeschrittenen Jahrhundert zu beobachten¹²¹. Mit dem Nebeneinander der Apsiden aber können sich Beckers Scheidwände nicht, wie seine Rekonstruktionsskizze suggeriert elegant aus den verschnittenen Wandungen zweier benachbarter Apsiden heraus entwickeln¹²². Der tatsächliche Übergang von den Apsiden zur Hochschiffwand ist völlig anders zu rekonstruieren.

Wie dieser Anschluß ausgesehen haben könnte, zeigt ein Blick auf den Grundriß der etwa zeitgleich entstandenen Ulrichskirche in Sangerhausen (Abb. 71). Auch hier gibt es ein dreischiffiges Presbyterium mit Apsidenschluß, die drei Apsiden sitzen nebeneinander, ohne sich zu verschneiden. Die mächtige, aus der Addition der beiden Apsidenwände

¹¹⁹ Ausgehend von der Gesamtbreite des Presbyteriums.

¹²⁰ So in Hamersleben, Paulinzella und bei der Ulrichskirche in Sangerhausen.

¹²¹ Vgl. etwa die Presbyteriumanlage der Stiftskirche in Königslutter.

¹²² Mit entsprechenden Konsequenzen für die Scheidmauern selber. Für sie bliebe zwischen den drei Schiffen des Presbyteriums im Bereich des „Halbjoches“ sehr wenig Platz. Die Mauerstärke der Scheidmauern fiel danach nur etwa halb so stark aus, wie die der Hochschiffwand, was schon aus statischen Gründen unmöglich ist und in Beckers Rekonstruktionsskizze auch nicht zum Ausdruck kommt.

resultierende Mauerstärke reduziert sich hier stufenweise auf das Maß der Hochschiffwand-Stärke.

Zu fragen bleibt allerdings, ob dieser erste Erfurter Presbyteriumentwurf jemals ausgeführt wurde. Es ist kein einziger Rest der Apsiden in situ gefunden worden¹²³. So könnten die von Becker aufgefundenen Werkstücke der Apsiden angefertigt worden sein, von denen einige dann aber nach der Planänderung, da nicht mehr verwendbar, ins Fundament der Türme verbracht wurden. Die Basisprofile gehören zum aufgehenden Mauerwerk, das – wenn es denn errichtet worden wäre – nach einer Planänderung wieder abgebrochen werden mußte, da es dem neuen Presbyteriumbau im Wege stand. Dies gilt jedoch nicht für die Fundamente. Sie aus dem Boden zu entfernen wäre nicht notwendig gewesen. Freilich könnten die Fundamentsteine aus Gründen der Materialersparnis entnommen worden sein, doch wäre der Fundament*graben* dann mit Bauschutt aufgefüllt worden, den der Ausgräber dann wohl auch entdeckt hätte. Er hätte ihm sogar die Form der Apsiden noch angezeigt. Dies scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein. Also ist zu vermuten, daß die Apsisfundamente nie verlegt wurden, mithin der erste Bauplan im Bereich der Presbyteriumapsiden auch nie realisiert wurde.

Der Spolienfund im Fundamentbereich der Osttürme wirft auch ein bezeichnendes Licht auf die mittelalterliche Bauorganisation. Offenbar wurden bereits Werkstücke – eben die Sockelsteine der Apsiden – und vielleicht weitere Steine in heute unbekanntem Umfang, die auch nach dem Planwechsel noch verbaut werden konnten hergestellt, obwohl die zugehörigen Fundamente noch garnicht verlegt waren. Dies aber ist ohne einen steingerechten Ausführungsplan, dem wohl umfangreiche maßstäbliche Entwurfszeichnungen vorausgingen nicht möglich. Im Zusammenhang mit der Erörterung des Quadermauerwerks der Kirche wird darauf noch einmal zurückzukommen sein¹²⁴.

¹²³ Becker 1929, S. 607

¹²⁴ Kapitel III.3.

III.1.4. Der ursprüngliche Westbau

Die Erfurter Peterskirche sollte, wie noch heute unschwer zu erkennen, mit einer Turmanlage im Westen schließen (Abb. 27). Tim Erthel hat mit seinen Überlegungen zu den Westtürmen wahrscheinlich gemacht, daß die Türme wohl bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts tatsächlich errichtet wurden, dann aber spätestens nach dem Stadtbrand 1472 wieder verloren gingen¹²⁵. Die Wände des Westbaues sind deutlich stärker, als die Langhauswände angelegt (Abb. 10), zudem ragt der Westbaukörper seitlich über die Fluchten der Seitenschiffswände hinaus, setzt sich also deutlich vom Seitenschiff ab. Außerdem weist er ein anderes Wandgliederungssystem auf, als das Seitenschiff, worauf noch einzugehen sein wird. Der bis in Höhe der Seitenschiffsdächer erhaltene Westbau wirkt blockhaft geschlossen, eine Differenzierung zweier Türme etwa ist nirgends zu beobachten, weder baulich durch Risalitbildung, wie auf der Ostfassade der Kirche, noch architektonisch durch die Wandgliederung (Abb. 14). Das geschlossene Untergeschoß des Westbaues weist deutlich auf eine Baugewohnheit hin, die im allgemeinen mit dem Begriff "Niedersächsischer Westriegel" verbunden wird: Über einem blockhaft geschlossenen Unterbau erhebt sich ein hochaufragendes, ebenfalls blockhaft geschlossen wirkendes „Obergeschoß“, das von zwei Türmen eingefasst ist, die aber mit dem Mittelbau gleichsam „verschmelzen“. Es dominiert eben jener Mittelbau zwischen den Türmen, weshalb die ganze Turmanlage wie ein *Riegel* wirkt, der quer zum Langhaus angeordnet ist. Der Mittelbau schließt in der Regel mit einem Glockengeschoß ab, äußerlich erkennbar an offenen Schallarkaturen auf der West- und Ostseite. Die Türme selber ragen meist über den Mittelbau nur wenig hinaus. Sie können im Grundriß rechtwinklig angelegt sein – der Westriegel erscheint dann besonders blockhaft –, sie können sich aber auch über einem "Sockelgeschoß" in oktogonale Türme differenzieren, was dem Westriegel seine Blockhaftigkeit zugunsten eines „geschmeidigeren“ Baukörper-Umrisses nimmt. Die Blockhaftigkeit bleibt dann auf das "Sockelgeschoß" beschränkt. Welche Turmlösung der Erfurter Architekt für seinen möglichen Westriegel vorgesehen hatte, läßt sich natürlich nicht feststellen, da die Türme nie ausgeführt wurden. Doch selbst die Gestalt des Mittelbaues zwischen ihnen, insbesondere seines oberen Abschlusses läßt sich anhand des Bestan-

¹²⁵ Erthel 2015

des nicht rekonstruieren. Hier helfen aber vielleicht einige Beobachtungen und daraus resultierende Schlußfolgerungen im Inneren des Westbaues weiter.

Der Westbau wird hier durch Zwischenwände in drei Raumbereiche unterteilt, einen vom Grundriß her rechteckigen in der Mitte und zwei quadratische an den beiden Schmalseiten (Abb. 10). Arkadenstellungen verbinden die drei Räume untereinander. Auch der quadratische Grundriß der beiden Eckräume verweist eindeutig auf deren geplante Weiterführung in selbstständige Türme, der Westbau war also ganz offensichtlich als Doppelturm-anlage konzipiert.

Am Übergang zwischen Turm und anschließendem Seitenschiff gibt es wiederum eine offene Arkadenstellung. Sie schnürt den Raum zwischen Seitenschiff und Turmuntergeschoß ein, trennt ihn aber nicht ab. Die beiden Seitenschiffe laufen also bis zur Westfront durch, womit die Turmuntergeschosse in den räumlichen Zusammenhang des Langhauses einbezogen sind. Das Kreuzgratgewölbe unter dem Turm hat allerdings gegenüber dem tonnengewölbten Seitenschiff eine gewisse Sonderstellung inne. Die im Grundriss zu beobachtende Wandverstärkung der Turmwände fällt im Inneren nicht auf. Sie wird ausschließlich nach außen hin in die beschriebene seitliche Ausladung des Westbaues über die Seitenschiffsflucht hinaus abgeleitet. Somit wirkt das Turmuntergeschoß als "letztes westliches Seitenschiffsjoch", das sich allerdings deutlich vom übrigen Seitenschiff durch die genannte Arkadenstellung und durch die Kreuzgratwölbung absetzt.

Im Bereich des Mittelschiffs saß eine Empore zwischen den Türmen, noch heute ablesbar an Gewölberesten der früheren Erdgeschoßhalle (Abb. 33). Schon Becker hatte erkannt, daß diese Empore nachträglich eingebaut worden sein muß¹²⁶. Doch wie ist der *ursprüngliche* Westabschluß des Mittelschiffs zu rekonstruieren?

Die Gewölberippen der früheren Empore ruhten auf freistehenden Säulen, die jeweils mittelschiffsseitig vor den Turmpfeilern stehen. Hinter den Doppelsäulen der Empore hat sich die ursprüngliche Pfeileroberfläche erhalten. Wie bei den Langhauspfeilern waren auch in die Massive der beiden Turmpfeiler Nischen eingetieft, in denen wiederum Halbsäulen

¹²⁶ Becker 1929, S. 617, S. 628

standen (Abb. 18 oben, Abb. 32, Abb. 33). Doch die Turmpfeiler mussten aus konstruktiven Gründen deutlich stärker ausgebildet werden als die einfachen Langhauspfeiler. Sie sind in Ostwestrichtung breiter, als im Langhaus, und deshalb ist hier auch die Nische breiter als bei den Langhauspfeilern ausgebildet. Wohl aus diesem Grunde stehen in beiden Nischen nicht bloß Einzel-, sondern *Doppelsäulen*, begleitet von weiteren dünnen vertikalen Rundstäben, die gleichsam die Fläche der Nischenrückwand „füllen“. Auch in Nordsüdrichtung sind die Turmpfeiler stärker, als die Langhauspfeiler ausgebildet. Allerdings wirkt sich die Verstärkung nur im Seitenschiff aus, wo eine Pfeilervorlage den beschriebenen Arkadenbogen zwischen Langhaus und Westbau vorbereitet (Abb. 10). Diese Pfeilervorlage springt an der Ostseite des Turmpfeilers deutlich zurück, so daß für den Pfeiler hier eine Restfläche verbleibt, die - um eine mittig angeordnete Halbsäule bereichert - exakt der Leibung der Langhausarkaden entspricht. Es ist unverkennbar: Die Verstärkung der Turmpfeiler wird *insgesamt* ins Seitenschiff verlagert, um auf der Mittelschiffsseite nicht in den Raum hineinzuragen. Eine Einschnürung des Mittelschiffs an der Grenze von Langhaus und Westbau - etwa durch Pfeilervorlagen zur Aufnahme eines Triumphbogens - ist hier ganz bewußt vermieden, mehr noch: Die Übernahme der Nischen-Halbsäulengliederung von den Langhauspfeilern auf die Turmpfeiler, also die prinzipielle Gleichbehandlung der beiden Pfeilerarten deutet an, daß von Anfang an die Weiterführung der Langhausarkatur über diese Grenze hinweg bis zur Westwand der Kirche geplant war: Es entsteht ein *Arkadenkontinuum*, das bis in den Westbau hineinläuft (Abb. 21). Wie zur Bestätigung gleichen die beiden Arkaden zwischen den Turmuntergeschoßen und dem Mittelschiff *bis ins Detail* den Langhausarkaden, und weisen zudem gleiche Arkadenweite und mittig eingestelltem Säulen-Bogenrahmen auf.

Dies mußte Folgen im heute verlorenen oberen Bereich der Hochschiffwand haben. Mit dem Fehlen von Wandvorlagen am Turmpfeiler ist nämlich ein einschnürender Gurtbogen im Deckenbereich des Mittelschiffs kaum denkbar, erst recht keine Westempore¹²⁷. Man schafft doch kein Arkadenkontinuum bis zur Westwand der Kirche, um es dann durch den

¹²⁷

Berger 1994, S. 82 hatte hier - freilich ohne baulichen Beleg - schon für die Ursprungsplanung eine „Raumanordnung mit Vorhalle und flankierenden Türmen“, angenommen, wobei die Vorhalle als „Doppelquadrat zwischen die beiden Türme gespannt“ gewesen sei (S. 179). Er interpretierte diese Vorhalle als „ursprüngliche Vestibüllösung im Westen“ der Kirche (S. 87).

Einbau einer Westvorhalle zu konterkarieren! Stattdessen wird man im Sinne der “architektonischen Logik” eine Fortsetzung des Arkadenkontinuums in den Bereich der Hochschiffwand bis zur Flachdecke hinauf annehmen müssen, womit aus dem bloßen *Arkadenkontinuum* ein *Raumkontinuum* entsteht: Das Mittelschiff sollte im Gegensatz zu den beiden Seitenschiffen *ungebrochen* bis zur Westwand der Kirche durchlaufen.

Damit läßt sich nun auch die Frage beantworten, wie der obere Abschluß des Bereichs zwischen den Türmen am Außenbau ursprünglich gedacht war. Ein Glockenhaus, wie es in Mitteldeutschland allgemein üblich ist, wäre demnach hier auszuschließen, denn dafür hätte man schon aus statischen Gründen auch die Ostwand des Westbaues im Bereich des Mittelschiffs durch einen Bogen unterfangen müssen. Daher bleibt nur die Annahme eines einfachen Westgiebels zwischen den Türmen, der den vollen Raumquerschnitt des Mittelschiffs auf der Westfassade abbildet¹²⁸, vergleichbar dem Giebel zwischen den Türmen der einstigen Ostturmfront der Kirche¹²⁹, wie ihn das Welsch’sche Kartenwerk zeigt (Abb. 9)

III.1.5. Die Gewölbe

Das Mittelschiff der Kirche war ursprünglich flach gedeckt, und zwar beim ersten, wie beim zweiten Entwurf. Hinweise auf eine geplante Wölbung gibt es im erhaltenen Baubestand nicht. Ein steinernes Tonnengewölbe ist schon wegen der für damalige Verhältnisse

¹²⁸ Mit der Problematik der Dachentwässerung der an die Turmwand grenzenden Dachtraufe des Mittelschiffs-daches.

¹²⁹ Der Vollständigkeit halber ist eine weitere Möglichkeit der Innenwandrekonstruktion anzuführen. Die im Arkadenbereich fehlenden Wandvorlagen könnten, wie einige Vorlagen der Vierung über der Arkadenzone im – nicht erhaltenen – Wandbereich auf Konsolen abgefangen worden sein. Doch aus zwei Gründen schließen wir diese Rekonstruktion aus. In der Vierung ergeben Konsolen dieser Art noch einen Sinn, da hier die Bänke der Mönche standen, denen alle Wand- oder Pfeilervorlagen natürlich im Wege stehen würden. Im Bereich des Westbaues entfällt die Notwendigkeit, solche Vorlagen zu vermeiden. Fast noch wichtiger ist ein anderes, die architektonische Gestaltung betreffendes Argument. Die im Langhaus angelegte Arkadenfigur wird mit unglaublichem Aufwand in den Bereich des Westbaues weitergeführt, so daß sich trotz der aus statischen Gründen notwendigen deutlich stärkeren Turmpfeiler ein Arkadenkontinuum über eben jene andersgearteten Turmpfeiler hinweg ergibt. Warum sollte der Architekt diesen Aufwand, der bis in den Seitenschiffsbereich hineinwirkt betreiben, wenn er das Kontinuum der Hochschiffwand oberhalb der Arkadenzone durch Wandvorlagen auf Konsolen, etwa zwecks Anlage eines Schwibbogens im Deckenbereich wieder zerstören musste? Es bleibt dabei: Das erhaltene Arkadenkontinuum ist ein deutliches Indiz für die ursprünglich geplante Einbeziehung des Mittelraumes in das räumliche Kontinuum des LanghausMittelschiffs.

enormen Spannweite von über 9 Metern in Mitteldeutschland kaum realisierbar gewesen, außerdem wäre die verhältnismäßig dünne Außenwand als Widerlager für den Seitenschub des Gewölbes ungeeignet. Denkbar wäre allenfalls ein Kreuzgratgewölbe, wie es dann ja tatsächlich um 1500 realisiert wurde (Abb. 6). Gegen die ursprüngliche Planung eines Kreuzgratgewölbes spricht aber der gleichmäßige Rhythmus der Fenster und Säulen am heute zerstörten Obergaden, wie ihn die Darstellungen der Kirche vor 1813 (Abb. 8) wiedergeben. Gleiches gilt für das Presbyterium. Hinweise auf eine Kreuzgrat- oder Tonnenwölbung sind auch hier nirgends zu entdecken - Beckers Annahme einer schmalen Tonne im Altarraum zwischen den beiden Osttürmen ist daher reine Spekulation (Abb. 10). Dagegen finden sich im Inneren der Seitenschiffe Ansätze einer Tonnenwölbung, und zwar im Langhaus, wie im Presbyterium (Abb. 16, Abb. 36). Ob die Wölbung schon im ursprünglichen Plan enthalten war, oder erst mit der Umplanung hinzutrat läßt sich am Baubestand allerdings nicht ablesen. Die Behandlung der Tonnengewölbe steht daher etwas willkürlich innerhalb unserer Darstellung der *ersten* Planungsphase der Peterskirche.

Die Tonnenwölbung entwickelt sich über einem flach vortretenden, heute weitgehend zerstörten Kämpfergesims aus der Seitenschiffsaußenwand heraus (Abb. 36). Ein vergleichbares Gesims dürfte auf der Gegenseite über den nicht mehr vorhandenen Arkadenbögen gesessen haben. Die Gewölbe sind, wie die Außenwand völlig ungegliedert. Lediglich am Querhaus und an der westlichen Begrenzung des choris minor am ersten östlichen Mittelschiffspfeiler finden sich Wandvorlagen, am Querhaus sogar Ansätze von Gurtbögen. Mit dem Fehlen unterteilender Wandvorlagen und Gurte wird ein Oberflächenkontinuum von Wand und Tonne geschaffen, das sich nicht nur vom Westbau zum Presbyterium hinzieht – mindestens aber bis zum choris minor, denn dort wird ein Gurtbogen vorhanden gewesen sein -, sondern auch noch über den Seitenschiffsraum hinwegspannt. Dem entsprechen die Pfeiler der Mittelschiffsarkaden, die nur an *drei* Seiten gegliedert, an der dem Seitenschiff zugewandten Seite aber völlig glatt sind. Von den Pfeilern ist leider keiner bis in Höhe des Tonnenkämpfers erhalten, doch weisen die Arkadenpfeiler des Presbyteriums immerhin noch ihre attischen Kämpferprofile auf, die im Langhaus heute fehlen. Sie unterbrechen mit den beiden Kämpfergesimsen der Tonne als einzige Gliederungselemente das einstige Wand- und Gewölbekontinuum.

Die Tonnenwölbung scheint im Ansatz steckengeblieben, aber nicht ausgeführt worden zu sein. Eine Nachricht von 1604 spricht von neueingezogenen „Brettergewölben“¹³⁰. Eine vorangegangene Zerstörung etwa vorhandener Tonnengewölbe, die mit diesen Brettergewölben behoben worden wäre ist nicht überliefert und am Bau selbst auch nicht zu erkennen¹³¹. Somit werden die Brettergewölbe wohl ein im Mittelalter angelegtes, aber nicht mehr ausgeführtes Gewölbe lediglich *komplettiert* haben. Der Grund dafür ist in der Konstruktion des Gewölbes zu suchen. Der Tonnenkämpfer im Inneren sitzt nämlich auf derselben Höhe, wie das ausladende Kranzgesims außen (Abb. 16 unten, Abb. 24). Dies ist sehr ungewöhnlich, denn üblicherweise liegt die Kämpferposition einer Tonne deutlich *unterhalb* der Trauflinie, so daß das Mauerwerk über dem Tonnenkämpfer als Auflast wirkt, die den Gewölbeschub etwas abmildert¹³². Möglicherweise ist die Seitenschiffswand dadurch garnicht mehr in der Lage, den Gewölbeschub aufzunehmen. Dies dürfte auch der Grund dafür sein, daß die Tonne im frühen 17. Jahrhundert nur in Holz, nicht in Stein vollendet wurde. Auf jeden Fall scheint der Konstrukteur des steinernen Gewölbes im 12. Jahrhundert mit der Konstruktion einer Tonne nicht vertraut gewesen zu sein, denn sonst wäre ihm ein solch kapitaler Fehler nicht unterlaufen.

Die ungewöhnliche Position der Tonne würde sich auch auf die Konstruktion des Seitenschiffdaches auswirken (Abb. 24). Aus den Aufnahmen des Welsch'schen Kartenwerks (Abb. 9) ergibt sich eine Firsthöhe von etwa 3,50 m. Die Breite des ursprünglichen südlichen Seitenschiffs beträgt nach der Aufnahme Beckers 4,03 m¹³³. Da die Tonnenwölbung bündig aus dem Seitenschiffsmauerwerk hervorgeht ergibt sich aus diesem Wert der Radius für die Innenspur des Tonnengewölbes von etwa 2 m. Schon diese Innenspur der Tonne würde über die *Außenfläche* des Daches hinausragen – der Querschnitt einer Dachkonstruktion samt Dachhaut ist dabei ebensowenig eingerechnet, wie die Stärke der Gewölbeschale selber. Die kräftige Ausladung des Dachgesimses um etwa 0,70 m entschärft den Konflikt zwischen Tonnenwölbung und Dachkonstruktion nur unwesentlich.

¹³⁰ Staßen 1777, S. 688. Becker 1929, S. 628 geht von einer *Beseitigung* der Seitenschiffstonnen aus, läßt aber offen, ob dies schon anläßlich der Einbringung der Brettergewölbe geschah, oder erst im 19. Jahrhundert. Einen Grund für diese Beseitigung gibt er nicht an.

¹³¹ Insbesondere fehlt die für tonnengewölbte Räume so charakteristische Schiefstellung der Seitenschiffswand, die auf den Seitenschub der Tonne zurückgeht.

¹³² So etwa im Umgang von St. Godehard in Hildesheim, auch im Umgang der Bernwardkrypta von St. Michael in Hildesheim.

¹³³ 4,06 m im Nordseitenschiff.

Prinzipiell bieten sich zur Lösung dieses Problems nur zwei Möglichkeiten an: Die Tonne könnte als Spitztonne geplant gewesen sein, oder man hätte die Firsthöhe des Seitenschiffdaches vergrößern müssen. Geht man von einer Sparrenhöhe von etwa 0,20 m aus, und legt man etwa den gleichen Wert der Stärke der Gewölbeschale zugrunde würde sich der First des Seitenschiffdaches um etwa 1,50 m nach oben verschieben. Dies bedeutete für die Obergadenwand mit ihrer vermutlichen Gesamthöhe von etwa 6,50 m¹³⁴ eine enorme Höhenreduktion um immerhin ein Viertel des gesamten Obergadens.

Weitere Gewölbe saßen einst in den Türmen oder waren zumindest geplant. Es waren den quadratischen oder rechteckigen Turmgrundrissen entsprechend Kreuzgewölbe, von denen sich Spuren im Turmmauerwerk erhielten¹³⁵. Im Südostturm heben sich die sorgfältig bearbeiteten Schildbögen von der gröber gehaltenen Oberfläche des Ansatzes der Gewölbekappen ab.

III.2. Der Aufriß der Hochschiffwand

III.2.1. Die Proportionen des Innenraumes

Das Mittelschiff der Kirche hätte nach dem ersten Entwurf wesentlich schmäler sein müssen, als das realisierte, die Seitenschiffe wären dementsprechend breiter geworden. Doch würden die Raumproportionen des Mittelschiffs damit automatisch andere, als beim jüngeren Langhausentwurf sein? Becker hatte darauf verwiesen, daß sich die Proportionen der drei Schiffe vom Breitenverhältnis 1:2:1 abänderten in 1:3:1¹³⁶. Damit sind freilich nur die Grundrißverhältnisse beschrieben. Viel wichtiger aber sind die Proportionsverhältnisse *im Raum*, also das Verhältnis von Breite zu Raumhöhe. Die Raumproportionen der Seitenschiffe sind heute noch ablesbar und betragen etwa 1:3¹³⁷ (Abb. 16). Das Mittelschiff ist zwar in den oberen Wandbereichen zerstört, seine frühere Raumhöhe läßt sich

¹³⁴ Errechnet nach den Aufnahmen des Welsch'schen Kartenwerks.

¹³⁵ Berger 1994, S.613

¹³⁶ Becker 1929, S. 611

¹³⁷ Bis zum Scheitel des zu rekonstruierenden Tonnengewölbes.

aber mit Hilfe der Kirchenansichten im Welsch'schen Kartenwerk von 1726 (Abb. 9) ansatzweise rekonstruieren, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Pläne tatsächlich, wie Becker annahm, auf ein örtliches Aufmaß zurückgehen¹³⁸. Das im Mittel 9,40 m breite Schiff würde demnach etwa 17 m hoch gewesen sein (Abb. 24), was einem Verhältnis von 1:1,8 (also knapp 1:2) entspricht.

Im Bereich des Westbaues läßt sich nun beobachten, daß die extrem hohen und schmalen Langhausarkaden nach dem ursprünglichen Entwurf deutlich niedriger angelegt waren, als dann im Langhaus tatsächlich ausgeführt (Abb. 13 links, Abb 16). Bei den beiden Turmpfeilern des Westbaues sitzen sämtliche Säulenkapitelle, die der Halbsäulen im Arkadengewände wie die der Doppelsäulen in der mittelschiffsseitigen Nische drei Quaderschichten niedriger, als die entsprechenden Kapitelle der Langhausarkaden, was etwa einem Wert von 1,40 m entspricht. Offenbar fügte man nach dem Planwechsel bei den Langhausarkaden drei zusätzliche Quaderschichten ein, und zwar im Bereich der Halbsäulenschäfte, übernahm aber die übrigen Werkstücke, so daß die Halbsäulen heute schlanker als ursprünglich geplant erscheinen.

Die „Aufstockung“ der Arkadenpfeiler um drei Quaderschichten hatte natürlich Auswirkungen auf die Proportionen des Raumes. Wie sich die Proportionen des Mittelschiffs veränderten läßt sich nicht mehr mit Sicherheit darstellen, da die ursprüngliche Obergadenhöhe nicht zu rekonstruieren ist. Bei den Seitenschiffen aber kann man den ursprünglichen Zustand mit einiger Wahrscheinlichkeit wiedergewinnen. Die Fenster des bestehenden südlichen Seitenschiffes sitzen beim jüngeren Entwurf genau konzentrisch *im* Arkadenbogen, nach dem älteren Entwurf würden sie von den Arkaden überschritten (Abb. 24), was an der Wende zum 12. Jahrhundert kaum mehr denkbar ist. Daher ist anzunehmen, daß auch die Höhe der Seitenschiffsaußenwände mit ihren Fenstern nach dem ersten Entwurf geringer ausgefallen wäre, als dies heute der Fall ist (Abb. 16). Wie oben dargestellt waren die Außenwände bereits angelegt, die Werkstücke der charakteristischen Wandgliederung auf jeden Fall hergestellt, vielleicht sogar schon versetzt. Da das Mauerwerk aber durchgängig aus Quadern besteht gibt es keine Möglichkeit, den Planwechsel anhand von Spuren im Mauerwerk nachzuweisen.

¹³⁸ Becker 1929, S. 619

Um den ursprünglichen Wandaufriß zu rekonstruieren hilft vielleicht ein Blick auf die nördliche Außenwand der Kirche (Abb. 12). Dort schloß ja ursprünglich der Klausurbereich an, weshalb eine detaillierte Wandgliederung wie an der südlichen Außenwand entfallen konnte. Gleichwohl ist auch diese Wand zweizonig ausgebildet, deutlich erkennbar an einem Rücksprung des Wandspiegels mittels eines Schmiegenprofils. Dieser Wandrücksprung sitzt beträchtlich niedriger, als der entsprechende Rücksprung an der Südseite, und zwar genau drei Quaderschichten tiefer. Da dies der Anzahl zusätzlich eingefügter Quaderschichten im Bereich der Langhausarkatur nach dem Planwechsel entspricht, ist mindestens zu *vermuten*, daß sich hier an der Nordseite des Langhauses die Position des Wandrücksprungs nach dem *ursprünglichen* Entwurf erhalten hat¹³⁹. Auf jeden Fall scheint man nach dem Planwechsel auf der Südseite der Kirche die untere Wandzone, deren Wandfläche ja keine bauplastischen Details aufweist um drei Quaderschichten aufgestockt zu haben. Damit konnte die Höhe der oberen Wandzone mit ihrer anspruchsvollen Wandgliederung unverändert übernommen werden. Insgesamt veränderte sich damit aber auch das Verhältnis zwischen unterer und oberer Wandzone, die obere erscheint heute etwas zu niedrig.

III.2.2. Die Hochschiffarkatur

Die Langhaus- und Presbyteriumpfeiler weisen eine eigentümliche Gestalt auf, die in Thüringen oder Niedersachsen vorher noch nicht auftrat, hier aber eine gewisse Nachfolge fand. Der Pfeiler besteht aus einem Pfeilerkern, der im Grundriß leicht längsrechteckig gehalten ist, und an- bzw. eingefügten Halbsäulen (Abb. 17). Allen Pfeilern gemeinsam sind die Halbsäulenvorlagen im Gewände der Arkaden, die durch entsprechende Vorlagen in der Leibung des Arkadenbogens miteinander verbunden waren. Keiner dieser Bögen ist erhalten, sie sind jedoch auf der einzigen überlieferten Innenansicht der Kirche vor ihrer Zerstörung, dem Stich von C. Schule aus dem Jahre 1804 deutlich zu erkennen

¹³⁹ Der Vollständigkeit halber sei hier noch eine andere mögliche Erklärung für die Position der Schmiege angeführt: Die niedrigere Position des Wandrücksprungs könnte auch etwas mit dem Anschluß des Klausurdaches zu tun haben, dessen Balkenlöcher direkt oberhalb der Rücksprungs-Schmiege noch zu sehen sind. Der um drei Quaderschichten niedrigere Wandrücksprung wäre dann als *zufällige* Übereinstimmung der Baumaße zu werten.

(Abb. 6). Im Laienbereich weisen die Langhauspfeiler zum Mittelschiff hin noch eine weitere Halbsäule auf, die dem Pfeilerkern aber nicht vorgesetzt, sondern in eine in den Pfeilerkern eingetiefte Nische *hineingestellt* ist (Abb. 17, Abb. 30, Abb. 31). Bei den Pfeilern des choris minor und im Presbyteriumraum fehlen Nische und Halbsäule, der Pfeiler ist zum Hauptraum des Presbyteriums hin vollkommen ungegliedert. Wiederum einheitlich sind aber die „Rückseiten“ aller Pfeiler gehalten, die Flächen zu den Seitenschiffen hin. Sie sind wie die Mittelschiffsseite der Presbyteriumpfeiler glatt und ungegliedert, da hier das Seitenschiff – wie oben dargestellt – mit seiner ungegliederten Außenwand und den gurtlosen Tonnen ein ungebrochenes Wandkontinuum realisieren wollte, in das sich auch die Pfeiler einzufügen hatten.

Die Pfeiler sitzen jeweils auf einem Sockel, bestehend aus einem blockhaften Unterbau und einem attischen Basisprofil, das um den ganzen Pfeiler herumläuft. Das Basisprofil nimmt die Grundrißgestalt des Pfeilers auf, legt sich dabei auch in die Nische hinein, sowie um die Halbsäulen herum und bildet somit zugleich deren Basen. Auch die niedrigen attischen Kämpferprofile verkröpfen sich über den Säulen, allerdings sind sie nur noch im Presbyterium erhalten. Da dort, wie dargestellt die in die Nischen eingelassenen Säulen auf der Mittelschiffsseite fehlen, ist eine verlässliche Rekonstruktion der verlorenen Kämpferposition im Langhaus nicht möglich.

Becker hatte selbst für diese fehlenden Teile der Langhauspfeiler eine Rekonstruktion versucht (Abb. 17)¹⁴⁰. Die Halbsäulen in der Leibung der Langhausarkaden verband er mit einem Bogen zu einem Säulen-Bogen-Rahmen. Allerdings nahm er für diesen Bogen einen rechteckigen Querschnitt an, so daß die Arkadenbögen gestuft erscheinen. Dagegen zeigt die genannte Darstellung C. Schules in der Arkadenbogenleibung jeweils einen *Rundstab*, also ein Profil, das dem des Querschnitts der Halbsäulen ähnelt (Abb. 6)¹⁴¹. Zwar sind die Proportionen der Pfeiler auf dem Schule-Stich einigermaßen mißglückt, doch der Rundstab in der Bogenleibung ist bei den Arkaden im Bildvordergrund deutlich zu erkennen. Schule dürfte ihn auf jeden Fall gesehen und seinen Rundstabquerschnitt – bei ansonsten fehlerhafter Perspektive und damit Proportionierung der Arkaden – richtig

¹⁴⁰ Becker 1929, Abb. 513 auf S. 614

¹⁴¹ So schon von Böckner beobachtet (Böckner 1883, S. 61)

dargestellt haben. Möglicherweise wiesen nur die Langhaus- und Presbyteriumarkaden solche Rundstäbe in der Bogenleibung auf, denn im Westturbereich hat sich auf der Deckplatte des südlichen Pfeilers an der Westwand der Kirche der „Abdruck“ eines Leibungsbogens mit *rechteckigem* Querschnitt erhalten¹⁴².

Auch Beckers Rekonstruktion der Mittelschiffsseite der Arkadenpfeiler ist kritisch zu hinterfragen. Da das Würfelkapitell der Nischen-Säule ein wenig aus der Pfeilerebene herausragt, die durch die Pfeilerecken definiert wird, ist über dem Kapitell eine Verkröpfung des Gesimses notwendig. Sie wiederum diene - nach Becker - einer über den Pfeilern zu rekonstruierenden „Hirsauischen“ Rechteckrahmung als Unterlage, wie sie in Erfurt etwa am Südquerhaus-Portal zu beobachten ist (Abb. 60). Träfe diese Rekonstruktion zu, dann würden die Nischen-Säulen zusammen mit den Rechteckrahmen und der Rückstufung der Arkaden durch die Säulen-Bogen-Rahmen in der Arkadenleibung tatsächlich eine Figur ausbilden, durch die sich Berger an die Konstruktion von Stufenportalen erinnert fühlte¹⁴³. Am Bau selber ist jedoch kein Rest der Rahmungen über den Arkaden erhalten. Dagegen zeigt der Schule-Stich von 1804 (Abb. 6) zwar ein horizontal durchlaufendes Gesims über den Arkaden, die vertikale Verbindung zum Arkadenpfeiler aber fehlt. Somit kann von einer *Rahmung* nicht gesprochen werden¹⁴⁴. Die Oberfläche des horizontal durchlaufenden Gesimses ist außerdem deutlich erkennbar mit einem Röllchenfries ornamentiert¹⁴⁵, wie er etwa am Außenbau bei den Osttürmen noch heute existiert. Vom Querschnitt her dürfte das Gesims aus einem Viertel-Rundstab und Deckleiste bestehen. Der Röllchenfries weist zumindest auf dem Stich keinerlei Unterbrechungen auf, die auf früher einmal vorhandene vertikale Rahmenanteile schließen ließen. Dennoch enden die Nischen-Säulen nicht im Nichts. Über ihnen befinden sich Figuren auf Konsolen, die allerdings eher neuzeitlich anmuten¹⁴⁶. Daß man zur Aufstellung dieser Figuren die vertikalen

¹⁴² Die Oberseite der Deckplatte ist deutlich verwittert und uneben, nur die Stelle, an der der genannte Leibungsbogen aufgesessen haben muß blieb davon verschont. Die rechteckige Fläche von etwa 43 x 30 cm gibt also den Querschnitt des Leibungsbogens wieder. Weitere „Abdrücke“ dieser Art – mit runder oder rechteckiger Kontur - könnten sich auf den erhaltenen Deckplatten der Presbyteriumpfeiler unter den neuzeitlichen Holzbalken verbergen. Die Deckplatten im Langhaus sind leider verloren.

¹⁴³ Berger 1994, S. 195

¹⁴⁴ Als Parallelbeispiele für eine Kirche eines Hirsauer Reformklosters *ohne* Langhausarkadenrahmung wären die Klosterkirchen in Alpirsbach (1.Dr.12.Jh.), Gengenbach (1.Dr.12.Jh.) oder Lorch/Württ. (1.H.12.Jh.) anzuführen.

¹⁴⁵ Schon von Böckner erkannt (Böckner 1881, S. 65). Vgl. dagegen den Einwand Bergers (S. 194).

¹⁴⁶ Becker 1929, S. 635 wies zwölf barocke Apostelfiguren aus dem Inventar der Peterskirche den Wandflä-

Anteile einer möglichen mittelalterlichen Rahmung beseitigt und die ursprünglichen Anschlüsse an das horizontal durchlaufende Gesims durch Nacharbeitung zum Röllchenfries eliminiert hätte, ist äußerst unwahrscheinlich. Wir müssen somit davon ausgehen, daß die Hochschiffwände der Erfurter Peterskirche entgegen den Annahmen in der Literatur nie eine Arkadenrahmung besessen haben.

Eine Sonderform bilden die beiden Turmpfeiler am westlichen Ende des Langhauses aus (Abb. 18). Die Pfeiler sind durch den Einbau der Empore an der Mittelschiffsseite stark verändert worden. Wie oben beschrieben, befinden sich - hinter einer Doppelsäulenstellung der Empore teilweise verborgen – Reste der ursprünglichen Pfeilergliederung, die analog zu den Langhauspfeilern eine in den Pfeilerkern eingelassene Nische aufweisen, die allerdings wegen der größeren Breite des Pfeilers zwei Halbsäulen, statt nur einer aufnimmt. Die beiden Säulen halten deutlich Abstand voneinander. Da die Nische nicht tiefer in den Pfeiler eindringt als die Nischen der Langhauspfeiler, erscheint sie als *Flach*-nische, und somit ergibt sich die Gelegenheit, zwischen die beiden Säulen eine weitere, sehr flache „Nische“ einzuspannen, die mit mehreren dünnen Rundstäben besetzt ist. Es sind jeweils drei Stäbe, die jedoch einen derartig geringen Querschnitt aufweisen, daß sie an „Dienste“ des französischen Hoch- und Spätmittelalters erinnern. Im Sockelbereich sind sie vom verkröpfenden Profil umschlossen (Abb. 32), ihr oberer Abschluß ist in der Kapitellzone der beiden großen Halbsäulen verborgen, hinter deren ausladenden Würfelp kapitellen sie in der Deckplatte verschwinden (Abb. 33).

Die Langhauspfeiler gehören nach Becker materialiter zum ersten Entwurf, seine Werkstücke könnten vor Beginn des Presbyteriumumbaus schon hergestellt worden sein¹⁴⁷. Sie wären also zwar für die erste Arkatur geschaffen, aber erst nach dem Planwechsel an anderer, an neuer Stelle versetzt worden. Die Werkstücke des kreuzförmigen choris minor-Pfeilers dagegen müssen im Zuge der Umplanung neu gefertigt worden sein, da die bauliche Sonderung auf den Planwechsel zurückgeht. Doch auch der Zwischenpfeiler im Bereich des choris minor ist als Ergebnis des Planwechsels zu werten. Nur so läßt sich

chen über den Langhauspfeilern als früheren Standort zu. Möglicherweise haben die Figuren über den Arkadenpfeilern mittelalterliche Vorgänger, wie sie etwa die „spätromanische“ Stiftskirche von Hecklingen mit ihren Engelsfiguren über den Pfeilern zeigt.

¹⁴⁷

Becker 1929, S. 627

erklären, warum die überaus reizvollen “Nischensäulen” im Langhaus der Laien vorhanden sind, im viel “höherwertigen” choris minor aber fehlen. Warum man hier auf die Wiederverwendung von Steinmaterial des ersten Langhausentwurfes verzichtete, ist nicht zu erkennen. Möglicherweise waren zum Zeitpunkt des Planwechsels noch nicht alle Formsteine der ursprünglichen Langhausarkatur hergestellt, und die bereits vorhandenen reichten nur für das Laienhaus.

Im Laienschiff wurde – wie erläutert – die gesamte Hochschiffarkatur gegenüber dem ersten Entwurf um das Maß der Verstärkung des choris minor-Pfeilers nach Westen „verschoben“ (Abb. 20). Dadurch ist die letzte Arkade vor dem Turmpfeiler etwas enger gestellt, als die übrigen. Die Achsabstände der Seitenschiffsfenster entsprechen dabei denen der Langhauspfeiler. Dies wiederum läßt darauf schließen, daß nicht nur die Werkstücke der Pfeiler, sondern auch die Bogensteine der Arkaden zu Beginn des Umlanungsprozesses schon fertig waren, denn sonst hätte man doch die Gelegenheit genutzt, die deutlich weiteren Arkaden den engeren im choris minor anzunähern, wenn nicht sogar anzugleichen. Damit jedenfalls hätte man ein weiteres, nach der Beseitigung der Arkadenbögen am Bau heute nicht mehr unmittelbar ablesbares Problem umgangen. Unterschiedliche Pfeilerabstände bedingen unterschiedliche Radien der Halbkreisbögen und somit unterschiedliche Scheitelhöhen der Mittelschiffsarkaden. Im Bereich des choris minor und bei der ersten Arkade westlich des Turmpfeilers aber läßt sich dies nur durch Stelzung der Halbkreisbögen vermeiden.

III.3. Das Quadermauerwerk

Schon in der Gründungsurkunde des Neubaues auf dem Erfurter Petersberg wird die Verwendung von Quadermauerwerk eigens gerühmt¹⁴⁸, ein weiteres Mal nach Eintreffen des Abtes Wernher zwischen 1127 und 1138¹⁴⁹. Aus der Formulierung “cum lapidibus quadratis” läßt sich herauslesen, daß das Erfurter Mauerwerk damals durchaus als Besonderheit empfunden wurde. Die Quader (Abb. 38) sind in der Oberfläche außergewöhnlich fein

¹⁴⁸ Nicolai v. Siegen/Wegele 1899, S. 282

¹⁴⁹ Nicolai v. Siegen/Wegele 1899, S. 303

geglättet, sie weisen zudem eine Kantenreinheit auf, die eine Reduktion der Fugenstärke auf "kaum 1 mm"¹⁵⁰ ermöglicht. Die meisten Steine sind deutlich länger, als hoch. Dies ermöglichte der Erfurter Bauhütte, das Quadermauerwerk ohne große Steinverluste in regelmäßigen Schichten auszuführen, d.h. ohne Steinausklinkungen, wie sie für älteres Quadermauerwerk charakteristisch sind.

Die gesamte Kirche besteht zwar durchgängig aus demselben Quadermauerwerk, es lassen sich jedoch auch Unterschiede in der Struktur des Mauerwerks feststellen. So fällt bei der Außenwand des südlichen Seitenschiffes und beim gesamten Westbau eine durchgängig gleiche Höhe der Quaderschichten auf, ohne Höhenversatz oder Ausklinkung an der Bauteilgrenze, womit beide Bauteile wohl in *einem* Arbeitsgang aufgeführt wurden. Die Steinlagen des Südquerhauses weisen zwar auf der Westwand ebenfalls gleiche Schichthöhen auf, die sich aber nicht aus der benachbarten Südseitenschiffswand heraus entwickeln: Zwischen beiden Wänden gibt es einen deutlich erkennbaren Bruch (Abb. 11). Die Osthälfte des südlichen Querhauses schließlich und der gesamte Ostbau weist Quaderschichten mit unterschiedlichen Schichthöhen auf. Etwas schwieriger ist die Nordseite der Kirche zu beurteilen (Abb. 12), denn einerseits schloß sich hier einst die heute vollkommen verschwundene Klausur an, die sicherlich für manche Unregelmäßigkeit der Mauerstruktur verantwortlich zeichnet. Andererseits wurde gerade diese Seite des Gebäudes beim Umbau zum Magazin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders stark in Mitleidenschaft gezogen. Im Wesentlichen ist aber auch hier das gleiche Bild zu beobachten. Westbau und Seitenschiffswand weisen gleichmäßige Schichthöhen auf, die durchgängig ohne Höhenversatz in einem Arbeitsgang versetzt wurden, lediglich am Ostende des Langhauses gibt es in den oberen Wandbereichen eine Störung mit deutlich kleinteiligerem Quadermauerwerk. Das Querhaus setzt sich wiederum vom Schicht-System der Langhauswand ab, wobei interessanterweise im oberen Wandbereich der Querhausnordwand ein Schichtwechsel zu beobachten ist. Die Nordwand des Presbyteriums schließlich, die von allen An- und Umbaumaßnahmen am wenigsten betroffen ist entspricht mit ihrer Quaderstruktur etwa der der Südseite.

¹⁵⁰

Becker 1929, S. 591, nach Conrad/Mertens 1990, S. 183: „weniger als 5 mm“.

Quadermauerwerk besitzt freilich nicht nur einen ästhetischen Wert. Seine Verwendung ist auch ein deutlicher Hinweis auf eine bestimmte Weise der Baustellenorganisation. Das Steinmaterial von Quadermauerwerk kann bis zu einem gewissen Grade vorgefertigt werden, wobei diese Vorfertigung noch nicht mit der der französischen Kathedralbauten des frühen 13. Jahrhunderts – wie sie etwa in Amiens praktiziert wurde – zu vergleichen ist¹⁵¹. So weit dürfte die Baustellenorganisation des beginnenden 12. Jahrhunderts noch nicht gediehen sein. Denkbar ist neben der Vorfertigung bauplastischer Elemente wie Bogenfriesen, Gesimsen oder Sockelprofilen auch die Vorfertigung von einfachen Wandquadern, wobei dort wahrscheinlich noch nicht *alle* Abmessungen fixiert wurden. Immerhin ließ sich die *Steinhöhe* festlegen, denn wie erläutert laufen die einzelnen Quaderschichten in gleichbleibender Schichthöhe um den gesamten Bau herum – lediglich unterbrochen von der Bauabschnittsfuge im Bereich des Querhauses¹⁵². Die übrigen Steinmaße dürften dagegen erst beim Versatz festgelegt worden sein, denn im Unterschied zu den gleichbleibenden *Schichthöhen* variieren die Quaderlängen relativ stark.

Doch warum stellte man überhaupt Steine im Voraus her? Nun, vorgefertigtes Quadermauerwerk ist viel schneller zu errichten, als etwa einfaches Bruchsteinmauerwerk: Mauerarbeiten sind generell nur in der wärmeren Jahreszeit denkbar – in den Wintermonaten ruhten die Arbeiten normalerweise –, wogegen die Quaderherstellung im Schutz geschlossener Werkstätten auch im Winter möglich ist, so daß man Steine vorfertigen und in den Sommermonaten versetzen konnte. Auf diese Weise ließ sich der ganze Bauablauf spürbar beschleunigen. In Erfurt scheint dies mit ein Grund dafür zu sein, daß Kirche und Klausur vom Amtsantritt des Abtes Wernher 1127 an nach nur 20 Jahren Bauzeit praktisch fertig waren¹⁵³.

¹⁵¹ Kimpel/Suckale 1985, S. 220 ff.

¹⁵² So auch schon Conrad/Mertens 1990, S. 169, wo als (weiteres) Beispiel für durchlaufende Quaderschichten die Westapsis der Stiftskirche in Gernrode angeführt wird.

¹⁵³ Siehe Kapitel III.5.

III.4. Das Gliederungssystem der Außenwände

Das Gliederungssystem der Kirche läßt sich unterteilen in die Gliederung der Langhaus- und Presbyteriumseitenwände, sowie die Gliederung der Türme und des Querhauses. Das Gliederungssystem der Seitenschiffe wiederum tritt in zwei Varianten auf, die eine am Langhaus (Abb. 40), die andere am Ostbau (Abb. 41) bei den Presbyteriumseitenwänden und den Querhausapsiden. Beiden gemeinsam ist eine horizontale Grundstruktur, insbesondere die Unterteilung in zwei Wandzonen. Ihr ist das System der vertikalen Gliederungselemente untergeordnet. Die gesamte Wand steht auf einem durchlaufenden, nirgendwo verkröpften zweiteiligen Sockel, bestehend aus Postament mit Schmiegen-Rücksprung, Leiste und attischem Profil. Darüber baut sich eine untere Wandzone auf, die etwa die Hälfte der Wandfläche einnimmt. Sie war ursprünglich völlig geschlossen¹⁵⁴, und weist ansonsten nur eine flache Lisenengliederung auf, die sich aber auf das südliche Seitenschiff des Langhauses beschränkt – am Ostbau ist sie zugunsten einer ungegliederten Mauerfläche aufgegeben. Die untere Wandzone endet mit einer Schmiede. Darüber erhebt sich die zweite Zone, deren Wandgrund über diese Schmiede deutlich zurückgeschichtet wird. Im Gegensatz zur unteren Wandzone ist die obere kräftig gegliedert. Hier sitzen rundbogige Fenster, die die Seitenschiffsräume belichten¹⁵⁵. Sie sind in den Wandgrund hineingeschnitten. Vor diesem Wandgrund befindet sich eine Halbsäulengliederung zwischen den Fenstern, die sich aus den Lisenen der unteren Wandzone heraus entwickelt. Diese Lisenen sind somit als Postamente für die Halbsäulen zu verstehen. Als problematisch erweist sich dabei der Übergang vom Postament zur attischen Basis der Halbsäule (Abb. 43). Das zunächst als flache Lisene erscheinende Postament ragt nämlich über die Wandfläche der unteren Zone hinaus in den Bereich der Schmiede hinein und schafft damit erst die Standfläche für die Säule. Die Schmiede läuft nun nicht etwa

¹⁵⁴ Die rechteckigen Öffnungen stammen erst aus dem 19. Jahrhundert.

¹⁵⁵ Die Fenster schneiden heute in die Schmiede hinein, waren aber ursprünglich kleiner und auch schmaler. Die Fenstersohlbänke saßen vor dieser Maßnahme oberhalb der Schmiede. Das einzige erhaltene Fenster dieser Art befindet sich an der südlichen Querhausapsis, ein weiteres wurde im Bereich des südlichen Seitenschiffs rekonstruiert, allerdings mit rahmenartig eingesetzten, nach dem Vorbild des Apsisfensters profilierten Steinen. Sicherlich werden die ursprünglichen Fenstergewände aus dem anstehenden Mauerwerk herausgearbeitet gewesen sein - ohne Rahmensteine - wie dies auch das erhaltene Apsisfenster zeigt. Vom Baubefund her ist die Rekonstruktion allerdings nicht zu rechtfertigen, denn es gibt keinen Hinweis darauf, daß die Langhausfenster *profilierte* Fassungen besaßen, wie das Apsisfenster, wie alle Bearbeiter der Peterskirche annahmen. Nur die nachträgliche Erweiterung der Fenster scheint durch die architektonisch unbefriedigende Fenstersohlbank-Lösung gesichert. Nicht gesichert ist die Annahme, daß die Erweiterung der Fenster erst im 19. Jahrhundert erfolgte. Genaugut könnte sie auch auf die Barockzeit zurückgehen.

seitlich in das Postament hinein, sondern wird seitlich des Postaments herumgewinkelt, dann aber im Kontinuum der Wandfläche der unteren Zone glatt abgeschnitten. Dabei entsteht ein merkwürdiger Winkel am oberen Ende des Postaments, den die zweite Variante des Außenwandgliederungssystems im Presbyterium- und Querhausbereich vermeidet, indem sie auf die Lisenen der unteren Wandzone völlig verzichtet (Abb. 41). Die Halbsäulen der oberen Zone entwickeln sich dort über die herumgewinkelte Schmiede aus der Wandfläche der unteren Zone heraus. Bei der Lisenengliederung des Langhauses dürfte es sich von der Genealogie her um die *ältere* Wandgliederungsvariante handeln, der gegenüber die dann als *jünger* zu bezeichnenende im Bereich des Presbyteriums das System *vereinheitlicht*. Dies gilt auch für einige weitere Merkmale der Wandgliederung.

So ungewöhnlich wie der Übergang von Postament und Säulenbasis in der älteren Variante der Wandgliederung ist auch die Kapitellzone gehalten (Abb. 42). Die Kapitelle selbst sind einfache Würfelkapitelle mit "Hirsauer Nasen" an den Enden der Kapitellschilde. Sie werden kombiniert mit einem doppelt gestuften Rundbogenfries, der allerdings nicht *auf* den Kapitellen sitzt, sondern *zwischen* den Kapitellen „eingehängt“ erscheint: Der Bogenfries läuft gleichsam in die *Flanken* des Würfelkapitells hinein. Diese Bogenfrieslösung ist am gesamten Bau zu beobachten, wurde also auch nach dem Planwechsel am Ostbau beibehalten. Statt – wie sonst üblich – die Wandgliederung mit diesem Bogenfries zu beschließen folgt nun noch ein weiteres Element. Es ist eine Art Kranzgesims, ein durchlaufendes Profil, das sich aus einer "Würfelfries"-Schmiede, einer Leiste und einer abschließenden, weitausladenden Hohlkehle mit "Tropfnase" zusammensetzt. Die Schmiede sitzt zwar oberhalb der Würfelkapitelle, entwickelt sich aber aus der Wand heraus. Um sich dennoch mit den Säulen zu verbinden verkröpft die Schmiede über den Kapitellen. Diese Verkröpfung setzt sich freilich nicht in die Hohlkehle hinein fort, sondern endet bereits am oberen Rand der Schmiede, die Schmiedeanteile über den Säulen sind also steiler, als über den Wandflächen. Wie beim Postament wirkt auch diese Lösung etwas gewaltsam. Unverkennbar ist aber das Bemühen, die einzelnen Gliederungselemente formal aufeinander zu beziehen, um ein Gliederungskontinuum zu schaffen.

In den jüngeren Bereichen des Ostbaues wird nun auch das Kranzgesims variiert (Abb. 29). An der Südseite des Presbyteriums und an der Südapsis setzt die weitausladende

Hohlkehle zwar ebenfalls unmittelbar auf der Leiste auf, der Nahtstelle ist jedoch ein zweiter umlaufender Rundstab von der Stärke der "Tropfnase" appliziert. Noch weiter verändert ist das Kranzgesims an der Nordseite des Presbyteriums sowie bei der Apsis des Nordquerhauses (Abb. 37). Das Gesims besteht hier nur aus der Würfelfriesschmiege und Leiste, Rundstab und Hohlkehle samt "Tropfnase" fehlen. Über der Leiste setzt fast nahtlos ein Steindach an. Es besteht aus Steinplatten, die mit einer konvexen Rundung beginnen. Leider sind hier nur "Hegemonen" erhalten, darüber setzt sich das Dach mit einer gewöhnlichen Ziegeldeckung fort¹⁵⁶.

Das beschriebene Wandgliederungssystem mit seiner Zweizonigkeit und der Entwicklung der oberen Zone aus der unteren ist für Flächen konzipiert, die horizontal gelagert sind. Weniger geeignet ist es für alle hochaufragenden Baukörper der Kirche, also für Querhäuser und Türme. Für sie wurde in Erfurt ein anderes System entwickelt, das aber mit dem beschriebenen Gliederungssystem an den entsprechenden Verbindungsstellen kompatibel sein mußte. Das Gliederungssystem der Türme und des Querhauses ist daher sehr einfach gehalten (Abb. 29, Abb. 28). Es besteht aus einer Art Rahmung, die die Ecken des Baukörpers und sein oberes, wie unteres Ende einfaßt. Die Eckfassung wird mit einfachen Vorlagen realisiert, die über dem Sockelprofil durch einen horizontalen, mittels einer Schmiege auf den Wandgrund zurückbindenden Wandstreifen miteinander verbunden sind. Da der *obere* Wandbereich der Türme und des Querhauses durchwegs zerstört ist läßt sich eine Verbindung zwischen den Eckvorlagen hier nicht mehr nachweisen. Die Darstellung Welschs zeigt im Übrigen, daß die Osttürme darüberhinaus noch eine geschoßweise Unterteilung durch horizontale Verbindungsstücke aufwiesen (Abb. 9). Reste von ihnen haben sich erhalten. In Höhe des Wandabbruchs von 1816 verbindet eine schmale Leiste die beiden Eckvorlagen (Abb. 11, Abb. 15). Wie der Wandstreifen über dem Sockel bindet auch sie auf den Wandgrund zurück, allerdings mittels eines kräftigen Rollenfrieses.

¹⁵⁶ Die geplante Steindeckung gehört zur zweiten, zur Umbauphase im Presbyterium- und Querhausbereich. Es muß allerdings bezweifelt werden, daß diese Steindeckung jemals vollständig ausgeführt worden ist. Sie findet sich nur an der Nordseite der Kirche. Eine einseitige Steindeckung nur auf der Nordseite des Presbyteriums ist schlechterdings undenkbar.

Der Ostbau ist vom Sockel an durch dieses Rahmensystem gegliedert. Somit lassen sich die einzelnen Teile dieses Baues, die Türme und die Ostwand des Presbyteriums architektonisch deutlich voneinander absetzen (Abb. 11, Abb. 15, Abb. 41). Die Presbyteriumostwand (Abb. 41 mitte) wirkt dabei wie ein Zwischenelement, das sich durch das Fehlen einer gliedernden Rahmung einschließlich des attischen Sockelprofils auszeichnet. Auch diese "Zwischenwand" weist in Höhe der Seitenschiffsdächer ein horizontales Gesims auf, das aber um ein wenig höher sitzt, als die Gesimse der benachbarten Türme und im Gegensatz zu ihnen ein einfaches attisches Profil aufweist. Beide Maßnahmen isolieren bewußt die Türme und den Mittelbau *zwischen* ihnen.

Ganz anders der Westbau. Auf der Südwand (Abb. 28) ist ein oberes Verbindungselement nirgendwo mehr zu entdecken –, und wohl auch nie vorhanden gewesen. Doch auf der Westwand (Abb. 14) fehlt auch eine *vertikale* Gliederung, aus der sich die geplante Zweitürmigkeit ablesen ließe, wie bei den Osttürmen (Abb. 41). Nur die beiden *äußeren* Kanten der beiden Türme weisen hier Eckvorlagen auf, verbunden durch einen horizontalen Wandstreifen, der wegen des Fortfalls des attischen Basisprofils deutlich breiter ist, als noch auf der Südwand des Westbaues oder den Türmen des Ostbaues. Mit dem Fehlen der vertikalen „Binnengliederung“ der Westwand aber erweckt der Westbau den Eindruck, als sei er als "Westriegel" konzipiert. Freilich wurde dieser "Westriegel" nur bis in Höhe der Seitenschiffstraufe errichtet, wie er weitergeführt werden sollte läßt sich am Bau selbst nicht mehr nachweisen. Hier sind wir auf Vergleichsbeispiele angewiesen. So bildet etwa der Westbau des sechzig Jahre jüngeren Braunschweiger "Domes" St. Blasius im unteren Bereich ein durchgehendes „Sockelgeschoß“ aus, dessen Gliederung aus Ecklisenen mit Kantensäulchen besteht (Abb. 111). In Höhe der Seitenschiffsdächer schon endet dieses riegelartige „Sockelgeschoß“ mit einem Kaffgesims. Darüber setzen die oktagonalen Türme an, deren ECKEINFASSUNG sich auch auf der Wand des Rosengeschosses zwischen den Türmen abbildet, obwohl hier noch gar keine Oktogonecken ausgebildet sind. Ähnlich könnte auch der Westbau der Erfurter Peterskirche angelegt gewesen sein – wenn er nicht gar als vollständiger *Westriegel* gedacht war, worauf noch einzugehen sein wird.

Die zweizonige Ausbildung der Seitenschiffswand endet abrupt an der ungegliederten Querhausflankenwand (Abb. 59). Die Halbsäule steht hier aber nicht *unmittelbar* im Winkel der beiden Mauern, sie hält etwas Abstand von der Querhauswand. Daher bildet sich zwischen ihr und der Halbsäule noch der Ansatz eines Friesbogens aus, der aber in der Querhauswand gleichsam „verschwindet“. Der Übergang zwischen den beiden Wänden wirkt hier etwas unbeholfen. Nur wenig anders sieht der Anschluß an den Südwestturm aus (Abb. 58). Vor allem wurde hier eine Fortführung der Zweizonigkeit der Langhauswand auf die östliche Turmwand mittels eines weiteren Wandrücksprungs zwischen Ecklisene und Seitenschiffswand angelegt (Abb. 16 links). Der Rücksprung sitzt allerdings in Höhe der attischen Säulen**basis**, also deutlich höher, als auf der benachbarten Seitenschiffswand. Die obere Zone der Turmwand blieb freilich schon im Ansatz stecken, denn der Turm ragt nur knapp über die Flucht der Seitenschiffswand hinaus und wird mit einer Ecklisene gefaßt, die sich auf der Turmostwand aus dem geschlossenen Mauerwerk der unteren Turmzone heraus entwickelt. Der Rücksprung im oberen Bereich des Südwestturmes hat aber zur Folge, daß die Halbsäule nicht wie ihr Postament direkt im Winkel der beiden Mauern steht, sondern deutlicher noch, als die Halbsäule am Übergang zum Querhaus (Abb. 59) Abstand von der Turmwand hält. Zwischen dem Würfelkapitell der Halbsäule und der Turmwand bleibt somit nicht nur Platz für einen Friesbogen**ansatz**, sondern für einen *halben* Friesbogen, womit auch hier die Härte des Übergangs zwischen den beiden Wänden etwas gemildert ist.

Berger sah in der „mißlungenen Basisstellung“ der Halbsäule (Abb. 58) ein Indiz für eine nachträgliche Umplanung der Seitenschiffswand, die er als Folge der Proportionsveränderung im Inneren durch die Verbreiterung des Mittelschiffs auf die Proportionen der Seitenschiffswandgliederung ausgedehnt wissen möchte¹⁵⁷. Den Wandrücksprung der Seitenschiffswand rekonstruierte er daher in derselben Höhe, wie am Turm, das ausladende Kranzgesims soll weniger ausladend gewesen sei. Mit dieser Rekonstruktion stellte Berger dann ein Verhältnis zwischen unterer und oberer Wandzone von 2:1 fest.

Eigenartig mutet dabei seine Vorstellung an, daß die ohnehin viel zu hohe untere Wandzone nach dem ursprünglichen Plan noch etwas höher, die deutlich zu niedrige obere

¹⁵⁷ Berger 1994, S. 116

Wandzone dagegen noch etwas niedriger gewesen sein soll, als heute. Seine Rekonstruktion selber läßt sich zudem bei der Analyse des Mauerwerks nicht nachvollziehen. Es gibt nicht den geringsten Hinweis auf eine nachträgliche Veränderung am Anschluß der Seitenschiffswand an den Turm. Die im Bereich der Lisene beobachtete Baufuge setzt sich in der oberen Wandzone nicht fort, in Höhe der Plinthe unmittelbar unter dem attischen Profil der Halbsäule beginnt der bauliche Zusammenhang der Langhaus- und Turmquader. Somit ist zwar in der unteren Wandzone eine Bauabschnittsgrenze zu beobachten, im entscheidenden Bereich am Wechsel zur oberen Wandzone aber wurden Turm und Langhausmauerwerk bereits zusammenhängend versetzt. Die "mißlungene Basisstellung" der Halbsäule ist also eine bewußte Entwurfsentscheidung des Architekten, und nur daraus ist sie zu verstehen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Türme ursprünglich weitaus höher aufragen sollten, als ausgeführt. Mit dem Wandrücksprung auf der Turmostseite beginnt eine Lisene, die den gesamten Turm an der Ecke einfassen sollte. Sie endet keinesfalls in Höhe des ausladenden Seitenschiff-Kranzgesimses, das somit ganz konsequent ohne Verbindung gegen das Turmmauerwerk läuft. Der Wandrücksprung auf der Turmostseite dagegen nimmt zwar ein Motiv der Seitenschiffswand auf, trägt aber der Tatsache des hochaufragenden Turmes Rechnung und setzt dementsprechend höher an, als beim Seitenschiff. Die angeblich "mißlungene Basisstellung" der Halbsäule sitzt genau in der Mitte zwischen den beiden Wandrücksprüngen. Die damit realisierte Stufung ist somit keine "Notlösung", sondern stellt eine Übergangsfigur zwischen Langhaus und Turm dar, mit der die architektonische Verbindung beider Baukörper auch im Bereich der Wandgliederung hergestellt wird.

Ein zweizoniges Gliederungssystem wies bis zur Zerstörung auch die Giebelwand des südlichen Querhauses auf (Abb 29). Erhalten ist nur die untere Wandzone, wir kennen das System als Ganzes aber von Abbildungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts her (Abb. 8, Abb. 9). Die untere Wandzone ist hier wegen der größeren Höhe des Querhauses deutlich höher, als bei der Seitenschiffswand. Sie ist wiederum vollständig geschlossen, weist als Sonderelement aber ein Querhausportal auf (Abb. 60). Lisenen wie beim Südseitenschiff gibt es nicht, wohl aber Eckvorlagen, die sich über die Giebelwand hinweg auf den beiden Querhausflankenwänden fortsetzen. Diese Eckvorlagen entwickeln sich auf der Giebelseite des Querhauses aus einem schmalen horizontalen Wandstreifen

oberhalb des Sockels heraus, der mittels einer Schmiede auf den Grund der Giebelwand zurückbindet (Abb. 29). Dieser Wandstreifen verbindet sich mit den Eckvorlagen jeweils zu einem L-förmigen Rahmen-Anteil. In der Wandmitte trifft der Wandstreifen auf das Querhausportal. Dort verbinden sich die beiden L-förmigen Rahmen über das Portal hinweg. Denn der besagte Wandstreifen wird hier ein weiteres Mal abgewinkelt und um das Portal herumgeführt, wobei er sich in Höhe des Portalbogen-Kämpfers "splittet" in einen Anteil, der das Halbrund des Bogens begleitet und einen weiteren, der den Bogen rechtwinklig umrahmt (Abb. 60).

Leider ist der obere Abschluß der Giebelwand nicht mehr vorhanden, so daß am Bau nicht zu klären ist, wie der Anschluß zur oberen Wandzone im Detail realisiert war. Den genannten Darstellungen des Baues nach setzten sich die Eckvorlagen – vielleicht in der Breite reduziert (Abb. 4) – in der oberen Zone fort. Das Wandfeld zwischen ihnen war durch eine Säule mittig geteilt (Abb. 8, Abb. 9), in jedem der beiden Kompartimente saß – wiederum mittig angeordnet – jeweils ein rundbogiges Fenster. In Traufhöhe des Querhauses schloß die Giebelwand mit einem Gesims (Abb. 3) oder – was wahrscheinlicher ist – mit einem Bogenfries ab (Abb. 4)¹⁵⁸. Letzteres gibt vor allem bis in Einzelheiten hinein die Darstellung Dornheims von der Kirchenruine (Abb. 8) und die Südansicht aus Welschs Kartenwerk wieder (Abb. 9). Als Orthogonalprojektion zeigt die Darstellung Welschs darüberhinaus, daß die obere Wandzone der Querhausgiebelwand in der Höhe mit der der Obergadenwände des Kirchenschiffs und des Presbyteriums übereinstimmte. Über diesem Bogenfries setzte als eigenständiges Element das Giebeldreieck auf, das ein Gesims am Ortgang zeigte, sonst aber völlig ungegliedert war. Lediglich in der Mitte befanden sich zwei kleine Öffnungen übereinander, eine runde und eine kreuzförmige.

Vollständig verloren sind auch sämtliche Obergadenwände, am Langhaus, wie am Presbyterium. Eine Vorstellung von ihrer Gliederung und deren Einbindung in das Gliederungssystem läßt sich aber wiederum über die genannten Zeichnungen entwickeln. So zeigt schon die Darstellung der Kirche auf dem Erfurter Stadtbild von 1520/30 (Abb. 5),

¹⁵⁸ Die Darstellung zeigt zwar die Wandgliederung des südlichen Seitenschiffes bis ins Detail – es wird unterschieden zwischen den Halbsäulen und ihren Postamenten –, bleibt aber bei der Wiedergabe des Querhauses und des Presbyteriums merkwürdig indifferent. So fehlt die auf der Ansicht von Fritz (Abb. 3) deutlich herausgestellte mittige Säule am Querhausgiebel völlig, dafür ist hier aber der Bogenfries vorhanden, der bei der Wiedergabe von Stengel beim ganzen Bau – vereinfachend – als Gesims dargestellt wird.

daß auch am Langhausobergaden eine aus Säulen und Bogenfriesen bestehende Gliederung vorhanden war. Es ist dies das Gliederungssystem, das wir schon von der oberen der beiden Wandzonen des Seitenschiffs her kennen – eine Zweizonigkeit wie beim Seitenschiff selber gibt es hier natürlich nicht. Neben dem Stich von Schule aus dem Jahre 1804 ist die Säulen-Bogenfriesgliederung überdeutlich auf der Darstellung Dornheims von der Ruine nach der Beschädigung 1813 zu sehen (Abb. 8), die zudem eine gleichartige Gliederung am Presbyteriumobergaden wiedergibt. Die Südostansicht nach dem Stich von Schule (Abb. 7) zeigt darüberhinaus, daß diese Obergadengliederung auf die östlichen Flankenwände des Südquerhauses herübergezogen wurde. Eine ähnliche Lösung wird auch für die westliche Flankenwand zu rekonstruieren sein. Da die Säulen-Bogenfrieszone auf der Giebelwand die Höhe der Obergadengliederung übernahm lief das gesamte Gliederungssystem offenbar vom westlichen Ende der Kirche bis zu den Türmen am Presbyterium ungebrochen durch. Die älteren Darstellungen der Erfurter Peterskirche geben freilich nur das eigentliche Gliederungssystem wieder, nicht die Detailausbildung. Dazu sind wir auf Nachfolgebauten der Erfurter Kirche angewiesen, wie die Hildesheimer Godehardikirche, auf die noch näher einzugehen sein wird.

III.5. Der Bauverlauf

Seit den Forschungen Beckers gilt es als ausgemacht, daß für den heutigen Presbyteriumbau zunächst einen ganz anders gearteten Vorgänger entworfen wurde¹⁵⁹. Dieses erste Presbyterium wäre nach Becker eine Dreiapsidenanlage gewesen, deren Werkstücke sich teilweise unter den jüngeren Osttürmen nachweisen ließen. Keines dieser Werkstücke wurde allerdings in situ aufgefunden, sondern war in Zweitverwendung Bestandteil der Turmfundamente. Somit ließ sich auch die genaue Position der ursprünglichen Ostanlage nicht mehr feststellen.

Daß das Mittelschiff schmaler und die Presbyteriumseitenschiffe breiter waren als heute war archäologisch durch die älteren Hochschiffwandfundamente nachweisbar. Eine "Steinpackung" westlich des heutigen nordöstlichen Vierungspfeilers führte zu der

¹⁵⁹ Becker 1929, S. 600, S. 607

Schlußfolgerung, daß auch das Querhaus schmaler gewesen sein müsse, als heute. Nicht archäologisch nachgewiesen sind die Abmessungen des ursprünglichen Mittelschiffs im Bereich des Langhauses. Wenigstens die Mittelschiffsbreite aber konnte analog zur Breite des Presbyteriummittelraumes ermittelt werden. Ein Relikt der ursprünglichen Langhausarkaden findet sich zudem noch heute an den beiden östlichen Westturmpfeilern, die das westliche Ende des Langhauses markieren. Soweit der Forschungsstand in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der insbesondere von Berger 1994 ohne wesentliche Korrekturen übernommen wurde.

Bergers abweichende Auffassungen beruhen im Wesentlichen auf der *Interpretation* von Untersuchungsergebnissen Karl Beckers, da er keine eigenen Forschungen am Bauwerk selber durchgeführt hatte. Die von Becker angenommenen Osttürme innerhalb der dreiapsidalen ersten Presbyteriumanlage lehnte Berger aus ästhetischen Gründen ab. Ebenfalls im Gegensatz zur Darstellung Beckers steht seine Annahme, daß es - nach dem Planwechsel im Presbyteriumbereich - einen weiteren Planwechsel im Bereich des Langhauses gegeben habe, wozu ihn die "architektonisch unbefriedigende" Lösung des Anschlusses der Südseitenschiffswand an den Südwestturm veranlaßte¹⁶⁰. Die Baugeschichte der Kirche beginnt für Berger mit der Errichtung des Presbyteriums, das bereits 1104, also ein Jahr nach der Grundsteinlegung (!) "fertiggestellt" und geweiht worden sei. Sodann habe man den Bau der Westtürme in Angriff genommen. Während deren Ausführung sei das Verhältnis der Seitenschiffe zum Mittelschiff in der Planung von 1:2:1 in 1:3:1 abgeändert und dementsprechend die an den Turmpfeilern des Langhaus-Mittelschiffs noch ablesbare Position der Langhauspfeiler verändert worden. Danach seien "die Außenwände des Langhauses", also die Außenwände der Seitenschiffe "gegenüber der ursprünglichen Abmessung in der Höhe und in der Gliederung neu definiert..." worden. Diese "Anpassung" sei sodann zu trennen von dem "weit tiefergehenden Eingriff" der Umgestaltung des gesamten Ostteils der Kirche.

Solche Darstellung des Bauverlaufs widerspricht allerdings einigen wesentlichen Befunden am Kirchenbau selber. Zunächst ist die Verbreiterung des Mittelschiffes im Langhaus untrennbar mit der Neuplanung des Presbyteriums verbunden, denn die heutigen

¹⁶⁰ Berger 1994, S. 73

Pfeilerarkaden lassen sich schlechterdings nicht an die drei - auch von Berger akzeptierten - Apsiden der ersten Presbyteriumplanung anschließen. Da die Veränderung der Arkadenhöhe frühestens mit der Verbreiterung des Mittelschiffes denkbar ist, kann jede "Neudefinierung" der Seitenschiffswände des Langhauses "in Höhe und Gliederung" nur *nach* dem Entschluß, das Mittelschiff zu verbreitern, somit auch nur *nach* der Presbyteriumplanänderung geschehen sein. Daraus wiederum folgt, daß vom Gründungsbau Burchards nur noch die Westtürme erhalten geblieben sein können, sowie möglicherweise die unteren Teile von Mauern, die von der Umplanung und Erhöhung nicht berührt wurden, also etwa die unteren Schichten der Seitenschiffs-Außenwand. Langhaus und heutiger Presbyteriumbau gehören demnach *derselben* Bauphase an. Blicke die zutreffende Beobachtung Beckers, daß die Ostteile der Kirche im Detail viel feingliedriger sind als das Langhaus. Dies bedarf ebenso einer neuen Erklärung, wie der Wechsel der Quaderschichtenanzahl beiderseits des Querhausportals. Beide Beobachtungen waren ja von Becker gerade als Indizien für den Planwechsel im *Presbyteriumbereich* angeführt worden. Die von Berger postulierte Dreiphasigkeit jedenfalls ist am Baubestand nicht nachzuvollziehen, wogegen eine Zweiphasigkeit schon aus den Befunden und Beobachtungen Beckers evident ist. Doch welche Schlüsse lassen sich nun hinsichtlich des Bauablaufes aus den Beobachtungen Karl Beckers ziehen?

Beckers Vorstellungen ließen sich zunächst aus seiner Skizze zur Rekonstruktion des Grundrisses ablesen (Abb. 25). Becker unterschied "nicht erhaltenes" Mauerwerk des ersten Plans vom "erhaltenen" und setzte beides wiederum vom Mauerwerk des zweiten Plans ab. Damit postulierte er - unausgesprochen - den Abbruch bereits aufgeführten Mauerwerks im Presbyteriumbereich. Diese Vorstellung geht auch aus dem Text seiner Zusammenfassung hervor¹⁶¹. Das Presbyterium dachte er sich bei der ersten Weihe des Hochaltars 1105 mindestens bis in Sockelhöhe aufgeführt. Mit diesem Presbyteriumbau sollen der Westbau und die Presbyteriumseitenschiffsmauern, nicht aber die Langhausarkaden hochgezogen worden sein. Deren Quader und Formsteine seien zum Zeitpunkt des Planwechsels aber bereits hergestellt, jedoch nicht versetzt worden. Zeitlich setzte Becker den Planwechsel in die Ära des Abtes Burchard vor 1117, da in diesem Jahr die Weihe der Marienkapelle, der späteren Krankenkappelle im Ostflügel der Klausur, bezeugt

¹⁶¹ Becker 1929, S. 627/628

ist, die nach Ansicht Beckers als Notkirche bis zur Fertigstellung der Klosterkirche gedient habe¹⁶².

Die Darstellung Beckers geht also ebenfalls von einem Bauverlauf von Ost nach West aus. Dabei müßten die seiner Ansicht nach bereits bis in Sockelhöhe errichteten Teile des älteren Presbyteriums wieder abgebrochen worden sein. Becker gibt in seiner Rekonstruktionsskizze (Abb. 25) im Grundriß genau die Grenze zwischen den beiden Bauphasen an. Eine zu erwartende vertikale Baufuge auf der Querhausstirnwand existiert jedoch nicht, lediglich die unterschiedliche Anzahl von Steinschichten zu beiden Seiten des Querhausportals könnte als Hinweis auf diese Grenze gewertet werden. Sie läßt sich aber durchaus auch als *Bauabschnittsgrenze* auffassen. Dagegen wird eine mögliche *horizontale* Baufuge, an der sich der Planwechsel ablesen lassen könnte, gar nicht erst in Erwägung gezogen. Sie wäre im Bereich des Langhauses aber immerhin möglich. Eine solche Baufuge läßt sich freilich nicht mehr im Grundriß darstellen, hier wäre eine Analyse des aufgehenden Mauerwerks vonnöten.

Doch die Unstimmigkeiten beginnen bereits bei der Interpretation des Grabungsbefundes. Da keiner der Apsidensteine *in situ* gefunden wurde, ist fraglich, ob der Bau des Dreiapsidenchores überhaupt jemals *begonnen* wurde. Die als „Spolien“ im Fundament der heutigen Ostanlage aufgefundenen Werksteine sind zwar - wie die Arkadensteine des Langhauses - fertiggestellt worden. Sie müssen aber keineswegs auch *versetzt* worden sein und wären dann nach dem Planwechsel als überflüssiges Material im Fundament der neuen Ostturmanlage verbaut worden. Der angenommene Bauverlauf der Kirche von Ost nach West könnte sich damit umkehren.

Nun fällt auf, daß sich alle für den Ursprungsentwurf *gesicherten* Teile des Baues im Westen der Kirche befinden. Daß das Langhaus nach dem ersten Plan schmaler ausfallen sollte, wird auch ohne Grabung im Langhausbereich an der Position der östlichen Westtumpfeiler deutlich. Diese Pfeiler gehören somit einschließlich der Türme zum ersten Bauplan. Dies gilt mit Einschränkungen auch für die Seitenschiffswände, zumindest für die Anlage der unteren Wandzone, die wegen der auf der Südwand der Kirche vorhandenen,

¹⁶² Becker 1929, S. 540

im Presbyteriumbereich aber fehlenden Wandvorlagen genealogisch älter sein muß, als jene am Ostbau: Wäre sie erst *nach* dem Planwechsel entstanden, hätte man die Lisenen hier fortgelassen. Auch die Bauglieder der oberen Wandzone gehören materialiter zur ersten Bauphase, da sie sich in der Ausführung von den feiner und kleinteiliger gearbeiteten des Presbyteriumbereichs unterscheiden. Die Seitenschiffswand *als Ganzes* ist aber Resultat des Planwechsels, da sie – wie erläutert – gegenüber der Ursprungsplanung um drei Steinschichten erhöht worden sein muß. Auch hier bleibt nur zu vermuten, daß die Steine der oberen Wandzone - analog zu den Werkstücken der Langhausarkaden - nach dem Ursprungsentwurf vorgefertigt, aber erst *nach* dem Planwechsel versetzt wurden. Da man die ursprüngliche gleichmäßige Reihung der Fenster beibehielt und damit in Kauf nahm, daß die Achsübereinstimmung mit den Langhausarkaden im Inneren nach der Einfügung des chorum minor-Pfeilers verloren ging, wird das *gesamte* Steinmaterial der oberen Wandzone, also auch das der einfachen flächigen Wandanteile - mit Ausnahme der drei genannten zusätzlichen Wandschichten - nach dem Ursprungsentwurf gearbeitet worden sein.

Das Sockelprofil der Presbyteriumseitenwände entspricht zwar genau dem des Langhauses, ist also als einziger Bauteil des Presbyteriums nicht „zierlicher“ im Sinne Beckers ausgebildet, als das entsprechende Detail des Langhauses. Daraus folgt freilich nicht automatisch, daß der Sockel vor dem Planwechsel bereits *versetzt* war, denn wie bei den Langhauspfeilern ist auch hier ein nachträglicher Versatz bereits vorgefertigter Steine denkbar. Mehr als das Sockelprofil scheint aber in keinem Fall vorgefertigt worden zu sein, denn zum einen fehlen beim Presbyterium die Lisenen der unteren Wandgliederung, und zum anderen sind alle übrigen Gliederungselemente, insbesondere die der oberen Wandzone „zierlicher“ ausgebildet und gehören somit sicher dem zweiten Kirchenentwurf an¹⁶³. Es gibt keinen Grund für die Annahme, daß auch im Presbyteriumbereich für den ersten Entwurf bereits die Elemente der Wandgliederung hergestellt worden waren, denn man hätte dieses Material nach dem Planwechsel doch sicherlich ebenso genutzt, wie das Steinmaterial der Langhauspfeiler, der Langhausseitenschiffswand und - vielleicht - das der Sockelsteine im Presbyteriumbereich.

¹⁶³ Der Spolienfund im Fundament der Osttürme bestätigt diese Annahme, denn auch hier waren nur Sockelsteine, keine gekrümmten Steine oder gar Steine einer Wandgliederung vom aufgehenden Mauerwerk zutage gefördert worden.

Zum Zeitpunkt des Planwechsels standen also - neben dem Turmuntergeschoß - vom Langhaus allenfalls die unteren Wandschichten der Seitenschiffswand. Ob die Hochschiffarkaden bereits versetzt waren läßt sich nicht mehr feststellen. Die heutigen Pfeiler des Laienhauses stammen materialiter weitgehend von der Ursprungsphase, sind aber nach dem Planwechsel erst versetzt worden. Wie weit Querhaus, Winkeltürme und Presbyteriumseitschiffe aufgeführt waren ist ebenfalls nicht mehr feststellbar. Immerhin waren von den Winkeltürmen und den Presbyteriumseitschiffen die Fundamente versetzt worden. Zum Querhaus sind derzeit kaum Aussagen möglich, da dessen Fundamente nicht ergraben wurden. Hier könnte nur der Sockel bereits bestanden haben. Bei der Dreiapsidenanlage wurde offenbar nicht einmal der Sockel versetzt, denn hier fehlten selbst die Fundamente. Aus diesem Bild des Bauzustandes zum Zeitpunkt des Planwechsels aber resultiert zweifelsfrei ein Bauablauf von West nach Ost!

Dies läßt sich durch eine weitere Überlegung stützen. Älteren Darstellungen zufolge sind die Westtürme zwar angelegt, aber nie über die Seitenschiffsdächer hinaus aufgeführt worden. Vermutlich hängt diese Planänderung mit der Entscheidung zusammen, einem Turmpaar am Ostende der Kirche ein stärkeres Gewicht zu verleihen¹⁶⁴. Gleichwohl brauchte man den Westbau zur Aufnahme einer Empore, die nachträglich in den Torso eingebaut wurde. Architektonisch befriedigt diese Lösung weder am Außenbau, dessen risalitartiger Turmvorsprung und die völlig andersgeartete Gliederung ohne die Turmobergeschosse unmotiviert wirkt, noch im Inneren, wo die Doppelsäulen der Empore den Turmpfeilern mit ihrer fein ausgearbeiteten Gliederung ziemlich gewaltsam vorgesetzt wurden. Die Westteile sollen also nach der Planänderung übernommen worden sein, nicht aber das - nach Beckers Vorstellung - bereits teilweise aufgeführte Presbyterium einschließlich der für den zweiten Bauplan durchaus verwendbaren Seitenschiffsmauern? Selbst die Ostwände des ursprünglichen Querhauses - mit oder ohne Apsiden - hätten sich dann erhalten lassen, wenn man bereit gewesen wäre, statt der quadratischen Vierung eine rechteckige zu akzeptieren. Den Westbau nach der Planänderung nicht abzubauen und neu aufzuführen scheint dem Denken des Mittelalters durchaus angemessen

¹⁶⁴ Eine Parallelerscheinung ist bei St. Peter und Paul in Hirsau zu beobachten. Dort waren Osttürme angelegt, die nach der Entscheidung, eine Westturmfront zu errichten aber nicht mehr ausgeführt wurden (Hoffmann 1950/II, S. 85).

zu sein, würde eine solche Maßnahme doch wertvolles Baumaterial kosten. Dies gilt jedoch auch für den Ostbau. Wenn man hier Abbrüche vornahm, können sie eigentlich nur Mauerwerk betroffen haben, dessen Herstellung noch nicht allzuweit fortgeschritten war. Auch diese Überlegung spricht eher dafür, daß der Westteil der Kirche, das Langhaus und die unteren Teile der geplanten Westtürme weiter gediehen waren, als die Ostteile mit dem Presbyterium.

Warum entgegen der Regel der Bau nicht von Ost nach West, sondern umgekehrt errichtet wurde, läßt sich allenfalls vermuten. Den Quellen nach war der ältere Kirchenbau 1080 abgebrannt, der Neubau wurde aber fast ein Vierteljahrhundert später erst gegründet. Mit der Gründung des Neubaus 1103 gab es freilich noch keinen funktionsfähigen Sakralraum - er dürfte letztendlich erst zum Zeitpunkt der Schlußweihe 1147 zur Verfügung gestanden haben. In der fast 70 Jahre währenden Zwischenzeit müssen die Mönche aber ein Interimsgebäude als Kirche besessen haben. Die genannte Altarweihe von 1104, die also schon ein Jahr nach der Grundsteinlegung stattfand, kann sich unmöglich auf einen bereits funktionsfähigen Presbyteriumneubau beziehen, wohl aber auf ein als Interimskirche genutztes, notdürftig wiederhergestelltes Presbyterium der abgebrannten Kirche. Fundamente dieser Kirche fand Becker bei seiner Grabung freilich nicht, vielleicht wurden sie beim Bau des neuen Presbyteriums beseitigt, vielleicht steht der heutige Kirchenbau in Teilen auf diesen Fundamenten. Möglicherweise wurde dieser Interimsbau bis 1117, bis zur Weihe der Marienkapelle im östlichen Klausurbereich als Kirche genutzt. Diese Kapelle hätte zu diesem Zeitpunkt die Nachfolge als Interimskirche angetreten, und der Platz der ursprünglichen Interimskirche wäre erst *jetzt* freigeworden für den Neubau des Presbyteriums.

Da im selben Jahr Abt Burchard abgesetzt worden war, ist es unwahrscheinlich, daß man die Fundamente des dreiapsidalen Presbyteriums noch gelegt hat - was sich wiederum mit dem Grabungsbefund deckt. Eher dürften damals Überlegungen zum Planwechsel angestellt worden sein. Immerhin vergingen unter der Leitung von Burchards Nachfolger Ripert noch zehn Jahre, in denen möglicherweise nur am Langhaus gebaut wurde. Die eigentliche Neuplanung des Presbyteriumsbereichs könnte dann erst mit dem Eintreffen Abt Wernhers I. im Jahre 1127 Gestalt angenommen und schließlich realisiert worden

sein. Alle diese Überlegungen sind natürlich im höchsten Grade hypothetisch. Sie dienen hier nur als Modell, um den ungewöhnlichen Bauablauf zu erklären.



a) Ansicht der Erfurter Peterskirche von Südosten



b) Chorbau der Erfurter Peterskirche, Ansicht von Osten



a) Südquerhaus und südl. Chorseitenschiff der Erfurter Peterskirche, Ans. v. S.



b) Innenraum (heutiges Obergeschoß) der Peterskirche, Ansicht nach Nordwesten

III.6. Die ausgeführte Kirche

III.6.1. Der ausgeführte Ostbau

Der zweite Presbyteriumentwurf (Abb. 22) verbreiterte zunächst das Mittelschiff auf Kosten der Seitenschiffe. Diese Maßnahme hatte - wie dargestellt - Folgen bis ins Langhaus hinein. Mit der Umplanung des Presbyteriums verband sich die beschriebene Neuplanung des Querhauses und der Vierung, deren quadratische Konzeption beibehalten wurde, damit aber zur Vergrößerung und Verbreiterung des gesamten Querhauses zwang. Da die Grundrißabmessungen des Langhauses beim Planwechsel übernommen wurden, mußte das neue Presbyterium um das Maß der Mittelschiffsverbreiterung nach Osten hin verlegt werden.

Im Presbyterium selber fielen zunächst die beiden Türme im Winkel zwischen Querhaus und Presbyterium über den Presbyteriumseitenschiffen weg, die Presbyteriumseitenschiffe öffnen sich nunmehr vollständig über Arkaden zum Mittelraum hin. Die Türme wurden ans östliche Ende des Presbyteriums "verlegt". Der dreiapsidiale Presbyteriumschluß wurde aufgegeben zugunsten einer gerade abschließenden Presbyteriumwand, in die die neuen Türme der Kirche eingebunden sind. Diese Türme sitzen über den Presbyteriumseitenschiffen, in deren räumlichen Zusammenhang die Turmerdgeschosse eingebunden sind. Die Sonderstellung der beiden Turmräume zeigt sich nur noch in den einschnürenden Vorlagen und Gurten zu den tonnengewölbten Teilen der Presbyteriumseitenschiffe und natürlich in der von ihnen abweichenden Kreuzgratwölbung. Auch der Presbyteriummittelraum läuft nicht bis zur Ostwand durch. Der Raum zwischen den beiden Osttürmen sondert sich ebenfalls durch einen einschnürenden Bogen vom übrigen Presbyteriummittelraum ab.

III.6.2. Das ausgeführte Langhaus

Im Langhaus wurden, wie dargestellt die beiden Arkaturen des Mittelschiffs mit dem Planwechsel auseinandergerückt. Da die Quader und Formsteine der Arkaden einschließlich der Bogensteine schon fertiggestellt waren, wurden sie - soweit wie möglich - in den neuen Arkaden verbaut. Allerdings erhöhte man die Arkaden um drei Quaderschichten, so daß entsprechende Steine nachgeschaffen werden mußten. Im Bereich der Arkaden-*leibungen* betraf dies die Schäfte der Halbsäulen. Am westlichen Ende der Arkatur kam es dabei zu der beschriebenen Notlösung, denn hier mußte der bereits fertiggestellte und versetzte Turmpfeiler in die neue Arkatur integriert werden. Die Halbsäule in der Leibung des ursprünglichen ersten Arkadenbogens blieb dabei gleichsam torsohaft stehen (Abb. 13, Abb. 34). Für den *neuen* Arkadenbogen wurde eine zusätzliche Säule geschaffen, eine Vollsäule, die mit dem Mauerwerk des Turmpfeilers nur im Sockel- und Kapitellbereich verzahnt (Abb. 34). Neu herzustellen waren natürlich auch die Quader der beiden kreuzförmigen choris minor-Pfeiler sowie wahrscheinlich auch die der Zwischenpfeiler des choris minor.

Mit der Erhöhung der Hochschiffwandarkaden ging, wie dargestellt auch die Erhöhung der Seitenschiffe einschließlich der Seitenschiffsfassaden einher. Im Inneren der Seitenschiffe wurde das möglicherweise schon im ersten Plan enthaltene Tonnengewölbe übernommen und ebenfalls - drei Quaderschichten höher, als ursprünglich geplant - angelegt, dann aber nicht weiter ausgeführt¹⁶⁵.

III.6.3. Die Anlage der Westempore

Schon Becker hatte die Säulenpaare vor den Nischen der Turmmittelschiffspfeiler als nachträgliche Veränderung erkannt und die Freisäulen bzw. Rippenanfänger als Reste eines Vorhallengewölbes identifiziert¹⁶⁶. Eine Vorstellung von der *ursprünglich* geplanten Westbaulösung gewann er allerdings nur vom Außenbau, und ausserdem betrifft seine

¹⁶⁵ Zu den Gründen siehe Kapitel III.1.5.

¹⁶⁶ Becker 1929, S. 617

Beschreibung des Westbaues vor allem die *nicht ausgeführte* Turmlösung, die des *realisierten* Westbaues bleibt eher dürftig¹⁶⁷. Alle älteren Darstellungen der Kirche zeigen hier, daß die Türme nur bis in Höhe des Seitenschiffsdaches aufgeführt wurden (Abb. 4, Abb. 9). Die Seitenschiffsdächer konnten somit bis zur Westfront der nicht ausgeführten Türme „verlängert“ werden. Der Obergaden des Mittelschiffs dagegen endete schon an der Ostseite dieser geplanten Turmanlage. Das Mittelschiff muß – nach Aufgabe des ursprünglichen Planes – hier also eine westliche Abschlußwand gehabt haben, die an der Außenseite einen Giebel zeigte, der bis zum First des Mittelschiffsdaches hinaufreichte. Vor dieser Wand befand sich dann noch der Bereich der Vorhalle bzw. der darübersitzenden Empore, der aber deutlich niedriger angelegt war, als das Mittelschiff, so daß sich das Satteldach dieser Anlage unmittelbar aus der Dachschräge der „verlängerten“ Seitenschiffsdächer heraus entwickeln konnte. Die Vorhallenanlage vor dem letzten westlichen Joch des Mittelschiffs wurde also zusammen mit den Seitenschiffen unter einem gemeinsamen Dach vereint¹⁶⁸. Oberhalb des Vorhallen-Westgiebel, jedoch um *ein* Joch nach Osten versetzt ragte dann der Westgiebel des *Langhauses* empor, der mitsamt den Obergadenwänden nach 1813 beseitigt wurde¹⁶⁹.

Die Position der *ausgeführten* Mittelschiffs-Westwand setzte die Aufgabe des ursprünglich geplanten, bis zur Kirchenwestwand durchlaufenden Mittelschiffs voraus. Becker hatte wie gesagt die vor den Halbsäulennischen der östlichen Turmpfeiler stehenden Säulenpaare mit ihren Rippenanfängern als nachträgliche Veränderung erkannt und zutreffend festgestellt, daß „sämtliche Kämpfergesimse... auf verschiedenen Höhen“ liegen¹⁷⁰ (Abb. 13, Abb. 33). Einen Grund dafür nannte er allerdings nicht. Bergers Darstellung geht etwas weiter¹⁷¹. Er fragte sich, warum der Durchgang im Mittelschiff durch die genannten Säulenpaare verengt wird, wo man doch auch die bestehenden Pfeiler als Auflager für

¹⁶⁷ Becker 1929, S. 620

¹⁶⁸ Die heutige Dachlösung über dem Langhaus war somit schon im Mittelalter für diese Vorhalle „vorgebildet“.

¹⁶⁹ Berger 1994, S. 162 konnte mit Beckers – zugegebenermaßen etwas komplizierter – Beschreibung, die die zweimalige „Verlängerung“ des Seitenschiffdaches bis auf die Vorhalle verfolgte nichts anfangen. Allerdings scheint ihm der Sachverhalt nicht klar gewesen zu sein, obwohl ihn alle bildlichen Darstellungen zeigen, die er auch selber zitiert. Dieses Mißverständnis veranlaßte ihn zu einer völlig ungerechtfertigten Kritik an Beckers Darstellung.

¹⁷⁰ Becker 1929, S. 617

¹⁷¹ Berger 1994, S. 178 ff.

einen Bogen zwischen Mittelschiff und Westbau hätte nutzen können. Den Grund für diesen Eingriff, der immerhin die bereits ausgeführte Nische mit ihren Halbsäulen und Rundstäben architektonisch schwer beeinträchtigte, sah er in der Ansammlung von Säulen, zu denen auch die „funktionslos“ gewordenen Säulen in der ersten Arkadenleibung gehört. Damit sei eine Art „Portal“ – gemeint ist wohl ein gestuftes Säulenportal – zwischen Langhaus und Westbau geschaffen worden, das als solches freilich nur vom Langhaus aus zu erkennen sei¹⁷².

Es ist freilich zu bezweifeln, daß dieser Portalgedanke den Übergang von der Vorhalle zum Langhaus-Mittelschiff zutreffend charakterisiert. Keinesfalls reicht dies zur Erklärung der unterschiedlichen Kämpferpositionen in der Vorhalle aus. Die Erklärung steckt vermutlich in der Architektur selber. Berger stellte zutreffend fest, daß die Vorhalle beim Seitenschiff/Mittelschiff-Verhältnis von 1:2:1 die Grundrißabmessungen zweier nebeneinanderliegender Quadrate besitzt¹⁷³. Dies bedeutet für den Aufriß, daß der Radius eines Halbkreisbogens über der längeren Seite dieses Grundrißrechtecks doppelt so groß ist, wie der Radius über der schmaleren (Abb. 13, Abb. 16). Der Scheitel des mittelschiffseitigen Schildbogens des Vorhallengewölbes liegt also in deutlich größerer Höhe, als die Scheitel der Gewölbeschildbögen, die den Türmen zugewandt sind. Der Architekt versuchte ganz offensichtlich dieser Problematik dadurch entgegenzutreten, daß er einerseits die östlichen Auflager des Vorhallengewölbes nicht in der Mitte der Turmpfeiler anordnete, sondern so weit wie möglich nach Osten versetzte – die schmalseitigen Schildbögen wurden somit vergrößert –, andererseits die längsseitigen Schildbögen so weit wie möglich ins Mittelschiff hineinragen ließ, um deren Radius zu verringern. *Darin* vornehmlich liegt der Grund für die architektonisch wenig befriedigende Position der Freisäulenpaare vor den Säulennischen der älteren Turmpfeiler.

Bei dieser Lösung ragt der Scheidbogen im Mittelschiff freilich immer noch beträchtlich in die Höhe, nimmt einen großen Teil der Mittelschiffswestwand in Anspruch. Über der Vorhalle ist aber – indirekt – durch eine Altarweihe von 1220 eine *Empore* überliefert¹⁷⁴. Für

¹⁷² Berger 1994, S. 180

¹⁷³ Berger 1994, S. 179

¹⁷⁴ Holder-Egger 1899, S. 424.

sie verbliebe kaum Platz unter dem Dach der Vorhalle, das – wie erläutert – deutlich niedriger war, als das Mittelschiffsdach. Wohl deshalb sitzen die Kämpferpositionen des Vorhallengewölbes tiefer, als die der Langhausarkadenbögen.

Von der Empore selber ist nichts erhalten, so daß sich ihre Gestalt nur aus Analogien erschließen lässt. Wegen der niedrigen Abseiten im Seitenschiffsbereich ist die Empore sicherlich auf das Mittelschiff beschränkt gewesen. Sie könnte sich aber nach *Westen* hin auf die ebenfalls vollständig verschwundene Paradies-Vorhalle erstreckt haben. Deren Breite ist auffälligerweise mit der des Mittelschiffs identisch (Abb. 4) oder nur geringfügig weiter (Abb. 9) gewesen. Die Paradies-Vorhalle muß zweigeschossig gewesen sein, wie bei den genannten Darstellungen zu ersehen. Was liegt näher, als das Obergeschoß in Verbindung mit der überlieferten Empore über der Vorhalle zwischen den unfertig gebliebenen Türmen zu sehen?

Im Erdgeschoß der Paradies-Vorhalle war auf jeden Fall die Südseite durch zwei - möglicherweise nur geblendete - Arkaden gegliedert¹⁷⁵. Nach der Darstellung von Fritz (Abb. 3) reichten jeweils zwei Arkaden bis zum Erdboden herab. Daß damit zwei nebeneinanderliegende *Portale* an der Südseite der einschiffigen Paradies-Vorhalle gemeint sind ist unwahrscheinlich, eher werden wir hier zwei offene Arkaden vermuten müssen. Spätestens 1638 muß die Vorhalle dann aber geschlossen gewesen sein, denn nach der Darstellung von Stengel (Abb. 4) findet sich hier unter dem westlichen Bogen eine Tür. Letzteres würde auf eine Vorhallen-Lösung hinauslaufen, wie sie seit dem Gauzelinturm in

¹⁷⁵ Die Angabe Beckers (S. 620), daß die Paradies-Vorhalle eine Gliederung mit *drei* Arkaden und eingelassenen spitzbogigen Fenstern sowie eine spitzbogige Tür aufwies ist sicherlich eine Fehldeutung der Südansicht aus Welschs Kartenwerk. Eine Blendengliederung der Wand ist auf dieser Ansicht zwar vorhanden, sitzt aber vor dem Erdgeschoß des Südwestturms, nicht vor der Paradiesvorhalle, deren Lage durch die Eintragung des Daches feststeht. Außerdem umfaßt sie die gesamte Wandhöhe, wogegen alle anderen detaillierteren Ansichten der Paradiesvorhalle eine Blenden- oder Arkadengliederung ausdrücklich nur im Erdgeschoß darstellen.

Die Wandgliederung könnte zu einem Gebäudekomplex gehören, der *südlich* des Klosters stand, und von dem ein Gebäude im Querschnitt gezeigt ist. Möglicherweise handelt es sich dabei um einen Längsschnitt durch das sog. Arsenal, wozu die horizontale Reihe rechteckiger Punkte oberhalb der Blendarkatur passen würde, die als geschnittene Holzbalkendecke zu interpretieren wäre. Allerdings sitzt dieses Gebäude an anderer Stelle, als auf dieser Abbildung dargestellt. Auf jeden Fall hat die Blendarkatur mit der Paradiesvorhalle von St. Peter nichts zu tun.

Fleury im mittleren Frankreich häufiger zu beobachten ist¹⁷⁶, und in der Folge dann gelegentlich auch bei Reformarchitekturen der Cluniazenser auftrat¹⁷⁷.

III.7. Zusammenfassung

Die Erfurter Peterskirche wurde als dreischiffige Basilika mit Querhaus, wahrscheinlich ausgedehnter Vierung und dreischiffigem Presbyterium mit Dreiapsidenschluß geplant. In den Winkeln zwischen Querhaus und Presbyterium, über dem westlichen Joch der Presbyteriumseitenschiffe waren Winkeltürme angelegt. Ein weiteres Turmpaar entwickelte sich aus dem querriegelartig angelegten Westbau heraus, so daß die Kirche nach dem ursprünglichen Entwurf als viertürmige Anlage geplant war. Ein fünfter Turm über der Vierung wäre denkbar, wofür es aber am bestehenden Bau keinerlei Anhaltspunkte gibt.

Auf der Grundlage seiner Grabungsergebnisse lieferte Karl Becker zwar eine Rekonstruktion der ursprünglichen Presbyteriumanlage. Da aber der Dreiapsidenschluß nur durch Spolien im Fundament der jüngeren Osttürme belegt ist und Fundamente der Apsiden fehlen, lassen sich die Abmessungen und die genaue Gestalt der Presbyteriumanlage nicht rekonstruieren. Gleiches gilt für das Querhaus, bei dem insbesondere die Frage, ob die heutigen Apsiden hier schon ursprünglich geplant waren vorläufig nicht zu beantworten ist. Dies hängt entscheidend vom Grundriß jener Türme ab, die im Winkel zwischen Querhaus und Presbyterium über den Presbyteriumseitenschiffen standen. Deren Fundamente hatte Becker ergraben, aber als *Winkelturm*-Fundamente nicht erkannt. Da die Grabung nur im Inneren der Kirche durchgeführt wurde, läßt sich vorläufig nicht feststellen, inwieweit die Türme in den heutigen Außenbereich des Presbyteriums ausgreifen. Dies wäre der Fall, wenn die Türme *quadratische* Grundrisse aufgewiesen hätten. Dann aber bliebe sehr wenig Platz für Querhausapsiden. Bei *längsrechteckigen* Türmen aber, die nicht über die Flucht der heutigen Presbyteriumaußenwände hinausragten wären Qu-

¹⁷⁶ In der Nachfolge von Fleury finden sich weitere offene Erdgeschoßvorhallen mit geschlossenen, zum Schiff hin geöffneten Emporen im Obergeschoß etwa in Ebreuil, Lesterps, Evaux-les-Bains.

¹⁷⁷ Etwa bei der Abteikirche von Paray-le-Monial und - als Sonderlösung - in Perrecy-les-Forêt. Alle Beispiele liegen an der Loire bzw. im Einzugsbereich der Loire, so daß ein unmittelbarer Einfluß von Fleury wahrscheinlich ist.

erhausapsiden durchaus denkbar. Die *heutigen* Apsiden jedenfalls können nicht vom ersten Bau stammen, sie sind nach Ausweis der feineren Detailausbildung und dem Verzicht auf Postamente in der unteren Wandzone Teil der zweiten Planung. Zur Klärung der offenen Fragen kann letztendlich nur eine weitere Grabung weiterhelfen. Gesichert ist allerdings, daß das Mittelschiff des Presbyteriums – und damit zusammenhängend natürlich auch das Mittelschiff des Langhauses – deutlich schmaler angelegt war, als das heutige. Der Mittelraum war nie für Wölbung konzipiert, wogegen in den Seitenschiffen – vielleicht schon beim ersten Entwurf – eine Tonnenwölbung angelegt wurde, die aber erst deutlich später, und auch dann nur in Holz tatsächlich realisiert wurde.

Das Langhaus weist zwei Arkadenreihen mit mehrteiligen Pfeilern auf. Letztere sind - um drei Steinschichten gegenüber den ausgeführten Pfeilern reduziert - noch dem ersten Entwurf zuzurechnen. Die Langhausarkatur war ursprünglich ohne bauliche Sonderung eines choris minor angelegt und hätten dementsprechend gleichmäßig bis zur Vierung gereicht. Den westlichen Abschluß der Kirche sollte ein Westbau bilden, dessen realisierter Unterbau wie ein Westriegel ausgebildet ist, der sich aber nach oben hin in eine Doppelturmanlage auflöst. Im Inneren dieses Westbaues war ursprünglich keine Empore geplant, auch eine Eingangshalle war nicht vorgesehen. Stattdessen sollte das Mittelschiff durch den Westbau hindurch bis zur Westwand der Kirche geführt werden. Da jegliche Vorlagen an den östlichen Pfeilern des Westbaues fehlen, ist dort eine räumliche Trennung durch einen Schwibbogen unwahrscheinlich. Der aber wäre zum Tragen etwa eines Glockenhauses zwischen den Türmen unbedingt notwendig. Deshalb wird der Mittelschiffsraum bis unters Dach an die Westfront der Kirche gereicht haben. Außen hätte sich die dann zu erwartende Giebelwand als Querschnitt des Mittelschiffs abgebildet.

Zur Gliederung der ursprünglichen Hochschiffwand läßt sich ebenso, wie zu den Grundrißabmessungen wenig sagen. Gesichert ist lediglich, daß die Winkeltürme zum Mittelschiffsraum des Presbyteriums hin, wie nach Osten zum Presbyteriumseitenschiff hin geschlossen angelegt waren. Arkadenöffnungen zwischen Mittel- und Seitenschiff östlich der Türme sind wahrscheinlich, aber am Bestand nicht nachweisbar. Entsprechende Vergleichsbeispiele gibt es kaum, da die Lösung mit Chorwinkeltürmen über Presbyteriumseitenschiffen ohnehin sehr selten ist.

Der Ablauf des ersten Kirchenbaues stellte sich wie folgt dar. Begonnen hatte man vermutlich mit dem Langhaus, dessen Westende wohl zusammen mit dem Westbau der Kirche zuerst aufgeführt wurde. Vom Langhaus selber wurden die Seitenschiffsmauern mindestens begonnen, was mit großer Wahrscheinlichkeit auch für die Arkadenzone der Hochschiffwand gilt. Das etwas schmaler als das heutige konzipierte Querhaus könnte ebenfalls schon begonnen worden sein, desgleichen die Winkeltürme. Die Sockelsteine für den gesamten Ostbau sind unterdessen hergestellt, vielleicht in Teilen versetzt worden. Zu den vorgefertigten, aber nicht mehr versetzten Werkstücken gehören auch profilierte Sockelsteine für eine ursprünglich geplante Dreiapsidenanlage.

Mit dem Planwechsel wurde vor allem der Ostbau der Kirche völlig verändert. Die Dreiapsidenanlage wurde zugunsten eines geraden Presbyteriumschlusses aufgegeben, was wiederum Voraussetzung für die Anlage einer gerade geschlossenen Ostturmfront war. Für sie wurde auch die Anlage der Chorwinkeltürme aufgegeben. Schließlich verbreiterte man das Presbyteriummittelschiff auf Kosten der Seitenschiffe. Damit aber mußte auch das Querhaus verbreitert werden, da ansonsten die Vierung ihren quadratischen Grundriß verloren hätte. Verbreitert werden konnte das Querhaus aber nur nach Osten hin, da die Abmessungen des Langhauses westlich der Vierung bereits festlagen. Möglicherweise sollte das Querhaus nach dem ersten Entwurf apsidenlos sein und erhielt erst in dieser Phase seine Apsiden. Das ältere Nordportal, das den Zugang zur Klausur darstellte, wurde wohl zunächst weiterbenutzt, obwohl es nunmehr asymmetrisch in der Querhauswand sitzt. Beim Südportal aber wäre eine solche Asymmetrie am Außenbau unangenehm ins Auge gefallen, weshalb man dort ein neues Portal mittig in die – nunmehr breitere – Querhausstirnwand setzte. Inwieweit auch hier Steinmaterial eines Portales vom ersten Entwurf verwandt wurde, oder ob das Portal überhaupt erst mit dem Planwechsel *entstand*, läßt sich heute nicht mehr klären.

Beim Langhausgrundriß blieben die Gesamtabmessungen unverändert, sieht man einmal von der auch hier notwendigen Verbreiterung des Mittelschiffes ab. Doch in der Langhausarkatur wurde ein Paar kreuzförmiger Pfeiler eingefügt, das baulich die Trennung zwischen Laienkirche und choris minor markiert. Dadurch "rutschte" die Arkatur westlich des choris minor-Pfeilers etwas nach Westen, so daß die Arkaden nunmehr nicht mehr

in den vorgegebenen Achsen der Seitenschiffsfenster liegen, und die letzte westliche Arkade jeweils etwas schmaler ist, als die übrigen. Die beiden Arkaturen selber wurden um drei Quaderschichten aufgestockt, ebenso die Außenwände, so daß das im ersten Entwurf bereits angelegte Gliederungssystem der Außenwände im Großen und Ganzen auch nach dem Planwechsel beibehalten blieb. Allerdings erhielt die untere Wandzone dadurch ein gewisses Übergewicht gegenüber der oberen. Das Quadermaterial der Fassadengliederung, wie auch das der Langhauspfeiler und wohl auch das der Bögen dürfte nach dem *ersten* Entwurf vorgefertigt und - mit entsprechender Modifizierung - dann *nach* dem Planwechsel versetzt worden sein. Dies trifft auch für die geplante Tonnenwölbung im Seitenschiff zu, vorausgesetzt, daß sie nicht sogar erst *nach* dem Planwechsel projektiert wurde. Da der Kämpferpunkt der Tonne in Höhe des Traufgesimses der Außenwand liegt, fehlt die sonst übliche Auflast. Dies dürfte ein wesentlicher Grund dafür sein, daß die Tonne nur *angelegt*, aber nicht als Steingewölbe, sondern nur in Holz fertiggestellt wurde, und zwar Jahrhunderte später erst.

Das bis zur Westwand des Westbaues durchlaufende Mittelschiff wurde aufgegeben. Im Mittelraum zwischen den Türmen ordnete man eine Vorhalle an - im Obergeschoß wohl eine Westempore -, wobei das Rippengewölbe der Vorhalle gleichsam "gestellartig" auf eigenen freistehenden Säulen im bestehenden "Raumkasten" des Westbau-Mittelbereichs steht. Die über Seitenschiffshöhe aufragenden Geschosse des Westbaues, insbesondere die Türme, in denen wohl Glocken hingen, sind zwar bis Mitte des 13. Jahrhunderts ausgeführt worden, aber frühzeitig wieder verloren gegangen. Später fügte man vor der Westfront noch eine - im Erdgeschoß vielleicht nach außen hin offene – dreischiffige Paradiesvorhalle von drei Jochen Länge mit basilikalem Querschnitt (Abb. 9 unten) an¹⁷⁸. Sie muß allerdings niedriger gewesen sein als das Langhaus der Kirche, denn der neu geordnete Westbau ragte nach Verlust der Westtürme kaum über die Seitenschiffsdächer hinaus, und auch die Paradiesvorhalle orientierte sich höhenmäßig an diesem Westbau,

¹⁷⁸

Zur Rekonstruktion dieser Vorhalle s. Erthel 2015

so daß das Mittelschiff des Langhauses, und damit auch die Westwand des Mittelschiffs im Obergadenbereich deutlich über die Dächer der Westbauanlage hinausragte. Über die architektonische Gestalt dieser Wand läßt sich ebenso wie über die Westansicht der Paradiesvorhalle nichts sagen, da es keine Abbildungen der Kirche von dieser Seite gibt.

Teil II: **Zur Stellung der Erfurter Peterskirche in der Baukunst des europäischen Hochmittelalters**

IV. Architekturgeschichtliche Vergleiche - Verbreitung der einzelnen Architekturmotive in Mitteldeutschland und im übrigen Europa

Die Erfurter Peterskirche gilt - neben der Klosterkirche Paulinzella - als der erste hochmittelalterliche Großbau in Thüringen und steht daher fast zwangsläufig im Verdacht, Auslöser einer neuen Entwicklung des Kirchenbaues in Mitteldeutschland zu sein. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, dass die etwas ältere Kirche des wesentlich bedeutenderen Benediktinerklosters Reinhardsbrunn in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts vollständig zerstört wurde und wir nicht einmal den Grundriss, geschweige denn ihre Architektursprache kennen. Von hier könnten Impulse ausgegangen sein, die einen ersten Wiederhall auf dem Erfurter Petersberg gefunden hätten. Vielleicht kommt also der Erfurter Kirche nicht *die* Bedeutung zu, die ihr von der heutigen Architekturgeschichtsschreibung zugemessen wird. Dennoch lässt sie sich als Erstling betrachten, selbst wenn ihre Architektur ganz oder teilweise auf die Reinhardsbrunner zurückgehen sollte: Sie wäre dann als Ersatz für das dort Verlorene zu begreifen. Dies gilt auch dann noch, wenn sich eine in Reinhardsbrunn *angelegte* Architekturentwicklung auf dem Erfurter Petersberg lediglich *fortentwickelt* hätte, was durchaus möglich ist.

Die Darstellung der entwicklungsgeschichtlichen Stellung der Erfurter Peterskirche setzte eine dezidierte *Analyse* des Baues voraus, und zwar im ursprünglichen Sinn des Wortes, d.h. die einzelnen charakteristischen Merkmale ihrer Architektur wurden aus dem Zusammenhang herausgelöst. Sie werden nun im Einzelnen hinsichtlich möglicher Vorläufer und Nachfolger betrachtet.

Die entsprechenden Vergleiche beginnen mit Bauwerken in Mitteldeutschland, also im unmittelbaren und weiteren Umfeld der Kirche. Sodann werden Vergleichsbeispiele in entfernteren Regionen Deutschlands aufgesucht - vor allem im Gebiet des Ober- und Nieder-

rheins -, schließlich Bauwerke im gesamteuropäischen Raum, insbesondere in den Ländern Mittel-, West- und teilweise auch Südwesteuropas. Die einzelnen Regionen selber sind dabei weitgehend entsprechend der politischen Konstellationen des 11. Jahrhunderts bezeichnet (Abb. 1), da eine Architekturgeschichtsschreibung des hohen Mittelalters unter Verwendung der Namen *moderner* Staaten und ihrer heutigen Landesgrenzen zum Verständnis der damaligen Situation wenig sinnvoll ist.

Am Ende der Untersuchung wird eine Zusammenstellung aller wesentlichen baulichen Merkmale der Erfurter Peterskirche nebst Herkunfts- und Nachfolgenachweis stehen. Darin manifestiert sich die Kenntnis bestimmter Architekturen oder Baugewohnheiten bei den auf der Baustelle des Erfurter Petersberges Tätigen. Dies wiederum lässt Schlüsse über die Zusammensetzung der Bauhütte zu, insbesondere über Herkunft und Ausbildung des *magister operis*, der Steinmetzen, der Maurer etc..

Ermöglicht wird der Vergleich durch Auswertung der inzwischen flächendeckend alle Regionen Europas erfassenden Literatur zur "romanischen" Baukunst, wobei insbesondere die im Folgenden genannten Arbeiten hervorzuheben sind. Eine erste, wenn auch nicht vollständige und durch neuere Forschungen zudem weitgehend überholte Zusammenstellung der verschiedenen "vor- und frühromanischen" Denkmäler lieferte Lehmann für den deutschsprachigen Bereich einschließlich des Maasgebiets und der Alpenregion¹⁷⁹. Hier ergänzen und korrigieren die neueren Forschungen über einzelne Regionen das Bild, insbesondere die Arbeiten von Hans Erich Kubach und Albert Verbeek¹⁸⁰, Dethard von Winterfeld¹⁸¹, Robert Will¹⁸², zuvor schon von Rudolf Kautzsch¹⁸³, Heinfried Wischermann¹⁸⁴, Richard Strobel und Markus Weis¹⁸⁵, Gottfried Kiesow¹⁸⁶, Uwe Lobbedey¹⁸⁷ und Walter Wulf¹⁸⁸. Für den französischen Raum ist auf Marcel Aubert zu verweisen¹⁸⁹ – auch

¹⁷⁹ Lehmann 1949, Taf 72 - 80

¹⁸⁰ Kubach/ Verbeek 1970 und 1976/89

¹⁸¹ Winterfeld 1993/I

¹⁸² Will 1994

¹⁸³ Kautzsch 1944

¹⁸⁴ Wischermann 1987

¹⁸⁵ Strobel/Weis 1994

¹⁸⁶ Kiesow 1998

¹⁸⁷ Lobbedey 1999/I und II

¹⁸⁸ Wulf 1996

¹⁸⁹ Aubert 1966

hier mit der Einschränkung, dass nicht der neueste Forschungsstand wiedergegeben ist –, sowie auf die Kongressberichte der "Société Archéologique de France". Für den Bereich der iberischen Halbinsel sei auf die Zusammenfassung der spanisch-portugiesischen Forschungen bei Palol/Hirmer¹⁹⁰ verwiesen. Die Schweiz behandelten Joseph Gantner und Adolf Reinle¹⁹¹, neuere Forschungsbeiträge finden sich bei Hans Rudolf Sennhauser¹⁹². Ergänzt werden alle diese Darstellungen durch die inzwischen auf über 50 Bände angewachsene Sammlung der französischen "Zodiaque"-Reihe zur „Romanik“, in der jeweils eine einzelne Region behandelt wird¹⁹³. Eine Zusammenstellung für den italienischen Bereich gibt es leider noch nicht, hier ist auf die entsprechenden, inzwischen auch in deutscher Sprache vorliegenden Bände der "Zodiaque"-Reihe zu verweisen. Weitere Einzeldarstellungen über bestimmte Regionen ergänzen das Bild. Das Gebiet der britischen Inseln schließlich kann hier weitgehend unberücksichtigt bleiben, da ein Einfluss auf den kontinentaleuropäischen Kirchenbau vor der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts schon aus politischen Gründen kaum denkbar ist¹⁹⁴. Erste Reflexe auf britische Architekturen finden sich erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts¹⁹⁵.

¹⁹⁰ Palol/Hirmer 1991

¹⁹¹ Gantner/ Reinle 1968

¹⁹² Sennhauser 1970

¹⁹³ Auch hier sind leider einige Arbeiten inzwischen wissenschaftlich überholt.

¹⁹⁴ Die Architektur der britischen Inseln tritt – von den Gründungen der Zeit Edward the Confessors (1042 ff.) abgesehen – erst *nach* der normannischen Machtübernahme (1066) in den allgemeinen Entwicklungsstrom der europäischen Architekturgeschichte ein, wobei hier nach Ende der Dänenherrschaft zunächst nur nachgeholt wurde, was sich auf dem Kontinent längst etabliert hatte. Großbauten Edwards, die mit den kontinentalen Großbauten konkurrieren konnten blieben Einzelfälle (Westminster Abbey). Mögliche *frühere* Einflüsse etwa durch die iroschottische Mission des 7. und 8. Jahrhunderts bleiben außerhalb des hier zu betrachtenden Zeitfensters (11. – 13. Jahrhundert).

¹⁹⁵ Zunächst im ornamentalen Bereich, s. Haenchen 1988, S. 69 ff.

IV.1. Presbyteriumanlagen

IV.1.1. Ostbaulösungen in Mitteldeutschland

Die ursprüngliche Ostanlage der Erfurter Peterskirche wies verschiedene Einzelmerkmale auf, deren *Verbindung* erst die charakteristische Gestalt der geplanten Anlage ergab (Abb. 21, Abb. 22). Drei parallel nebeneinander angeordnete Apsiden¹⁹⁶ sollten ein dreischiffiges Presbyterium abschließen, dessen Seitenschiffe als Fortsetzung der Langhaus-Seitenschiffe über das Querhaus hinweg zu begreifen sind. Im Winkel zwischen Presbyterium und Querhaus, gleichsam am westlichen Ende der Presbyteriumseitenschiffe waren Türme geplant, die vielleicht keine Neubauten waren, sondern vom Vorgängerbau übernommen werden sollten. Nicht zu klären war die ursprüngliche Struktur der Presbyteriumhochschiffwand. Wahrscheinlich ist lediglich, dass die Winkeltürme vom Hauptraum des Presbyteriums aus über eine Tür zugänglich waren, und dass es offenbar keine Verbindung zwischen den Türmen und den Presbyteriumseitenschiffen gab. Desweiteren blieb ungeklärt, ob das Querhaus auch schon nach diesem ersten Entwurf Apsiden aufweisen sollte.

In Mitteldeutschland gab es bis in die Zeit um 1100 nur Presbyteriumanlagen, die aus einem apsidial geschlossenen, häufig quadratischen Presbyteriumraum bestanden, angefügt an ein Querhaus mit jeweils einer Ostapsis an den beiden Querhausarmen. Das Schema ist hier seit dem 10. und 11. Jahrhundert nachweisbar¹⁹⁷. Dreischiffige Presbyteriumanlagen mit Parallelapsidenschluss, anschließend an ein apsidenloses Querhaus traten in Mitteldeutschland erst kurz vor der Erfurter Planung gegen Ende des 11. Jahrhunderts auf, und zwar mit den beiden Klosterkirchen in Ilsenburg (Abb. 61) und Drübeck

¹⁹⁶ Gesichert ist, dass sich die Grundriss-Halbkreise der vermuteten Apsiden etwa auf *einer* Linie entwickelten und dementsprechend alle drei parallel *nebeneinander* lagen. Eine Staffelung zur Mitte hin war hier nur durch den größeren Radius der Hauptapsis gegeben. Lehmann sprach daher mit Recht von „Parallelapsiden“ und unterschied solche Anlagen von jenen mit Grundriss-Halbkreisen, die *nicht* auf einer Linie liegen, sondern zur Mitte hin *gestaffelt* sind (Lehmann 1957, S. 114). Dies gilt auch dann noch, wenn die Querhausapsiden hinzugezählt werden, die die Anzahl der Apsiden auf fünf erhöhen (Lehmann 1957, S. 111 / 112 definierte den Staffelchor über die Anzahl von „mindestens fünf Apsiden“ und „Vorchöre für alle Apsiden“). Im Sinne Lehmanns ist die erste Erfurter Presbyteriumanlage also als Parallelapsidenanlage zu bezeichnen.

¹⁹⁷ Als Beispiele seien die Ostanlagen der Stiftskirchen in Gernrode, Quedlinburg und Hersfeld angeführt. Bis ins 12. und frühe 13. Jahrhundert ist dieser Typus lebendig, wie die Stiftskirche in Braunschweig oder die Klosterkirchen in Magdeburg (Liebfrauen) und Hecklingen beweisen.

(Abb. 62)¹⁹⁸. In beiden Fällen ist die räumliche Anbindung der Nebenchöre an den Hauptchor durch eine Arkadenstellung nachgewiesen. Dies gilt auch für die nur in Resten erhaltene Presbyteriumanlage von St. Ludgeri in Helmstedt (Abb. 75), die kurz nach der Mitte des 11. Jahrhunderts entstand. Die Nebenchöre waren hier freilich außen gerade geschlossen, die Apsiden wurden im Inneren als Nischen ins Mauerwerk eingetieft. Weniger aussagekräftig sind die Befunde in Gandersheim, wo sich in der Nordwand Reste von Arkadenstellungen zwischen Haupt- und Nebenchören erhalten haben¹⁹⁹. Hier ist jedoch die genaue Gestalt der ursprünglichen Nebenchöre unbekannt, außerdem ist auch die Datierung der ganzen Anlage umstritten²⁰⁰.

Etwa gleichzeitig mit der Erfurter Planung entstanden dreischiffige Presbyteriumanlagen an der Stiftskirche in Hamersleben (Abb. 63) und der Klosterkirche Herrenbreitungen an der Werra (Abb. 64), sowie – durch Grabung nachgewiesen – beim ältesten Kirchenbau der ehem. Klosterkirche Marienrode bei Hildesheim²⁰¹. Um 1135 ist die Anlage der Klosterkirche in Bursfelde (Abb. 66) zu datieren, für die Mitte des Jahrhunderts wären die Halberstädter Liebfrauenkirche (Abb. 65), sowie die Klosterkirchen in Lippoldsberg (Abb. 67) und Jerichow (Abb. 69) anzuführen. Nicht alle Presbyteriumhochschiffwände sind durch Arkaden zum Presbyteriumraum hin geöffnet. In Hamersleben (Abb. 63) und Halberstadt (Abb. 65) etwa sind die Presbyteriumhochschiffwände geschlossen, stellen also eigentlich keine Presbyteriumseitschiffe dar, sondern Querhauskapellen, die im Winkel zwischen

¹⁹⁸ Ilsenburg (zwischen 1078 und 1087), Drübeck (Ende des 11. Jahrhunderts). Eine Merkwürdigkeit bietet die einstige Drübecker Presbyteriumanlage. Nach den Ergebnissen der Krypta-Grabung Karl Beckers (Becker 1935) endeten die extrem schmalen Presbyteriumseitschiffe nicht etwa an der geraden Ostwand des Querhauses, sondern liefen außen gegen die Querhaus-Apsiden. Dieser Befund erinnert an eine ähnliche Situation bei St. Aurelius in Hirsau, wo die nachträglich errichteten Nebenchöre ebenfalls gegen die Apsiden des Querhauses liefen. Allerdings weisen die Hirsauer Nebenchöre selber keine Apsiden auf. Möglicherweise wurden auch die Drübecker Nebenchöre erst nachträglich zu einer bereits bestehenden Presbyteriumanlage hinzugefügt.

¹⁹⁹ Pfeifer 1918, S. 138 und Abb.3/Abb.7 auf Bl. 8.

²⁰⁰ Die bestehende Gandersheimer Stiftskirche wird in der Forschung allgemein in die Zeit der Äbtissin Adelheid II (1063 - 94) datiert (Dehio 1977, S. 83), so dass mit einem Vorgänger, dessen Reste sich in den Presbyteriumseitenwänden befinden nur der Anfang des 11. Jahrhunderts entstandene Erneuerungsbau gemeint sein kann. In Gandersheim hätte also schon über ein halbes Jahrhundert vor den dreischiffigen Presbyterien in Helmstedt, Ilsenburg und Drübeck ein solches Presbyterium bestanden. Nun hatte Gosebruch (Gosebruch/Baumann o.J.) überzeugend nachgewiesen, dass der heutige Bau erst mit den Aktivitäten zur Zeit der Äbtissin Adelheid IV. zwischen 1162/68 entstanden sein kann. Somit wäre der in den Presbyteriumseitenwänden erhaltene Vorgänger mit dem Bau der Äbtissin Adelheid II. zu identifizieren, dessen Datierung ins 3. Drittel des 11. Jahrhunderts in eben jene Zeit hineinreicht, in der auch die anderen dreischiffigen Presbyterien entstanden.

²⁰¹ Kruse 1989

Presbyterium und Querhaus angeordnet sind. Eine Zwischenlösung gibt es an der Weser in den benachbarten Klosterkirchen von Lippoldsberg und Bursfelde (Abb. 67, Abb. 66). Hier sitzt die Arkatur auf einer übermannshohen Trennwand, die nur eine akustische, aber keine visuelle Verbindung zwischen Presbyteriumraum und Presbyteriumseitenschiff zulässt.

Alle diese Anlagen weisen keine Querhausapsiden auf, wie möglicherweise schon die erste Erfurter Ostanlage²⁰². Aber auch für Querhausapsiden gibt es Vergleichsbeispiele aus der Bauzeit von St. Peter in Erfurt, etwa an der Klosterkirche von Paulinzella (Abb. 70) und der Ulrichskirche in Sangerhausen (Abb. 71). Die Klosterkirche in Breitenau (Abb. 72) ist nur wenig jünger²⁰³, die Stiftskirche in Königslutter (Abb. 73) folgt dann in den 30-er Jahren, die Klosterkirche Amelungsborn wohl in den 40-er Jahren. Alle diese Kirchen weisen übrigens Arkadenstellungen zwischen Presbyterium und Presbyteriumseitenschiffen auf.

Der ursprüngliche Presbyteriumentwurf der Erfurter Peterskirche gehörte also zwar zu den älteren, aber keineswegs zu den *ersten* dreischiffigen, dreiapsidal geschlossenen Presbyteriumanlagen in Mitteldeutschland. Etwa gleichzeitig mit St. Peter entstanden weitere Anlagen dieser Art, und auch in den Jahrzehnten danach ist dieses Presbyteriumschema des Öfteren in Mitteldeutschland zu beobachten. Von welcher Baustelle der entscheidende Impuls dafür ausging lässt sich natürlich nicht mehr nachvollziehen. Die erste Presbyteriumanlage auf dem Erfurter Petersberg kommt dafür kaum infrage, da sie ja - wie dargestellt - nicht realisiert wurde. Freilich könnten hier die *Pläne* bekannt geworden sein, so dass eine gewisse Ausstrahlung auf andere Bauten auch von diesem *nicht* realisierten Bauwerks ausgegangen sein könnte. Sie ließe sich dann noch am ehesten bei der

²⁰² Es sei nochmals ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Existenz dieser Apsiden nicht gesichert ist. Die Angabe Beckers (S. 620), dass die Paradies-Vorhalle eine Gliederung mit *drei* Arkaden und eingelassenen spitzbogigen Fenstern, sowie eine spitzbogige Tür aufwies war bereits als Fehldeutung der Südansicht aus Welschs Kartenwerk eingeschätzt. Die beschriebene Wandgliederung ist auf dieser Ansicht zwar vorhanden, sitzt aber vor dem Erdgeschoß des Südwestturms, nicht vor der Paradiesvorhalle, deren Lage durch die Eintragung des Daches feststeht. Die Gliederung kann auch nicht zum Südwestturm gehören, denn sie ist heute noch vorhanden und sieht ganz anders aus. Sie dürfte zu einem Gebäudekomplex gehören, der *südlich* der Kirche gestanden haben muß und von dem ein Flügel im Schnitt gezeigt ist. Berger 1994 (S. 285) lehnt allerdings die Möglichkeit kategorisch ab, mit dem fragwürdigen Argument, dies sei durch die Grabungen Beckers "nicht erwiesen": Doch Becker hatte im Querhausbereich garnicht gegraben!

²⁰³ 1113 gegründet.

Stiftskirche in Königsutter fassen (Abb. 73). Dieser Bau steht, wie noch zu erläutern sein wird, ohnehin wegen seines Quadermauerwerks und ebenso hinsichtlich seines Wandgliederungssystems in der unmittelbaren Nachfolge der Erfurter Peterskirche, so dass auch beim Grundriss eine unmittelbare Nachfolge denkbar ist. Zwingend ist dieser Schluss aber nicht.

Die dreischiffige Presbyteriumanlagen mit Parallelapsidenschluss in Ilseburg und Drübeck werden in der Regel mit den im späten 11. Jahrhundert westlich des Rheins zu beobachtenden monastischen Reformbestrebungen in Verbindung gebracht, insbesondere Ilseburg, das ebenfalls ein Reformkloster war, in diesem Falle ein gorzisches²⁰⁴. Beide Presbyteriumanlagen wiesen Arkadenstellungen zwischen den drei Schiffen auf. Dies gilt auch für die zeitgleiche oder nur wenig ältere Presbyteriumanlage von St. Ludgeri in Helmstedt, der allerdings die Nebenapsiden fehlten²⁰⁵. Nun war für die Felicitaskrypta dieser Kirche eine Verbindung zur Krypta von St. Liudger in Werden an der Ruhr festgestellt worden²⁰⁶. Ein vergleichbarer Einfluss darf auch für die Presbyteriumanlage von St. Lucius in Werden (Abb. 76) auf die Helmstedter Ludgerikirche (Abb. 75) angenommen werden. Deren Grundrisse stimmen bis ins Detail überein, wie etwa die in die geraden Ostwände der Presbyteriumseitenschiffe eingetieften Nischen zeigen²⁰⁷. Ein niederrheinischer Einfluss auf die mitteldeutsche Architektur im späten 11. Jahrhundert ist mit der Verbindung zwischen Werden und Helmstedt nachgewiesen. Allerdings liegt Helmstedt im Norden der mitteldeutschen Region, während Erfurt eher zum Süden gehört. Die dreischiffige Presbyteriumanlage des ersten Erfurter Ostbaues muss damit nicht unbedingt niederrheinischer Herkunft sein, zumal das Grundriss-Schema von Helmstedt und Werden wegen des Fehlens der Seitenapsiden weder mit dem der Erfurter Peterskirche, noch mit dem der älteren Anlagen in Drübeck und Ilseburg exakt übereinstimmt.

²⁰⁴ Ilseburg war ein vom lothringischen Kloster Gorze aus reformiertes Kloster, das am Harz eine eigene Regel, eine "ordo Ilseburgensis" aufstellte (Scholke 1987, S. 35), die auch in Huysburg, Hillersleben, Wimmelburg und Reinhardtsbrunn eingeführt wurde (Walz 1993, S. 3.)

²⁰⁵ Hier gibt es nur Nischen, die in die außen gerade geschlossenen Nebenchorwände eingetieft sind.

²⁰⁶ Meyer-Barkhausen 1939

²⁰⁷ So schon Zimmermann 1959, S. 321 ff.

IV.1.2. Dreiräumige Presbyteriumanlagen mit Dreiapsidenschluss und Querhaus in Mittel- und Westeuropa

Dreiräumige, an ein Querhaus anschließende Presbyteriumanlagen mit Dreiapsidenschluss gab es seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts sowohl im damaligen Königreich Burgund – im heute größtenteils schweizerischen Jura –, als auch im damals lothringischen Niederrhein- und Maasgebiet. In letzterem ist eine gewisse Vorliebe für geschlossene Wände zwischen Presbyterium und Presbyteriumseitenschiffen bis ins 12. Jahrhundert hinein zu beobachten²⁰⁸ (Abb. 77, Abb. 78), doch es lässt sich mit der Luciuskirche in Werden (Abb. 76) gerade hier auch ein bedeutendes Beispiel für arkadengeöffnete Wände anführen²⁰⁹. Im Königreich Burgund dagegen dominierten Presbyteriumanlagen mit Arkadenöffnungen zwischen Mittel- und Seitenräumen²¹⁰ (Abb. 79, Abb. 80). Die Querhäuser weisen obendrein Querhausapsiden auf. Letztere fehlen im Niederrhein- und Maasgebiet völlig, da die Querhäuser in dieser Region zumeist niedriger, als das Mittelschiff des Langhauses, und somit dem Langhaus gegenüber deutlich untergeordnet sind.

Neben dem mitteldeutschen Raum und den beiden Regionen am Niederrhein bzw. an der Maas und im Jura gibt es keine Gegend nördlich der Alpen in Europa, die schon derart früh im 11. Jahrhundert dreischiffige, in Apsiden endende Presbyteriumanlagen aufweist. Im fortgeschrittenen 12. Jahrhundert erst verbreitete sich dieses Motiv auch in anderen Landschaften. Im 12. Jahrhundert begann aber auch der Umgangschor, das „andere“ große Presbyteriumschema neben dem der apsidengeschlossenen Presbyteriumanlage seinen Siegeszug in Westeuropa: Er sollte sich seit dem zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts zu einem der Kennzeichen der klassischen "Gotik" entwickeln. Doch selbst dort, wo sich das Schema des Umgangschores nicht durchsetzte, wie etwa im größten Teil des deutschsprachigen Raumes, vermochte sich die *dreischiffige* Presbyteriumanlage nicht zu behaupten. Hier dominierte in der Folge das einschiffige Presbyterium, das im 13. und

²⁰⁸ Celles, St. Hadelin (2. Viertel 11. Jh.), Utrecht, St. Peter (Weihe 1048), Köln, St. Georg (um 1060/67), Orp-le-Grand (1. Hälfte 12. Jh., mit gerade geschlossenem Presbyterium-Mittelschiff), Saint-Severin-en-Condroz (um 1140).

²⁰⁹ Weihe 1063, das Presbyterium allerdings ohne Apsidenschluss der Presbyteriumseitenschiffe.

²¹⁰ Romaninmôtier (1. Drittel 11. Jahrhundert), Gigny (11. Jh.), Rüeggisberg (letztes Drittel 11. Jh.), Payerne (E. 11. Jh.), Münchenwiler (um 1100). Alle Daten nach Sennhauser 1970, S. 77 ff.

14. Jahrhundert sogar noch die zylindrische Apsis zugunsten des polygonal gebrochenen Presbyteriumhauptes aufgab.

IV.2. Zur Genese des ersten Erfurter Ostbaues

Das auffälligste Merkmal der ersten Erfurter Ostanlage ist sicherlich der geplante Ostabschluss mit drei Apsiden in paralleler Anordnung. Sie stellen eine Art „Apsidenfront“ dar, die als Einheit gesehen sein will. Solche Dreiapsidenanlagen bilden den Presbyteriumschluss einer Gruppe von Kirchenbauten im heute norditalienisch-schweizerisch-bayrischen Raum, denen als weiteres gemeinsames Merkmal häufig das Querhaus fehlt: Die drei Schiffe des Langhauses laufen räumlich bis in den Presbyteriumbereich fort, ohne dass baulich zwischen Presbyterium und Gemeinderaum unterschieden würde²¹¹ (Abb. 81, Abb. 82, Abb. 83). Von der Architektur her enden die drei Langhausschiffe im Osten daher jeweils mit einer Apsis. Die drei Apsiden entwickeln sich dabei - wie in Erfurt - fast immer von einer gemeinsamen Grundlinie aus. Die häufig zu beobachtende Wirkung einer *Staffelung* zur Mitte hin entsteht hier alleine durch die meist etwas breitere und auch höher aufragende Mittelsapsis, deren Abmessungen auf die größere Raumbreite des Mittelschiffs zurückzuführen ist.

Anlagen dieser Art spielen seit dem ausgehenden 9. Jahrhundert im Norden Italiens eine Rolle²¹². Im 11. Jahrhundert sind sie in großer Zahl im mittelalterlichen Königreich Burgund zu finden, und dort vor allem in der heutigen Schweiz und im Oberrhein-Gebiet²¹³. Die ersten Anlagen scheinen aber nicht hier, sondern im süd- und südwestdeutschen Raum errichtet worden zu sein, und zwar schon im 8. Jahrhundert²¹⁴. Die Genese der Dreiapsidenbauten ohne Querhaus lässt sich über das Frühmittelalter hinaus bis in die

²¹¹ Liturgisch wurde die Trennung meist durch Schranken realisiert.

²¹² San Vincenzo in Mailand und San Pietro in Agliate, datiert ins 9. Jahrhundert (Kingsley-Porter 1915, Bd. II, S. 31 ff. und S. 663 ff.).

²¹³ Spiez (1002 / 1024), Amsoldingen (1002 / 1024), Schönenwerd (1002 / 1024), St. Blasien (Schwarzwald) (1002 / 1024),

²¹⁴ Regensburg, St. Emmeram (700/785), Koblenz, St. Kastor (785/830), Cornelimünster (783/830), nördlichstes Beispiel ist Hildesheim, Hl. Kreuz (783/830),

frühchristliche Sakralarchitektur im Norden Syriens zurückverfolgen²¹⁵. Dort hatte sich im 5. Jahrhundert ein frühchristliches Presbyterienschema entwickelt, das neben dem eigentlichen Presbyterium am Ende des Mittelschiffs zwei Pastophorien, Prothesis und Diakonikon vorsah (Abb. 84). Beide Räume schlossen die Seitenschiffe ab und bildeten zusammen mit dem Presbyterium das dreiteilige Bema, eine Dreiraumgruppe, die freilich nur bei einem Teil der überlieferten Bauten am Außenbau ablesbar war. Auch im Inneren kam die Einheit des dreiteiligen Bemas architektonisch kaum zum Tragen. Die Prothesis mit der Mensa zur Aufnahme der noch nicht konsekrierten Gaben der Gläubigen öffnete sich zwar zum Seitenschiff hin, blieb lediglich durch eine Arkadenstellung vom Seitenschiff getrennt, doch das Diakonikon war als Vorbereitungsraum und Aufbewahrungsort der Paramente mit einer verschließbaren Tür versehen, trat also räumlich überhaupt nicht in Erscheinung²¹⁶.

Die syrischen Anlagen dieser Art sind gegenüber den byzantinischen deutlich älter. Frühchristliche Basiliken in Byzanz wiesen bis ins Zeitalter Justinians, also bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts nur eine einzige Apsis auf, die das Mittelschiff abschließt, die Seitenschiffe wurden gerade geschlossen (Abb. 85). Grundrisse dieser Art sind zu dieser Zeit im ganzen mediterranen Raum zu finden, in Byzanz, aber auch in Italien, insbesondere bei den ravnennatischen Kirchen (Abb. 86). Während sich seit der Epoche Justinians im byzantinischen Kulturbereich das dreiteilige Presbyterium mit den beiden Pastophorien seitlich der Mittelapsis durchsetzte, blieb die ältere Grundrissform in Italien bis ins 8. oder 9. Jahrhundert hinein lebendig²¹⁷. Auch im deutschen Bereich gibt es Beispiele dafür²¹⁸. Seit der Mitte des 8. Jahrhunderts sind dreiteilige Presbyterienanlagen im südlichen Alpen- und Voralpenraum nachweisbar, allerdings nicht an Basiliken, sondern bei einem ganz anderen Bautyp. Die kleine Kapelle Santa Maria in Valle in Cividale (Abb. 87) ist ein rechteckiger, flachgedeckter Saalbau, dem an seiner Ostseite eine Presbyteriumanlage

²¹⁵ Siehe die Ostbasilika von Kalaat Siman (3. Viertel 5. Jh.). Liesenberg 1928 gibt eine Übersicht über die Entwicklung des Presbyteriums in den unterschiedlichen frühchristlichen Architekturregionen. Der Übersicht fehlt heute - nach über 70 Jahren - lediglich die Aktualität des Forschungsstandes. Leider kommt das im Titel der Arbeit versprochene Verhältnis zwischen Liturgie und Architektur mangels Darstellung der liturgischen Eigenheiten der Regionen kaum zum Tragen.

²¹⁶ So etwa bei der Basilika in Qalb Lozeh (vor 469 beg.).

²¹⁷ So etwa bei der nur ergrabenen ursprünglichen Presbyteriumanlage der Abteikirche von Pomposa, nach Thümmeler 1939, S.144.

²¹⁸ Werden, St. Salvator. 1. Bau (785/830), der 2. und 3. Bau bereits mit Emporen, Fulda, 1. Dombau (700/785), (830/919), Münster, Dom (785/830), Schienen (Oberrhein), (785/830).

angefügt ist. Diese Anlage nimmt die ganze Breite der Kapellenseite ein, ist aber niedriger als der eigentliche Saal. Im Inneren ist die Ostanlage in drei Einzelräume mit rechteckigem Grundriss unterteilt, die mit parallel angeordneten Tonnen überwölbt sind. Die Gewölbe ruhen ihrerseits auf Säulen und sorgen für eine gewisse „Durchsichtigkeit“ der Drei-
raum-Anlage, die nunmehr als unterteilte Einheit wahrgenommen wird. Mit dieser Kapelle in Cividale ist erstmals ein Bautyp im Westen fassbar, der unter dem etwas unscharfen Begriff „Dreiapsidensaal“ in die Kunstgeschichtsschreibung eingegangen ist (Abb. 88). Unscharf deswegen, weil die drei Räume zunächst noch keine Apsiden im eigentlichen Sinne darstellen. Die byzantinische Herkunft dieses „Dreiapsidensaals“ steht wohl außer Frage²¹⁹. Weitere, ins 9. Jahrhundert datierte „Dreiapsidensäle“ mit rechteckigen, ebenfalls meist tonnengewölbten Presbyteriumräumen finden sich sonst nur im Norden der iberischen Halbinsel²²⁰. In Norditalien dagegen und in Graubünden sowie in Tirol gibt es schon seit dem Ende des 8. Jahrhunderts anstelle der drei rechteckigen Presbyteriumräume halbkreisförmige Apsiden, die sich am Außenbau zu einer Dreiapsidengruppe formieren²²¹. Allerdings wird die Mittelsapsis hier nicht herausgehoben, wie bei den Apsidenanlagen von Basiliken. Die Apsiden weisen in der Regel gleiche Abmessungen auf und stehen daher in gleichmäßiger Reihung *nebeneinander*.

Die Dreiapsidenanlage alpenländischer *Saalkirchen* (Abb. 88) stellt genealogisch wohl die jüngere Variante gegenüber der Parallelapsidenanlage an der Schmalseite einer *Basilika* (Abb. 81) dar. Während diese nämlich tatsächlich den Abschluss dreier Kirchenschiffe bilden – von den Abmessungen her auf sie bezogen –, und zwar innen wie außen ablesbar, wirken die Apsiden des Saales wie Annexe an einen völlig anders gearteten Raumkörper.

²¹⁹ Kubach 1974, S. 92.

²²⁰ San Pedro de Nora, Santa María de Bendones, San Julian de los Prados, alle drei in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts zu datieren, San Salvador de Valdedíos (2. Hälfte 9. Jahrhundert).

²²¹ Mistail an der Albula (Hinterrhein), nach Grodecki/Wagner 1965, S. 66 ins Ende des 8. Jahrhunderts zu datieren, St. Johann in Müstair (8. Jh.). Karolingisch sind auch die nur durch Grabungen bekannten Anlagen von Disentis und Chur (Kubach/Elbern 1968, S. 37). Nach Mitte des 11. Jahrhunderts wird die Presbyteriumanlage von S. Pietro al Monte in Civate (Lombardei) datiert (Chierici 1978, S. 192).

Da die Apsiden des "Dreiapsidensaales" in eine gerade *Wand* integriert sind, eine solche Wand aber zugleich als Fassade wirkt, avancieren die Apsiden zu „Gliederungselementen“ eben solcher Fassaden. Als solche erlangten sie dann etwa seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, vor allem aber im 12. Jahrhundert größere Bedeutung. In Katalonien, sowie im Languedoc und in der Provence gibt es eine ganze Reihe von Architekturen mit mehr oder weniger stark ausladendem Querhaus, dem an der Ostseite Apsiden oder apsidial geschlossene Kapellen angefügt sind (Abb. 103)²²². Diese Apsiden sind auf das Querhaus hin ausgerichtet und nicht auf die Schiffe des Langhauses, weshalb der Langhausgrundriss hier keine Rolle spielt. So finden sich Querhäuser mit apsidialen Kapellen sowohl bei Saalkirchen wie bei Basiliken²²³. Die meisten Anlagen stammen freilich erst aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts²²⁴. Im 12. Jahrhundert erfreute sich diese Art der Ostanlage in der Provence und der nördlich anschließenden Dauphiné einer gewissen Beliebtheit²²⁵.

Entlang der Rhône wurde die Wirkung dieser Ostanlage dann schließlich noch einmal gesteigert durch einen Vierungsturm, der sich aus der geschlossenen Front der Querhaus-Ostwand heraus entwickelt. Turmüberhöhungen sind allerdings auch ein zeittypisches Merkmal in ganz Europa. Schon im späten 11. Jahrhundert bildete sich am Ober- und Mittelrhein, im 12. dann auch in Schwaben eine Ostturmanlage aus, die von Doppeltürmen seitlich einer Mittelapsis bestimmt ist²²⁶. Auch die Vieltürmigkeit im Norden des

²²² In Katalonien und den benachbarten Königreichen auf der iberischen Halbinsel sind Apsidenanlagen seit dem 10. Jahrhundert zu finden, möglicherweise als Import aus dem norditalienisch-alpenländischen Raum (Santa Cecilia de Montserrat, erneuert 957, La Pobla de Claramunt, Saint Estève bei Perpinyà).

²²³ Die wohl ältesten Beispiele dieses Typs sind mit Sant Miquel de Cuixà und Santa Maria de Ripoll in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in Katalonien nachweisbar. Sant Miquel de Cuixà, 974 geweiht, wies ursprünglich je zwei Kapellen an jedem Querhausarm auf, die Reihe der Kapellen in Ripoll wird dem 977 geweihten Bau zugeschrieben. In Ripoll liegen die inneren fünf der insgesamt sieben Apsiden den Einmündungen der fünf Langhausschiffe ins durchlaufende Querhaus genau gegenüber, sind also auf sie bezogen, was aber die absolute Ausnahme der Apsidenanordnung im 10. und 11. Jahrhundert darstellt. Sant Ponç de Corbera vom Anfang des 11. Jahrhunderts ist eine Saalkirche, wie auch die Kathedrale in Vich mit ihren Apsidenpaaren an jedem Querhausarm. In der Provence zählen Saint-Donat und Sainte-Maddeleine-de-Bedouin, beide aus dem 2. Viertel des 11. Jahrhunderts zu den wenigen erhaltenen Anlagen der Region.

²²⁴ In Katalonien: Santa Maria de Barbarà und Santa Eugenia de Berga (Weihe 1083), beides Saalkirchen, Sant Miquel de Cruilles (Weihe 1080) mit durchlaufendem Querhaus, San Martin de Fromista (um 1059 begonnen), in Aragon: Die 1063 geweihte Kathedrale von Jaca, allesamt Basiliken. Im Languedoc ist die Ende des 11. Jahrhunderts umgebaute Kirche Saint-Guilhem-le-Desert zu nennen und in der Provence die Saalkirche Saint-Philomène-de-Montmaur aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts.

²²⁵ Cruas, E. 11./1. Hälfte 12. Jahrhundert, La Garde Adhemar, sowie die Kathedralen in Embrun und Sisteron. Mit St. Johann (2. Viertel 12. Jh.) ist eine solche Anlage sogar noch im Elsaß nachweisbar.

²²⁶ Eimer o.J.. Zum Zusammenhang zwischen dem "Schwäbisch-Konstanzer Kirchenbau" und dem ober-rheinischen s. das Kapitel IV.4.9. über die Verbreitung der Ostturmfront in Mittel- und Westeuropa.

europäischen Festlandes war zwar schon im Frühmittelalter entwickelt worden, erlebte aber ihre Blüte erst vom 12. Jahrhundert an²²⁷. Immerhin blieb an der Rhône mit der Ausbildung und Entwicklung der östlichen Schaufront aus dem Querhaus heraus auch die relativ gleichmäßige Reihung der Apsiden erhalten. Doch nur relativ selten wurde das Querhaus im übrigen Europa speziell zur *Front*bildung genutzt. Schon am Ende des ersten Jahrtausends setzte die Entwicklung zu jener uns bis heute geläufigen "romanischen" Ostanlage ein, die aus einem Querhaus mit ausgeschiedener Vierung, Presbyteriumjoch mit Apsis und zwei Querhausapsiden besteht. Sie sollte sich im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts über ganz Europa verbreiten.

Eigenartig bleibt nun im mittelalterlichen Königreich Burgund die geographische Nachbarschaft zweier charakteristischer, aber völlig unterschiedlicher Ostbaulösungen. Wenn überhaupt eine "Konkurrenz" beider Ostanlagen postuliert werden darf, so hätte sich die querschifflose, dreischiffige, in Apsiden endende Basilika italienischer Provenienz in der Architekturgeschichte "durchgesetzt", nicht die vom Querschiff dominierte Dreiapsidenfront an der Rhône. Allerdings weisen seit dem 11. Jahrhundert auch viele dreischiffige Basiliken ein Querhaus auf, das aber eigentlich nur zwischen Langhaus- und Presbyteriumsbereich "eingefügt" ist: Das Langhaus samt Seitenschiffen wird gleichsam über dieses Querhaus hinweg "verlängert", was den Bestrebungen des fortgeschrittenen 11. und vor allem des 12. Jahrhunderts zur Vereinheitlichung bzw. Durchstrukturierung des architektonischen Entwurfs entgegenkam. Die räumliche Verbindung zwischen den drei Schiffen des Presbyteriums mittels Arkaden gehört dann fast selbstverständlich dazu.

Der älteste nachweisbare Bau dieser Art ist der nur noch anhand älterer Grundrissdarstellungen rekonstruierbare Majolusbau der Abteikirche von Cluny ("Cluny II") im französischen Herzogtum Burgund (955 – 81) (Abb. 89). Auch er besitzt anstelle von Apsiden einen geraden Schluss der Presbyteriumseitenschiffe, allerdings mit Nischen im Inneren der Ostwand. Hinzu treten zwei weitere rechtwinklig geschlossene Kapellen, die zusammen mit den Querhausapsiden den Eindruck einer Staffelung der Ostabschlüsse der einzelnen Presbyteriumsbereiche hervorrufen. Das Presbyterium dieser zweiten Abteikirche

²²⁷ Siehe hierzu das Kapitel IV.4.1. über die Entstehung der Vieltürmigkeit.

von Cluny ist deshalb häufig als "Urform" des späteren burgundischen Staffelchores angesehen worden. Die Einheitlichkeit dieser Staffelung setzt aber eine durchgängige Verwendung von Apsiden als Ostschluss jedes einzelnen Presbyteriumbereiches voraus, was in Cluny noch nicht gegeben war. Somit kann die Presbyteriumanlage von Cluny den Staffelchor allenfalls *angeregt* haben²²⁸.

Über den Gelehrtenstreit, ob der Majolusbau bereits einen vollgültigen Staffelchor besaß oder lediglich eine Vorform des Staffelchores aufwies ist allerdings das entscheidend Neue des Grundrisses von Cluny II völlig in den Hintergrund getreten: Die straffe Strukturierung des Grundrisses mit Seitenschiffen, die aus dem Langhaus heraus über das Querhaus hinweg in den Presbyteriumbereich laufen. Man kann dies durchaus als architektonischen Ausdruck des straffen Durchorganisierens des Benediktinerordens im Zuge der liturgischen Reform interpretieren. Eigenartig bleibt aber, dass weitere Anlagen dieser Art in Burgund selber nicht entstanden sind, auch im benachbarten *Königreich* Burgund nicht. Dafür fand die Art des Durchlaufens von Seitenschiffen über das Querhaus hinweg seine Nachfolge in der Normandie. Sie kam dort sicherlich dem normannischen Prinzip des Durchstrukturierens eines Bauwerks sehr entgegen²²⁹. Die räumliche Verbindung der einzelnen Bereiche, also auch der drei Schiffe des Presbyteriums *untereinander* lässt sich zwar auch in der Normandie beobachten, war aber zunächst nicht unbedingt gesucht. Genausowenig übrigens die dreiapsidiale Außenansicht des Presbyteriums, an dem sich das Durchlaufen der Seitenschiffe über das Querhaus hinweg zwar ebenfalls ablesen lässt, jedoch ohne die im Königreich Burgund üblichen Nebenapsiden: Wie bei Cluny II ist das Presbyterium seitlich der mittigen Hauptapsis gerade geschlossen, wobei in die geraden Seitenschiffostwände häufig Nischen eingetieft sind²³⁰.

²²⁸ Abgesehen von der meist völlig übersehenen Tatsache, dass die burgundischen Staffelchoranlagen durchwegs erst aus dem 12. Jahrhundert stammen. Die Baumeister dieser Kirchen mussten sich an einem über hundert Jahre alten Modell orientiert haben, ohne dass ein Grund dafür erkennbar ist.

²²⁹ Bernay (1020/30, 1060/70), Cerisy-la-Forêt (1030/1050), Montivilliers (2. Hälfte 11. Jh.).

²³⁰ Ausgenommen die Abteikirche von Bernay, deren Presbyterium ursprünglich eine Parallelapsidenanlage aufwies.

Vielleicht in der Nachfolge des Majolusbaues von Cluny, eher aber mit den *normannischen* Kirchenbauten zusammenhängend entstanden auch im Niederrhein- und Maasgebiet Architekturen mit ganz ähnlicher Grundrisskonfiguration (Abb. 76)²³¹. Teilweise bis ins 12. Jahrhundert hinein wurden dort, wie auch im Oberrheinbereich rechtwinklige Kapellen zu Seiten eines Presbyteriumraumes errichtet, dem mitunter sogar die obligatorische mittige Apsis fehlt²³².

Im Niederrhein-Maasgebiet gibt es jedoch, wie erwähnt seit dem 11. Jahrhundert auch eine Reihe dreiapsidial geschlossener Presbyteriumanlagen, freilich meist ohne räumliche Verbindung der drei parallelen Räume im Inneren: Die "Presbyteriumseitenschiffe" sind hier eigentlich Kapellen am Querhaus, gehören also genaugenommen garnicht zum eigentlichen Presbyterium-*Raum* (Abb. 77). Das Querhaus selber ist zudem meist deutlich niedriger, als das Mittelschiff des basilikalen Langhauses, worin sich wohl die Tradition "karolingischer" Zellenquerhäuser widerspiegelt. Dementsprechend gering tritt das Querhaus über die Außenflucht des Langhauses bzw. Presbyteriums hinaus, so dass in der Regel kein Platz bleibt für Querhausapsiden. Auch die Dreiapsidenanlage des Presbyteriums selbst ist am Niederrhein und an der Maas nicht eigentlich beheimatet, sie wird als Import aus dem Raum des mittelalterlichen Königreichs Burgund zu werten sein, denn wie dargestellt gab es sie dort bei den "Dreiapsidensälen" und den dreischiffigen querhauslosen Basiliken italienischer Provenienz schon wesentlich früher.

Ein anderes Bild bietet sich im Königreich Burgund. Hier spielte gerade das Äußere eines Kirchengebäudes eine herausragende Rolle, wie nicht zuletzt bei den Apsidensälen zu beobachten. Möglicherweise unter dem Eindruck der provençalischen und rhôneländischen Dreiapsidenfronten entstanden hier mittelschiffshohe Querhausanlagen. Ihre Apsiden gesellen sich zur Dreiapsidenanlage des Presbyteriums und bilden somit eine wesentliche Voraussetzung für die Staffelchoranlagen des 12. Jahrhunderts, die bezeichnenderweise hier in Burgund und den angrenzenden Gebieten erst entwickelt wurden²³³.

²³¹ Etwa bei St. Luzius in Werden an der Ruhr.

²³² Nivelles (Weihe 1046), Lobbes (11.Jh.), Lüttich, St. Bartholomäus (sp. 11. Jh.), ähnlich auch bei St. Peter und Paul in Hirsau (noch 11. Jahrhundert), in der Nachfolge dann bei der Abteikirche von Murbach (1. Hälfte 12. Jh.).

²³³ Siehe hierzu Lehmann 1957

IV.3. Zusammenfassung

Das Schema der dreischiffigen, dreiapsidalen Presbyteriumanlage mit räumlicher Verbindung zwischen den drei Schiffen ist ganz offensichtlich eine Eigenheit des burgundischen Raumes und wohl auch hier entstanden. In der Niederrhein- und Maasregion findet sich eine jüngere Variante, der jedoch - vermutlich bedingt durch die altertümliche Gestalt der Querhausarme - die Querhausapsiden fehlen. Außerdem existiert die räumliche Verbindung zwischen den drei Räumen des Presbyteriums nicht, so dass man hier nicht von Presbyteriumseitenschiffen, sondern von Querhauskapellen sprechen muss.

Beide Varianten dieses „Presbyteriumschemas“ traten auch im mitteldeutschen Raum auf, und zwar zunächst gegen Ende des 11. Jahrhunderts in den nördlichen Regionen, am Harz und im Harzvorland. Dabei zeigt sich eine gewisse Vorliebe für dreiapsidiale Ostanlagen mit räumlich getrennten, also als Querhauskapellen anzusprechenden "Presbyteriumseitenschiffen", denen konsequenterweise weitere Querhausapsiden fehlen. Hier liegt eindeutig ein Einfluss vom Niederrhein vor, der schon vor einigen Jahrzehnten auf der Basis von Kapitellstudien in Werden und in Helmstedt direkt nachgewiesen werden konnte. Im Süden des betrachteten Gebietes dagegen, vor allem in Thüringen dominiert die fünfapsidiale Anlage burgundischer Provenienz.

Die ursprünglich geplante Ostanlage auf dem Erfurter Petersberg ist keine der beiden Varianten sicher zuzuweisen. Dies liegt zunächst am Befund, der nicht eindeutig für Querhausapsiden und räumliche Verbindung zwischen den drei Schiffen des Presbyteriums spricht. Doch vor allem sind es die beiden Chorwinkeltürme - die in der bisherigen Betrachtung noch keine Rolle spielten - die die eigentlich zu erwartenden klaren Verhältnisse bei der ersten Erfurter Presbyteriumanlage entscheidend verunklären.

IV.4. Turmanlagen mittelalterlicher Kirchen

Einzeltürme sind in der Baukunst des 11. Jahrhunderts in Mitteldeutschland nicht nachweisbar, wohl aber Turmpaare. Die Erfurter Peterskirche besitzt gleich zwei solcher Turmpaar-Anlagen am östlichen und westlichen Ende des Gebäudes. Sie gehören zwar nicht der selben Bauphase an - insofern ist die von den ersten Bearbeitern des 19. Jahrhunderts aufgrund von Beobachtungen am Gebäude geäußerte Vermutung, die Kirche sei als viertürmiger Bau angelegt worden, zunächst zu korrigieren. Nach Neuinterpretation der Grabung Karl Beckers ist die Annahme einer schon ursprünglichen Viertürmigkeit aber durchaus berechtigt: Dem etwas älteren, aber nach dem Planwechsel unvollendet gebliebenen Turmpaar im Westen sollte nach der ersten Planung an der Ostseite wohl ein Pendant in Gestalt von Winkeltürmen zwischen Querhaus und Presbyterium gegenüberstehen - immer vorausgesetzt, dass diese Winkeltürme nicht zum Vorgängerbau, sondern zum Neubau des frühen 12. Jahrhunderts gehören. Nicht nachweisbar, aber im Analogieschluss durchaus möglich ist außerdem die Anlage eines Vierungsturmes, so dass die Erfurter Peterskirche ursprünglich sogar als fünftürmige Anlage projektiert gewesen sein könnte²³⁴.

Die in spätmittelalterlichen Darstellungen überlieferte Klosterkirche S.Riquier in Centula zeigt, dass das Schema vieltürmiger Kirchenanlagen schon in der karolingischen Epoche vorhanden war. Mehr noch: Die große Zahl von vieltürmigen Kirchen des 11., 12. und 13. Jahrhunderts, insbesondere im Nordosten des heutigen Frankreich und den Nachbarregionen²³⁵, im Niederrhein- und Maasgebiet²³⁶, sowie in Norddeutschland – und hier vor allem in Westfalen²³⁷ –, sowie das beinahe völlige Fehlen solcher Anlagen im 11. und 12. Jahrhundert *südlich* einer Linie von der Loire über die Marne, entlang des rheinischen

²³⁴ Vierungstürme waren zu dieser Zeit auch in Mitteldeutschland durchaus bekannt, erhalten etwa in Königs-
lutter oder Gröningen.

²³⁵ S. Benoît-sur-Loire (sp. 11. Jh.), Notre Dame-en-Vaux in Châlon-sur-Marne (mit älteren Chorwinkeltürmen,
sp. 11. Jh.), Noyon, Kathedrale (um 1150), auch dreitürmige Varianten mit nur einem Westturm in der Île-
de-France: S. Germain-des-Prés in Paris (A. 11. Jh.), Morienvall (2. Viertel 12. Jh.).

²³⁶ St. Trond/Maas (2. Drittel 11. Jh.), mit vier Winkeltürmen zwischen Querhaus und Presbyterium, bzw. Quer-
haus und Langhaus, Kathedrale in Tournai (1107/1110 beg, Weihe 1171), mit ihren vier Winkeltürmen am
Ostbau vergleichbar St. Trond; Nivelles (Weihe 1046), die Chorwinkeltürme nur angelegt, aber nicht ausge-
führt, desgleichen in Soignies (11. Jh.).

²³⁷ Imad-Dom in Paderborn (Westchor, mit Rundtürmen, Mitte 11. Jh.), Freckenhorst (letztes Drittel 11. Jh.,
erneuert 1. Drittel 12. Jh.), St. Mauritz in Münster (nach Lobbedey 1999/II, S. 79 dendrochronologisch da-
tiert auf 1068/69).

Schiefergebirges bis in die Rhön lässt vermuten, dass das Schema des vieltürmigen Kirchenbaues wohl im Norden des einstigen Karolingerreiches entwickelt wurde. Die Ausnahmen entlang des Rheins - hier sind vor allem die großen "Kaiserdome" in Speyer und Mainz zu nennen - bis in den Oberrheinbereich²³⁸ hinein zeigen einmal mehr, dass dieser Fluss eine der großen Verkehrswege – und dies heißt auch immer: Informationswege – des Mittelalters war.

In Mitteldeutschland selber ist die Vieltürmigkeit einer Kirchenanlage eigentlich nicht beheimatet. Es gibt nur wenige Ausnahmen: Dazu zählt der Merseburger Dom (Abb. 90) in jener Gestalt, die er gegen Mitte des 11. Jahrhunderts erhielt, dazu gehört aber vor allem die 50 Jahre zuvor entstandene Michaeliskirche des Bischofs Bernward in Hildesheim²³⁹. Wie sehr Bernward in dieser Hinsicht als Neuerer auftrat zeigt am besten der Vergleich mit der in den letzten Jahrzehnten von Gerhard Leopold ausgegrabenen Klosterkirche in Memleben, die rund ein halbes Jahrhundert älter ist, als St. Michael²⁴⁰. Das Anlagenschema der Kirche mit den beiden Chören, vor allem dem "Umgang" im Westen stimmt mit dem der Hildesheimer Kirche überein. Es fehlen jedoch die Treppentürme, die ganz entscheidend das vieltürmige Bild der Hildesheimer Michaeliskirche bestimmen.

Auch die so wichtige, leider bis heute nicht ergrabene Klosterkirche Reinhardsbrunn könnte zu den vieltürmigen Kirchen Mitteldeutschlands gehört haben. Ihre Baugestalt im Ganzen ist zwar nicht bekannt, es gibt jedoch einige wenige Darstellungen der Kirche, von denen die wichtigste ein Kirchenmodell in der Hand des Stifters Ludwig des Springers ist, das sich auf seiner Grabplatte in der Eisenacher Georgenkirche befindet²⁴¹. Das Modell zeigt nur einen Teil der Kirche, einen gerade geschlossenen Chorbau - ob West- oder Ostchor lässt sich nicht entscheiden - und seitlich angefügter Kapelle. Dargestellt ist aber auch ein Turmpaar ganz am Rande des Grabsteins. Die - gegenüber dem flachen Chorschluss deutlich zurückgesetzte - Position der beiden Türme am offensichtlichen Ansatz

²³⁸ Etwa die erste Kirche des Allerheiligenklosters in Schaffhausen (Weihe 1064), Murbach/Els. (2.Drittel 12.Jh.), mit Türmen über den Querhausarmen, darin Cluny III verwandt.

²³⁹ Bernward war im Jahre 1007 nach dem Abschluss eines Kriegszuges nach Flandern, auf dem er Heinrich II begleitet hatte, von Gent aus zum Besuch der bedeutenden Gräber in S.Denis und Tours aufgebrochen (Beseler/Roggenkamp 1954, S. 104). Vieltürmige Sakralbauten waren ihm mindestens seit dieser Reise wohlvertraut.

²⁴⁰ Leopold 1969, Leopold 1998

²⁴¹ Abgebildet bei Hintzenstern 1986, S. 14.

des Chorbaues weist sie in Analogie zu vergleichbaren Anlagen mit hoher Wahrscheinlichkeit als Winkeltürme zwischen dem Chorbau und einem - nicht mehr dargestellten - Querhaus aus. Das Kirchenmodell zeigt viele Details, so etwa ein großes (spitzbogiges?) Fenster auf der Front der Chorseitenkapelle, eine kleine Öffnung im Giebel darüber, gekuppelte Schallarkaden bzw. geschoßteilende Gesimse an den Türmen etc., so dass davon auszugehen ist, dass das Modell auf der Grabplatte Ludwig des Springers die heute verlorenen Reinhardsbrunner Kirche relativ wirklichkeitsnah wiedergibt. Somit lässt sich feststellen, dass auch bei dieser Anlage Türme eine bedeutende Rolle gespielt haben könnten, insbesondere dann, wenn noch weitere Türme – etwa am gegenüberliegenden Ende der Kirche – existiert haben sollten. Vorläufig sind dazu keine Aussagen möglich. Immerhin deutet das besagte Modell auf Chorwinkeltürme hin, wie sie auch bei der ursprünglichen Planung auf dem Erfurter Petersberg zu vermuten sind. Dies ist umso wichtiger, als ja seit 1085 der aus Reinhardsbrunn stammende Abt Giselbert dem Erfurter Kloster vorstand, womit auch auf architektonischer Ebene Verbindungen zwischen beiden Klöstern denkbar sind. Hier wird freilich erst eine Grabung oder wenigstens eine geophysikalische Prospektion in Reinhardsbrunn Klarheit schaffen können.

Wirklich durchgesetzt hat sich die Vieltürmigkeit in Mitteldeutschland erst zu Beginn des Spätmittelalters²⁴². Mit der Halberstädter Liebfrauenkirche aus der Mitte des 12. Jahrhunderts gibt es allerdings einen Bau, dessen Vieltürmigkeit noch am ehesten jenes Bild vermittelt, das die Erfurter Peterskirche im Ursprungszustand abgegeben hätte, wenn sie denn vollendet worden wäre (Abb. 65, Abb. 105)²⁴³.

IV.4.1. Zur Genese des Turmes in der mittelalterlichen Sakralarchitektur

Die Genese mittelalterlicher Kirchtürme und *Turmanlagen* ist überaus vielschichtig und kann im Rahmen dieser Arbeit nicht als Ganzes abgehandelt werden. Eine der Voraussetzungen für die Ausbildung solcher Turmarchitekturen ist die Anlage von Treppen für

²⁴² Zu nennen sind vor allem der Magdeburger und der Naumburger Dom aus dem 13. Jahrhundert und deren Nachfolge.

²⁴³ Die Osttürme stehen in Halberstadt allerdings nicht im Winkel zwischen Querhaus und Presbyterium, sondern zwischen Quer- und Langhaus.

den Zugang höhergelegener Raumbereiche im Kircheninneren. In der Regel handelt es sich bei ihnen um Emporen, doch auch Dachstühle und Glockenstuben wurden über solche Treppen erschlossen. Aus Platzgründen sind mittelalterliche Treppen in der Regel Wendeltreppen gewesen, die im Inneren eines Gebäudes in den Ecken untergebracht sein konnten, meist aber am Außenbau als Annexe vor der Außenwand oder in Gebäudewinkeln stehen. Entsprechend der Wendelung solcher Treppen sind diese Treppentürme häufig als Rundtürme ausgebildet.

Zu einem heute nicht mehr näher bestimmbar Zeitpunkt wurden solche Treppenanlagen aus rein architektonischen Gründen über die eigentlich notwendige Treppenhöhe hinaus überhöht. Sie wirken dann nicht mehr als bloße Annexe an einen übergeordneten Baukörper, sondern treten selber als architekturbildende Baukörper in Erscheinung. Das gleiche gilt für Treppenanlagen, die im geschlossenen Baukörper untergebracht waren, wenn sie turmartig überhöht wurden. Da viele Emporenanlagen am westlichen Ende einer Kirche liegen, finden sich solche Turmanlagen häufig innerhalb eines komplexen, aus mehreren Baukörpern bestehenden Westbaues. Aus Gründen der Symmetrie wurden dabei in der Regel *zwei* Treppentürme zu beiden Seiten des mittigen Emporenbaukörpers angeordnet, womit die spätere Doppelturmfront vorbereitet war (Abb. 77, Abb. 68). Gelegentlich wurde auch der mittige Emporen-Baukörper turmartig überhöht, so dass sich aus der einfachen Doppelturmanlage eine Dreiturm*gruppe* entwickelte²⁴⁴. Damit war jene *Gruppenbildung* vorbereitet, die für die Vieltürmigkeit zahlreicher Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts vorauszusetzen ist. Wohl bedingt durch die häufiger anzutreffende Zweipoligkeit dieser Kirchenanlagen, mit der oft auch die Anlage von Emporen im östlichen Presbyterium- oder Querschiffbereich einherging, entstanden dabei - dem Westbau gegenüber - weitere Treppentürme, die meist im Winkel zwischen Querhaus und Presbyterium oder Langhaus stehen und zusammen mit den Türmen über der Vierung jenes vieltürmige Bild ergeben, das im nördlichen Deutschland, im nördlichen Frankreich und entlang des Rheins bis in den Südwesten Deutschlands zu beobachten ist.

²⁴⁴ Solche Anlagen werden in der Literatur seit Alois Fuchs 1929 fälschlicherweise unter dem Begriff "Westwerk" zusammengefaßt. Siehe hierzu die Arbeit von Schönfeld-de Reyes 1999.

IV.4.2. Chorwinkeltürme

Chorwinkeltürme, wie in den Erfurter Fundamenten nachweisbar sind in der Architektur Mitteleuropas vor dem Ende des 11. Jahrhunderts nicht zu beobachten. Erst im 12. Jahrhundert finden sich solche Winkeltürme auch hier, wenn auch nur sporadisch. Etwa zeitgleich mit der Erfurter Kirche entstand die Hamerslebener Stiftskirche (Abb. 63), deren Winkeltürme allerdings im Winkel zwischen Querhaus und Langhaus stehen. Das gleiche gilt für die Liebfrauenkirche in Halberstadt aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (Abb. 65). Für das 13. Jahrhundert ist etwa auf den Dom in Nordhausen, den Magdeburger oder den Halberstädter Dom zu verweisen.

IV.4.3. Innenraumlösungen mitteldeutscher Westbauten

In der Erfurter Peterskirche läuft das Mittelschiff zwischen zwei Türmen ungebrochen bis zur Westwand durch. Dies erinnert zunächst an das Schema des Westchores, das in Mitteleuropa seit ottonischer Zeit nachweisbar ist. Die doppelchörige Kirchenanlage mit einem zweiten Presbyterium im Westen ist eine im nördlichen Mitteleuropa häufige Erscheinung, die sich bis ins 12. Jahrhundert hinein gehalten hat (Abb. 74, Abb. 78). Alle Merkmale eines Ostchores einschließlich ihrer Winkel- oder Presbyteriumflankentürme können dabei auch beim Westchor auftreten, so dass sich eine gesonderte Betrachtung der mitteldeutschen Westchöre erübrigt.

Das Westchorschema betrifft im Wesentlichen das *Innere* eines Kirchenbaues. Schon im 11. Jahrhundert, vor allem aber im 12. tritt dagegen die Außenerscheinung eines Kirchenbaues in den Vordergrund. Aus der zunächst noch vierteiligen *Westanlage* wird ein einheitlicher *Westbau*, dem sich das Innere unterordnet. So sind zwischen den Türmen einer Doppelturmanlage – der am häufigsten auftretenden Erscheinung eines Westbaues im mittleren Deutschland des 11. und 12. Jahrhunderts – in der Regel Westemporen untergebracht (Abb. 93)²⁴⁵, so wie bei der zweiten Erfurter Westbaulösung (Abb. 22 unten).

²⁴⁵ Etwa beim ursprünglichen, später veränderten Westbau der Stiftskirche in Gernrode aus dem ausgehenden 10. Jahrhundert, bei der Klosterkirche in Bursfelde an der Weser (nach 1135), in der 1129 geweihten Stiftskirche von Quedlinburg, in Gandersheim (Mitte 12. Jh), Möllenbeck oder Wunstorf. Anlagen dieser Art

Statt der Westemporenanlage kann aber auch ein Westchor zwischen den Türmen sitzen, statt der Eingangshalle im Erdgeschoß eine Krypta vorhanden sein, für die Außenerscheinung des Westbaues spielt dies meist keine Rolle.

Im 12. Jahrhundert freilich zeigt sich gelegentlich der Westchor als eigenständiger Baukörper zwischen den Türmen auch am Außenbau in Gestalt eine Westapsis, so etwa bei der Hildesheimer Godehardikirche (Abb. 74) oder den Westanlagen in Drübeck (Abb. 62) und Fredelsloh. Solche Westapsiden lassen sich noch am ehesten als Reminiszenz des oben beschriebenen, in Nord-Mitteleuropa weit verbreiteten Presbyteriumschemas mit flankierenden Türmen interpretieren.

Weitaus häufiger, als diese apsidialen Westchöre sind im 12. Jahrhundert allerdings Choranlagen, die am Äußeren des Westbaues nicht sofort erkennbar sind. Dazu gehören etwa der Westbau der Magdeburger Liebfrauenkirche²⁴⁶ (nach 1129), oder die Stiftskirche St. Blasius, der "Dom" in Braunschweig aus dem letzten Jahrhundertviertel. Etwa zeitgleich mit der Braunschweiger Stiftskirche entstand die Klosterkirche in Jerichow in der Altmark, deren "Westchor" hier freilich mit einem Portal versehen und somit als Eingangshalle zu bezeichnen ist. Allen diesen Beispielen gemeinsam ist die räumliche Sonderung des mittleren Westbau-Raumes vom Mittelschiff des Langhauses durch einen Schwib- oder Scheidbogen. Dieser Bogen ist in der Regel schon aus konstruktiven Gründen wegen des darübersitzenden Glockenhauses notwendig. Nirgendwo läuft daher das Mittelschiff *zwischen* den Türmen bis zur Westfront durch. In Erfurt scheint dieser Gedanke tatsächlich das erste Mal in Mitteldeutschland angelegt, wenn auch nicht ausgeführt gewesen zu sein. Es gibt jedoch eine vergleichbare jüngere, und wegen seiner durchlaufenden Wölbung auch "fortschrittlichere" Anlage in Mitteldeutschland, die durchaus in der Nachfolge der ersten Erfurter Westbauplanung stehen könnte.

²⁴⁶ werden seit Fuchs 1929 als "reduzierte karolingische Zentralwestwerke nach Corveyer Schema" bezeichnet (Thümmeler 1956, S. 885). Siehe auch hierzu: Schönfeld-de Reyes 1999.
Nach der ursprünglichen Planung unter Erzbischof Werner aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Wie weit dieser Westchor bei der Übernahme des Kollegiatstiftes durch die Praemonstratenser 1129 unter Erzbischof Norbert bereits vollendet war entzieht sich unserer Kenntnis. Nach Ausweis der Fassadengliederung der Türme (s. Kapitel Fassadengliederung) dürfte die gesamte Westanlage zwar unter Werner gegründet, im Wesentlichen aber erst unter Norbert errichtet worden sein. Damals wurde auch der Westchor zur Eingangshalle mit Empore umgebaut (Möbius 1972, S. 21).

Die Klosterkirche in Lippoldsberg (Abb. 67, Abb. 92) entstand in der Zeit ab 1140/50. Auch hier gibt es zwei Türme, die den westlichen Abschluss der Langhaus-Seitenschiffe bilden. Der Bereich *zwischen* den Türmen wird von einer tiefen Empore eingenommen, die auf einer überwölbten, auf insgesamt sechs Stützen ruhenden kryptenartig anmutenden Vorhalle im Erdgeschoß ruht. Insoweit folgt Lippoldsberg – wenn auch in größeren Dimensionen – dem zweiten Erfurter Entwurf mit seiner nachträglich „eingestellten“ Westempore. Die Lippoldsberger Empore bildet aber anders als sonst üblich keine bis ins Gewölbe hinaufführende Wand auf, die das Mittelschiff nach Westen hin abschließt (Abb. 93). Stattdessen wird die durchgehende Mittelschiffswölbung zwischen den Türmen bis zur Westfront geführt, was wiederum mit der ursprünglichen Erfurter Westbaulösung zu vergleichen ist.

IV.4.4. Das durchlaufende Mittelschiff in Mittel- und Westeuropa

Mittelschiffanlagen, die am Westende zwischen zwei Türmen hindurch bis zur Westwand laufen sind sehr selten zu finden. Es gibt im 11. und frühen 12. Jahrhundert einige Anlagen dieser Art im französischen Herzogtum Burgund, etwa bei S. Etienne in Nevers (2. Drittel 11. Jahrhundert) (Abb. 91, Abb. 94). Wir finden sie aber auch in den Obergeschossen burgundischer Vorkirchen. Zu nennen ist hier vor allem die Abteikirche S. Philibert in Tournus, deren Datierung allerdings zwischen dem 10. und dem 11. Jahrhundert schwankt (Abb. 110). Aber auch Anlagen wie die Vorkirche von Paray-le-Monial und schließlich die der dritten Klosterkirche in Cluny (beide 12. Jahrhundert) weisen solche zwischen Türmen durchlaufende Mittelschiffe auf²⁴⁷.

IV.4.5. Zur Entwicklung der einheitlichen Turmanlage

Wie schon angedeutet wurde die Dominanz des Innenraumes gegenüber der Außenerscheinung einer Kirche im Laufe der Architekturentwicklung des 12. Jahrhunderts weitge-

²⁴⁷ Weitere Beispiele: La Charité-sur-Loire (1. Drittel 12. Jh.), Saulieu, S. Andoche (A.12. Jh.).

hend aufgegeben zugunsten einer einheitlichen Erscheinung von Äußerem *und* Innenraum. Die einzelnen Teile des Westbaues, die Türme und der dazwischenliegende Mittelbau wurden zur geschlossenen Turmanlage. Dabei verschmelzen die Einzelteile zu einem einheitlichen Ganzen – vielleicht am deutlichsten noch beim „Niedersächsischen Westriegel“ zu beobachten. Auch der ursprünglich geplante Erfurter Westbau lässt sich – mit einiger Vorsicht – durchaus in der Art eines solchen Westriegels rekonstruieren.

IV.4.5.1. Der Niedersächsische Westriegel

Als Niedersächsischen Westriegel bezeichnet man eine hochaufragende, wandartige Westbau-Anlage, deren „Schmalseiten“ turmartig überhöht sind, wobei die Türme selber meist oktagonalen Grundriss aufweisen. „Wand“-Zone und freiwerdende Türme werden meist durch ein umlaufendes Gesims getrennt. Der Westriegel geht wohl auf die Dreiturmgruppe karolingischer Westanlagen zurück. Deren Entwicklung zum geschlossenen Westriegel scheint sich erst im 11. Jahrhundert vollzogen zu haben, doch Vorstufen gab es schon deutlich früher, wie das Beispiel der Corveyer Westanlage aus dem späten 9. Jahrhundert zeigt (Abb. 109). Die überhöhenden Türme an den Schmalseiten sind hier rechtwinklig angelegt, außerdem gibt es keinen eigentlichen Unterbau, der – etwa durch ein Gurtgesims – von den Obergeschossen getrennt wäre.

Mit einem solchen trennenden Gesims bildet sich häufig ein quer vor der Kirche liegender, rechtwinkliger Block heraus, der wie ein *Sockel* für die „eigentliche“, seitlich durch oktagonale Türme eingefasste Turmfront wirkt. Dabei täuscht das heutige Erscheinungsbild dieses "Sockelblocks" meist etwas. In der Regel ist die Turmfassade mit dem Haupteingang des Gebäudes verbunden, der wiederum durch eine Eingangsarchitektur - ein Atrium, einen Narthex oder eine Vorhalle - gekennzeichnet ist. Häufig genug greift daher im Bereich des "Sockelblocks" ein Eingangsbaukörper über die Front dieses Westriegels hinaus. In Corvey war dies sogar noch eine vollständige Atriumanlage gewesen, im 11. Jahrhundert reduzierte sich der Eingangsbau meist auf eine einfache Vorhalle. Der Westbau des Goslarer Domes aus der Mitte des 11. Jahrhunderts etwa ist so zu rekonstruieren

(Abb. 108), desgleichen die Westanlage der Ilsenburger Klosterkirche aus dem ausgehenden 11. Jahrhundert²⁴⁸. Im 12. Jahrhundert gab es eine entsprechende Vorhalle auch bei der Gandersheimer Stiftskirche. Hier, wie in Ilsenburg, sowie bei fast allen anderen Beispielen eines niedersächsischen Westriegels sind die Vorhallen im Laufe der Zeit praktisch verschwunden, so dass auch das "Sockelgeschoß" der Turmfronten heute blockhaft geschlossen erscheint²⁴⁹. Es gibt freilich im 12. Jahrhundert eine Reihe von Kirchen mit niedersächsischem Westriegel, die von Anfang an keine Vorhallen besaßen. Ein bedeutendes Beispiel ist der Westriegel der Braunschweiger Stiftskirche St. Blasius (Braunschweiger "Dom"), dessen Westriegel tatsächlich vom "Sockelgeschoß" an blockhaft geschlossen wirkt (Abb. 111).

IV.4.5.2. Zur Entstehung des Niedersächsischen Westriegels

Der oktagonale Turmgrundriss vieler Obergeschosse Niedersächsischer Westriegel lässt sich zweifellos als Reminiszenz ursprünglich *nicht*-rechtwinkliger – in der Regel zylindrischer – Türme begreifen, die einen rechtwinkligen, manchmal quadratischen, oft quer zum Langhaus liegenden Mittelbau überragen und zusammen mit ihm eine dreiteilige Turmgruppe bilden. Turmanlagen dieser Art sind in der Baukunst des Maas- und Niederrheingebiets²⁵⁰, sowie in Westfalen²⁵¹ seit dem 10., vor allem aber im 11. Jahrhundert weit verbreitet. Auch im Osten des damaligen sächsischen Herzogtums finden sie sich gelegentlich, etwa bei der Magdeburger Liebfrauenkirche (2. Viertel 12. Jh.) (Abb. 68)²⁵². Schon wesentlich früher, im ausgehenden 10. Jahrhundert scheint eine vergleichbare An

²⁴⁸ Walz 1993, S. 6

²⁴⁹ Eine Ausnahme bildet der Westbau des Mindener Domes, der allerdings auf eine karolingische Westbau-Anlage nach dem von Corvey her bekannten Schema zurückgeht. Die Türme sind im Grundriss auch hier nicht oktagonale, sondern rechtwinklig angelegt.

²⁵⁰ Lüttich, St.Johann (E.10.Jh.), Maastricht, Liebfrauenkirche (frühes 11. Jh.), Hastière (Weihe 1033/35), Celles, St.Hadelin (2.Viertel 11. Jh.).

²⁵¹ Die Stiftskirche in Freckenhorst (um 1000), der Paderborner Dom des Bischofs Meinwerk (Weihe 1015) und die ursprüngliche Busdorfkirche Meinwerks ebendort (Weihe 1036).

²⁵² Der Westbau wurde wohl schon im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts angelegt, nach Ausweis der Fassadengliederung aber erst nach der Übernahme durch die Praemonstratenser 1129 wirklich ausgebaut (Möbius 1972, S. 21).

lage als Westbau der Stiftskirche in Gernrode bestanden zu haben. Noch im fortgeschrittenen 12. Jahrhundert wurden solche Anlagen am Mittel- und Niederrhein und an der Maas errichtet²⁵³.

Alle diese Westbauten sind nach dem "Westwerk"-Schema entwickelt. Dieses Schema sei hier ausdrücklich scharf vom gleichnamigen *Typus* der Westwerk-Literatur des 20. Jahrhunderts unterschieden. Dieser Typus "Westwerk" orientiert sich an der Westanlage der Klosterkirche Corvey²⁵⁴. Ausgehend von diesem Westbau rekonstruierte Effmann auf der Grundlage einer Beschreibung des Mönches Hariulf (um 1100) ein zweites „Westwerk“ in der Abteikirche von Centula²⁵⁵. Effmann meinte hier übereinstimmende Merkmale festzustellen, die seither als feste Bestandteile eines *Typus* "Westwerk" gelten: Am westlichen Ende eines Langhauses, von ihm durch eine Art "Gitterwand" getrennt, befindet sich eine turmartig überhöhte doppelgeschossige Kapelle mit Emporen, die wiederum über einer niedrigen Eingangshalle sitzt, flankiert von zwei Treppentürmen, die zusammen mit dem Mittelturm eine Dreiturmgruppe bilden.

Gegen diese Darstellung eines „Typus Westwerk“ hat jüngst Barbara von Schönfeld de Reyes überzeugende Einwände erhoben²⁵⁶. Entscheidend ist hier die Feststellung, dass die meisten der dem Typus zugeordneten "Westwerke" allenfalls archäologisch fassbar sind, die so gewonnenen "Grundrisse" aber nichts über die Gestalt des Aufgehenden verraten. Alle Rekonstruktionen beruhen auf Analogieschlüssen zum Westbau in Corvey. Dies gilt - wie dargestellt - auch für das immer wieder angeführte, nur literarisch und über eine Vogelschau des späten 11. Jahrhunderts fassbare "zweite Westwerk", das der Abteikirche S.Riquier (Centula). Wie an anderer Stelle zu erörtern sein wird, benötigen die beiden kreisrunden „Vierungstürme“ schon aus statischen Gründen eine Substruktion, für die eher die Gestalt eines runden oder polygonalen Turms im Inneren anzunehmen ist,

²⁵³ Etwa in Nivelles (um 1170), Brauweiler (mit quadratischen Türmen, Mitte 12.Jh..) oder Münstermaifeld (Mitte 12: Jh.).

²⁵⁴ Effmann 1929 (von Alois Fuchs aus dem Nachlass Effmanns publiziert)

²⁵⁵ Effmann 1912

²⁵⁶ Schönfeld-de Reyes 1999.

wie sie nach Grabungen Bernard's im Bereich des ehemaligen Westbaues auch angenommen wurde²⁵⁷. Ein Turm, um den herum sich in mehreren Geschossen Emporen gruppieren, die in den westlichen Stirnarm und in die beiden Arme des Westquerhauses hineinreichen²⁵⁸. Eine rechtwinklige "Vierung", die etwa dem Mittelraum des Corveyer "Westwerks" vergleichbar wäre hat es hier wohl nie gegeben.

Nichtsdestotrotz werden wir zur Kenntnis zu nehmen haben, dass es bei den wenigen Anlagen, die uns neben Corvey zur Beurteilung zur Verfügung stehen²⁵⁹ um ein immer gleiches *Schema* handelt: Es gibt einen - mehr oder weniger quadratischen - Mittelraum, dem an der Nord-, West- und Südseite jeweils rechtwinklig angelegt Annexräume zugeordnet sind, wobei in den beiden Winkeln der Annexräume Treppentürme stehen. Wie der Innenraum im Einzelnen organisiert ist – ob zweigeschossig oder dreigeschossig, mit oder ohne ebenerdige Eingangshalle – lässt sich meist nicht mehr klären. In Unterscheidung von dem bei Effmann, Fuchs und anderen Autoren Gemeinten sei daher hier vom *Westwerkschema* gesprochen, nicht vom *Westwerktypus*²⁶⁰.

Mit der Einführung des Schema-Begriffs anstelle des üblichen „Typus“-Begriffs sind freilich auch die Grenzen untereinander – etwa zwischen „ähnlichen“ Schemata - nicht mehr scharf zu ziehen. An einer solchen Grenze ist auch der Niedersächsische Westriegel angesiedelt. Formal erklärt er sich zwar aus dem Westwerkschema, gehört aber eigentlich schon einem anderen Schema an, dessen Hauptmerkmal die "geschlossene Turmfront" bildet, die seit dem 12. Jahrhundert bis ins Spätmittelalter hinein der Sakralbaukunst ihr wesentliches Gesicht geben wird.

²⁵⁷ Bernard 1988, Fig. 1., Bernard 1989. Bernard rekonstruiert einen oktagonalen Kernbau mit sechzehneckigem Umgang. Die Grabungsergebnisse ergeben allerdings kein klares Bild, so dass die Einschätzung, dass „kein Rekonstruktionsversuch durch die Befunde gesichert“ sei wohl zutrifft (Schönfeld de Reyes 1999, S. 205)

²⁵⁸ Die Anlage ist vergleichbar den - deutlich jüngeren - Rotunden in Dijon, Charroux, Neuvy-Saint-Sepulchre (alle 11.Jh.) und Ferrières-en-Gâtinais (13.Jh.), in Deutschland der Michaels-Rotunde in Fulda (11.Jh.).

²⁵⁹ Etwa die rudimentär erhaltenen Westanlagen des Mindener Domes und der Stiftskirche in Freckenhorst, oder die ergrabene Anlage des Paderborner Domes.

²⁶⁰ Schönfeld de Reyes lehnt in ihrer jüngst erschienenen Dissertation die bloße Existenz des Westwerks als eigenständige Bau-Kategorie (Typus/Schema o.Ä.) ab, was m.E. zu weit geht. Richtig sind freilich ihre zahlreichen Hinweise auf den Variantenreichtum der zu den Westwerken gezählten Anlagen. Die Arbeit berücksichtigt aber m.E. nicht ausreichend, dass es sehr wohl Gemeinsamkeiten zwischen den angeführten „Westwerken“ gibt, wie sie oben beschrieben sind. Freilich müssten dafür auch weitere Anlagen, die bisher nicht zu den „Westwerken“ gezählt wurden, wie etwa die Vorkirchen im heutigen Burgund mit einbezogen werden.

IV.4.6. Repräsentative Turmfassaden in Mitteldeutschland

Mit der Vereinheitlichung der frühmittelalterlichen Turm*gruppe* zum geschlossenen West*bau* setzte eine neue Entwicklung ein. Die Verschmelzung der beiden - meist oktagonalen - Türme mit dem Mittelbaukörper hatte die Ausbildung einer repräsentativen West*front* zur Folge, also gleichsam eine mächtige, den ganzen Kirchenbau in seiner Wirkung steigernde „Fassade“. Eine solche Turmfassade sollte wohl auch die ursprünglich geplante Erfurter Westturmanlage bilden, da die Türme dort mit jener Wand, die das Mittelschiff abschließt, in einer Ebene liegen²⁶¹. Mit dem Planwechsel wurde diese Turmfassade dann gleichsam ans Ostende der Kirche "verlagert". Im Unterschied zur geplanten westlichen Turmfront unterscheidet die östliche mit ihrer Wandgliederung allerdings sehr wohl zwischen Türmen und Mittelbau, die Geschlossenheit der Westfassade gibt es hier nicht.

IV.4.7. Repräsentative Turmfronten in anderen Teilen Europas

Die Ausbildung einer Turmfront, also die Fassadenbildung lässt sich, wie in Corvey beobachtet bis in die karolingische Epoche zurückverfolgen. Leider sind nur wenige Architekturen aus der Frühzeit des Mittelalters erhalten oder wenigstens sicher rekonstruierbar, so dass verlässliche Aussagen zur Entstehungszeit der Doppelturmfront und zur Region, in der diese Fassade erstmals entwickelt wurde, nicht möglich sind. Türme in der Art der Corveyer sind im Westbau des Mindener Domes (um 930 beg.²⁶², Weihe 952) erhalten. Sehr wahrscheinlich wies auch die Ratgar-Basilika in Fulda (zw.790/815) Türme auf, allerdings zwei *runde* Treppentürme, die seitlich der Ostapsis angeordnet waren²⁶³. Unter der Voraussetzung, dass die archäologisch nachgewiesenen runden Fundamente tatsächlich turmartig überhöhte Baukörper trugen, und nicht bloß Treppenannexe, müsste die Ostfront in Fulda ein ähnliches Bild abgegeben haben wie 220 Jahre später der Ostbau des Merseburger Domes (Abb. 90). Waren hier die beiden Türme noch in die gemeinsame Eingangsfront integriert, so konzipierte der Planverfasser von St. Gallen (um 820) seine

²⁶¹ Dies gilt freilich mit dem Vorbehalt, dass die auf älteren Darstellungen erkennbare Vorhalle tatsächlich, wie Becker annimmt erst nachträglich hinzugefügt wurde.

²⁶² Nach dendrochronologisch datiertem Befund (Lobbedey 1999/I, S.203)

²⁶³ Oswald/ Schaefer/ Sennhauser 1966/71, S. 86

Türme als freistehende Baukörper. Eine gemeinsame *Front* wird hier nicht angestrebt, doch immerhin setzte auch dieses Kloster mit den beiden Rundtürmen ein weithin sichtbares Zeichen.

Aufgrund des nur sporadisch erhaltenen Denkmälerbestandes sind es lediglich *vereinzelte* Turmanlagen dieser Art, die vor der Jahrtausendwende anzuführen sind. Erst im frühen 11. Jahrhundert lassen sich solche Anlagen in größerer Zahl nachweisen, und zwar vornehmlich am Oberrhein. Ähnlich wie in Corvey sind es rechtwinklige Türme, die zusammen mit der westlichen Abschlusswand der Kirche eine gemeinsame Front ausbilden. Doch wirklich erhalten ist auch von diesen Turmarchitekturen fast nichts. Die meisten Anlagen, vor allem die des Werinher-Münsters in Straßburg von 1015 und des Baseler Münsters aus der gleichen Zeit existieren zwar nicht mehr, sind aber oftmals hinsichtlich der Baukörperabmessungen einigermaßen sicher rekonstruierbar²⁶⁴. Wie die Fassadengliederung im Einzelnen aussah, wissen wir allerdings nicht, insbesondere nicht, ob es eine Unterscheidung zwischen Türmen und Mittelbau – etwa durch Lisenen – gab, oder ob die Baukörper - vor allem im unteren Fassadenbereich - miteinander verschmolzen²⁶⁵. Einzig von der Klosterkirche in Limburg/Haardt (1025-40) ist ein Rest der Westturmanlage erhalten, ein Teil des Südturms und des Mittelbaues²⁶⁶. Er weist bis auf geschoßtrennende Gesimse keinerlei Gliederung auf.

Ganz anders der Westbau von Saint Philibert in Tournus (Abb. 110) im damaligen französischen Herzogtum Burgund, der leider nicht genau datiert ist - die Daten schwanken in der Literatur zwischen dem 10. und dem fortgeschrittenen 11. Jahrhundert. Eine Einordnung ins 2. Viertel des 11. Jahrhunderts ist wohl wahrscheinlich. In Tournus verschmelzen die Baukörper von Türmen und Mittelbau zu einer einzigen mächtigen Wand, die die oben freigewordenen Türme lediglich als Appendices der Wand erscheinen lässt.

²⁶⁴ Die immer wieder angeführte Doppelturmanlage des Baseler Münsters, von dem noch der Nordturm existiert wird wohl wegen des Quadermauerwerks dieses Turmes (s. Kapitel IV.7.2.) erst in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts zu datieren sein. *Konzipiert* worden dürfte der Westbau von 1015 aber trotzdem schon als Doppelturmanlage.

²⁶⁵ Der noch existierende Nordturm des Baseler Münsters etwa setzte sich zumindest im Bereich des durch Blenden gegliederten ersten Turmobergeschosses vom Mittelbau ab.

²⁶⁶ Zur Frage der Ursprünglichkeit dieses Westbaurestes s. Kunze 1942.

Zu diesem Eindruck trägt vor allem die einheitliche, den Westbau mit Lisenen und Bogenfriesen überziehende Gliederung bei, die eine Unterscheidung zwischen Turm und Mittelbau geradezu konterkariert.

Die Fassade in Tournus ist mit ihrer Gliederung natürlich ein Unikum im früheren Herzogtum Burgund, das sich nicht so ohne weiteres vergleichen lässt. Am ehesten gelingt dies noch bei der Baukörperbildung. So etwa bei S. Etienne in Nevers (Abb. 106) aus dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts, dessen Westbau keinerlei Vertikalgliederung besitzt, aber - wie in Limburg/Haardt - durch Gurtgesimse zusammengefasst wird²⁶⁷. Im benachbarten *Königreich* Burgund ist auf die Turmfront von Schönenwerd (1. Viertel 11. Jahrhundert) zu verweisen, deren Gestalt einschließlich der Fassadengliederung aber ebenfalls nur als zeichnerische Rekonstruktion vorliegt. Deutlich jünger ist die Westfassade an der Vorkirche der Klosterkirche von Romainmôtier (um 1100), deren nicht erhaltene oder nie errichtete Türme sich allerdings nur im Ansatz andeuten.

Im nördlichen Burgund, sowohl in der heutigen gleichnamigen französischen Landschaft, als auch in der heutigen Schweiz bis ins damals schwäbische Oberrheingebiet hinein scheinen also repräsentative Turmfronten mit Fassadencharakter schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts existiert zu haben. Wohl von Burgund abhängig sind Doppelturmanlagen in der Normandie, allem voran die der Abteikirche in Jumièges (nach 1040, Weihe 1067) – jedoch noch mit deutlich vortretendem Eingangs- und Emporenbau *zwischen* den Türmen –, der weitere normannische Doppelturmanlagen mit deutlich „fassadenhafterer“ Wirkung folgten, etwa die von S. Etienne in Caen (12. Jh.). In der Nachfolge der oberrheinisch-burgundischen Anlagen stehen außerdem die Auvergnatische Westfronten, wie die der beiden Kirchen von S. Nectaire und S. Austremoine in Issoire, die wohl eher ins 12. Jahrhundert zu datieren sind²⁶⁸.

²⁶⁷ Ähnlich, aber erst aus dem fortgeschrittenen 12. Jahrhundert stammend der Westbau von La Charité-sur-Loire.

²⁶⁸ Wobei die „kantonierten Pfeiler“ des Langhauses in Issoire eine merkwürdige Parallele zu den Pfeilern der Kathedrale von Reims (ab 1209) darstellen, womit die Kirche dann vielleicht sogar ins 13. Jahrhundert zu datieren ist.

IV.4.8. Repräsentative Ostturmanlagen in Mitteldeutschland

Die vorgestellten Turmfronten stehen in aller Regel an der Westseite der Kirche. Es gibt jedoch gerade im mittelalterlichen Sachsen eine gewisse Tradition, die Ostseite der Kirche mit einer solchen auf Fassadenwirkung berechneten Turmfront auszustatten. Die Doppelturmfront der jüngeren Presbyteriumanlage auf dem Erfurter Petersberg war dabei keineswegs die erste Anlage dieser Art. Schon die ottonische Epoche hatte solche Turmfronten hervorgebracht. Klaus Mertens stellte zu Recht fest, dass die wichtigsten Bauwerke des sächsischen Kaiserhauses an den westlichen Hochufern von Flüssen errichtet worden seien und als „Bollwerke“ über diese hinweg weit ins Land hinein wirkten²⁶⁹. So etwa die Ostturmanlage des Merseburger Doms²⁷⁰, die für den Erfurter Bau wegen der vergleichbaren Geländetopographie sogar Vorbild gewesen sein könnte.

Auch der Merseburger Dom (Abb. 90) steht am Rande eines Plateaus, das hier steil zum Saaletal hin abfällt. Die zunächst ungewöhnliche Turmfront im Osten der Kirche ist in beiden Fällen wohl auf Fernwirkung hin berechnet, die von den unmittelbar am Steilabhang aufragenden Türmen ausging. Es gibt freilich auch Unterschiede zwischen beiden Anlagen. Die Erfurter Türme sind im Grundriss rechtwinklig angelegt, das Presbyterium gerade geschlossen, so dass sich hier eine *ebene* Wand, eine echte Turmfront ausbildet. Die Merseburger Türme dagegen sind Rundtürme, die eine halbrunde Apsis flankieren, also einen ebenfalls zylindrischen Baukörper. Türme und Apsis bilden daher zwar eine geschlossene, durchaus repräsentative Anlage aus, die Ostseite ist aber derart stark reliefiert, dass eine *Fassade* im eigentlichen Sinn hier nicht entsteht.

Dies gilt auch für eine weitere Anlage, die ganz eng mit der Merseburger zusammenhängt. Die Ostturmanlage des Magdeburger Doms wurde unter Bischof Hunfried im zweiten Viertel des 11. Jahrhunderts neu errichtet²⁷¹. Hier sind es wiederum quadratische Türme, die eine segmentbogige Apsis flankieren. Die damit ausgebildete Turmfront weist ebenfalls zum Fluss, zur Elbe hin und darüber hinaus ins ostelbische Gebiet, das ja damals gerade

²⁶⁹ Mertens 1975, S. 6

²⁷⁰ Nach Haesler 1932, S. 45 und 51, und Ramm 1977, S. 72 vor 1042 angelegt

²⁷¹ Nach Gesta archiepiscoporum S. 398, zitiert nach: Schubert 1989/II, S. 28 und Anm. 42

erst dem Reich einverleibt worden war. Auch hier also dürfte die Anlage einer östlichen Turmfront ganz eng mit der Topographie zusammenhängen.

Bischof Azelin plante kurz vor der Mitte des 11. Jahrhunderts wohl eine ähnliche Anlage beim Neubau seines Domes in Hildesheim. Er verlegte den Bau kurzerhand nach Westen, übernahm dabei aber die Flankentürme der Doppelapsis vom Bau IIb und wandelte sie in Flankentürme eines Ostchores um²⁷². Die Ostanlage könnte dabei ähnlich ausgesehen haben, wie die Erfurter, mit außen gerade geschlossenem Presbyterium zwischen den Türmen, der aber im Inneren eine große Nische in der Ostwand aufwies²⁷³.

Für die mit einer Ostturmfront endende Presbyteriumanlage in der Art der zweiten, der ausgeführten Erfurter Peterskirche gibt es in Mitteldeutschland nur wenige weitere Beispiele, kaum Nachfolger, aber möglicherweise einen Vorläufer. Die Ekkehardinische Stiftskirche in Naumburg scheint eine Ostturmfront gehabt zu haben. Die Kirche war kurz vor 1021 unterhalb der Hauptburg im östlich vorgelagerten Bereich der Vorburg begonnen worden²⁷⁴. Wenig später, nach Verlegung des Bistums Zeitz nach Naumburg um 1028/32 begann man etwa 7 m hinter der Stiftskirche mit dem Bau einer weiteren Kirche für den Bischof²⁷⁵, der im 13. Jahrhundert mitsamt der benachbarten Stiftskirche zugunsten des heute noch bestehenden Naumburger Domes abgebrochen wurde. In den Neubau des 13. Jahrhunderts übernahm man aber verschiedene Bauteile des Vorgängers, wie etwa die Osttürme der Stiftskirche, die in der heutigen Westturmanlage des Domes noch enthalten sind²⁷⁶.

Leider kennen wir den Gesamtgrundriss der Ekkehardinischen Kirche nicht, doch seine Ostanlage wurde ergraben²⁷⁷. Danach war das Presbyterium der Stiftskirche flach geschlossen, stand aber etwa 1,20 m über die Ostfront der beiden Türme hinaus²⁷⁸. Auch

²⁷² Jacobsen/Lobbedey/Kleine-Tebbe 1993, S. 309

²⁷³ Lehmann 1949, Taf. 52. Diese Ostturmanlage wurde offenbar nie vollendet, da der Nachfolger Azelins nach dessen Tod (1054) den Bau aufgab und zum älteren Standort des Domes östlich der Bernwardinischen Turmanlage zurückkehrte.

²⁷⁴ Die Naumburger Bischofschronik aus der Zeit um 1021 bezeichnet die Kirche als „*praepositura noviter fundata*“

²⁷⁵ Leopold/Schubert 1972, S. 6

²⁷⁶ Leopold/Schubert 1972, S. 25 ff.

²⁷⁷ Leopold/Schubert 1972, Plan I

²⁷⁸ Leopold/Schubert 1972, S. 27

hier ist zu vermuten, dass die Turmfront eine gewisse Fernwirkung ins gerade erst eroberte Gebiet westlich und südlich der Saale erreichen sollte. Beweisen lässt sich dies allerdings nicht, denn wir kennen den Aufriss der Kirche nicht. Möglicherweise war diese Architektur bereits eine bewusst ausgebildete Ostturmfront - sie wäre dann die früheste für uns nachweisbare in Mitteldeutschland. Eventuell ist sie auch als Notlösung zu werten, die sich aus der nur wenig später erfolgten, vielleicht aber schon früher angedachten Gründung der Naumburger Bischofskirche unmittelbar östlich der Stiftskirche ergab.

Was die Nachfolge der Erfurter Osttürme betrifft, so ist in der Literatur wiederholt darauf hingewiesen worden, dass die stark veränderten oder gänzlich zerstörten, nur ergrabenen Ostturmfronten des Erfurter Doms und der Erfurter Severikirche auf die Peterskirche zurückgingen²⁷⁹. In Mitteldeutschland scheint es außerhalb Erfurts keine weiteren Nachfolger gegeben zu haben. ¹

IV.4.9. Die Verbreitung repräsentativer Ostturmfronten in Mittel – und Westeuropa

Auf Fernwirkung berechnete Ostbauten gibt es aber nicht nur in Mitteldeutschland, auch im Südwesten Deutschlands lassen sie sich beobachten. Mit der Architektur der Hirsauer Reformklöster, an die man hier möglicherweise zunächst denkt hat die Ostturmfront allerdings nichts zu tun²⁸⁰. Vor allem bei den großen Domkirchen am Ober- und Mittelrhein, die allesamt am Westufer stehen und ihre Schauseite dem Fluss zuwenden gibt es solche fassadenhaften Ostturmanlagen.

Der Neubau der Ostanlage vom Mainzer Dom ab etwa 1100 stellt in mancher Beziehung eine eigentümliche Parallele zur Erfurter Peterskirche im Rheinland dar. In Mainz war mit dem Willigis-Bardo-Dom seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert ein Großbau entstanden, der zweipolig ausgerichtet war. Ein ausladendes, durchlaufendes Querhaus mit angegliederter Dreikonchenbau bildete den Westabschluss der Kirche, im Osten gab es einen

²⁷⁹ Becker 1929, S. 629 ff., Mertens 1975, S. 5 ff.

²⁸⁰ Die vermeintliche Ostturmfront der „romanischen“ Klosterkirche in Zwiefalten (Baer 1897, S. 83) existierte im Mittelalter noch nicht, denn die beiden auf einem Plan aus der Zeit um 1700 dargestellten Türme (Fiechter 1927, Abb.1) wurden erst im 17. Jahrhundert hinzugefügt (ebenda, S. 8)

weit weniger ausladenden, auch schmaleren Querbau, an dessen Stirnseiten jeweils ein Rundturm angegliedert ist. Die Rundtürme sind über mehrere Geschosse hinweg noch heute erhalten, nicht dagegen der Querbau, dessen vermuteter oberer Abschluss mit gedrungenem Mittelturm nicht gesichert ist. Östlich an diesen Querbau schloss eine mittige Apsis an, die in ein Atrium hineinragte, das wiederum dem gesamten Ostbau vorgelagert war. Nach einem Brand 1081 wurde der Dom ab etwa 1100 erneuert, und zwar zunächst der Ostbau, der damals seine heutige Gestalt erhielt. Das vorgelagerte Atrium wurde aufgegeben zugunsten eines fast schroff aufragenden dreitürmigen Ostbaues mit mächtigem Mittelturm, eine Anlage, die dem Dom zum Rhein hin eine Art *Schauseite* verlieh²⁸¹.

Dies wiederum ist ohne die Voraussetzung des Speyerer Doms nicht denkbar, der seinen Umbau seit 1082 ja ursprünglich ebenfalls dem Wunsch nach Ausgestaltung des Ostbaues verdankte²⁸². Bestand nun der Speyerer Ostbau aus einer Anzahl von verschiedenen, „hintereinandergestaffelten“ Baukörpern - Apsis, Altarhaus, den Winkeltürmen und dem Querhaus mit Vierungsturm dahinter -, so sind die Türme in Mainz schon in *einer Reihe* angeordnet, bilden also eine echte Ostfront aus, die lediglich durch die Hauptapsis ein wenig „gestört“ wird. Beim Wormser Dom entfiel schließlich auch die Apsis, bzw. wurde als Nische ins Innere verlegt, so dass der Bau tatsächlich eine ungestörte Ostfront aufweist.

Ostturmfronten in der Art der Erfurter Peterskirche gibt es in Deutschland nur in Thüringen und am Ober- und Mittelrhein. In der Nachfolge der rheinischen Ostturmfronten sind die Anlagen in Schwaben zu sehen, die im Laufe des 12. Jahrhunderts in großer Zahl entstanden²⁸³. Die Ostturmfronten der rheinländischen und der mitteldeutschen Kirchen weisen alle die gleiche Besonderheit auf. Sie verdanken ihre Existenz offenbar der jeweiligen topographischen Situation der Kirche, in der Regel ihrer Lage am Ufer eines Flusses, über den hinweg sie eine gewisse Fernwirkung erzielen. In Frankreich scheinen Ostturmfronten dieser Art unbekannt zu sein, desgleichen in Italien, auf der iberischen Halbinsel und den britischen Inseln. Einzig einige süditalienische Bauwerke des 12. Jahrhunderts ließen

²⁸¹ Winterfeld 1993/I, S. 121

²⁸² Winterfeld 1993/I, S. 66

²⁸³ Die aus den oberrheinischen Domen hervorgegangene "Konstanzisch-Schwäbische" Kirchengruppe hat Manfred Eimer in einem unveröffentlichten Aufsatz untersucht (Eimer o.J.)

sich entfernt vergleichen, vor allem in Apulien²⁸⁴ und normannische Kirchen des 12. Jahrhunderts auf Sizilien. Die Ostanlagen sind hier gelegentlich als Schaufronten konzipiert, die sich zunächst aber nicht als geschlossene, womöglich turmüberhöhte Fronten darstellen, sondern als ganz normale Querhaus- und Apsidenanlagen, die in Sizilien in der Wandausbildung besonders reich gestaltet sind²⁸⁵. In Bari wurden die Ostanlagen von S. Nicola und der Kathedrale durch Ummantelung der drei Apsis zu einem blockhaften Ostbau mit geschlossener Ostfassade vereint, der sich wiederum mit dem Querhaus zu einem gewaltigen Chorbau zusammenschließt²⁸⁶.

IV.5. Das Langhaus

IV.5.1. Hochschiffarkaturen in Mitteldeutschland

Die mittelalterliche Sakralarchitektur Europas lässt sich im Prinzip nach der Form ihrer Stützen einteilen in Säulen- und Pfeilerarchitekturen. Stützen*figuren*, also zusammengesetzte, aus mehreren Säulen- oder Pfeilerelementen bestehende Stützen sind zumindest bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts die Ausnahme. Doch in einigen Regionen Europas lässt sich eine *Kombination* beider Stützenformen in ein und demselben Bauwerk beobachten, die in der Literatur als „Stützenwechsel“ bezeichnet wird. Dazu gehört auch die Sakralarchitektur Mitteldeutschlands, und dort sogar bis ins 13. Jahrhundert hinein.

Leider kennen wir aber gerade in Mitteldeutschland die Form der Langhausstützen vieler Bauwerke aus der *Frühzeit*, also vor dem Jahre 1000 nicht. Dazu gehören etwa so bedeutende ottonische Bauten wie der Magdeburger und Naumburger Dom²⁸⁷. Die Stützenform ließ sich in beiden Fällen archäologisch nicht klären. Gleiches gilt für die Klosterkirchen in Corvey (Weihe 844) und Memleben (letztes Viertel 10. Jh.), sowie die Stiftskirchen in Hersfeld (Bau III von 777/75 und IV von 831 - 50), und St. Servatius in Quedlinburg (Weihe 997), die Stützen der teilweise erhaltenen Stiftskirche auf dem Quedlinburger

²⁸⁴ Etwa der Dom in Trani (Querhaus um 1165 voll., nach D’Elia 1987, S. 286).

²⁸⁵ Der Dom in Monreale, nach 1172 bis 1185 (Cassata/Costadino/Santoro 1986, S. 163) und die Kathedrale in Palermo aus der gleichen Zeit (ebenda, S. 125)

²⁸⁶ S. Nicola 1087 beg., Weihe 1197, die Kathedrale 1178 ff. (nach D’Elia 1987)

²⁸⁷ In Magdeburg wird eine Säulenbasilika vermutet (Oswald/ Schaefer/ Sennhauser 1966/71, S. 191).

Münzenberg (986 - 95) sind nicht rekonstruierbar. Die Halberstädter Liebfrauenkirche aus der Mitte des 12. Jahrhunderts ist eine reine Pfeilerbasilika, die Stützenform ihres Vorgängers (1. Viertel 11. Jh.) ließ sich aber ebenfalls nicht ermitteln.

In einigen wenigen Fällen sind jedoch Aussagen zur Stützenform möglich. Ältere Pfeilerbasiliken sind in Walbeck (vor 964 voll.) und in Hildesheim (Heiligkreuz) erhalten. In Hildesheim ist jedoch mit der Kirche auf dem Moritzberg (2. H. 11. Jh.) auch eine reine Säulenbasilika überliefert. Mit der Rathgar-Basilika des Fuldaer Domes (790/819) besaß eine der ältesten nachweisbaren Sakralbauten Mitteldeutschlands Säulenarkaturen im Langhaus. Schließlich war auch die fünfte Hersfelder Stiftskirche (2. H. 11. Jh.) eine reine Säulenbasilika.

Doch die meisten Sakralarchitekturen Mitteldeutschlands sind weder reine Säulen-, noch Pfeilerbasiliken gewesen. Seit dem 9. Jahrhundert ist die besagte Kombination beider Stützen in Form eines *Stützenwechsels* von Säulen und Pfeilern nachweisbar. Für den Hildesheimer Dom des Bischofs Altfried (852 - 872) ist ein Wechsel von drei Säulen mit einem Pfeiler wahrscheinlich²⁸⁸. Mehrfachsäulen sind freilich selten, meist wechselt sich jeweils *eine* Säule mit *einem* Pfeiler ab. Als Beispiele seien der Halberstädter Dom (Weihe 974) und die Klosterkirchen in Ilsenburg (1078-87, Abb. 61) und Drübeck (um 1100, Abb. 62) genannt. Der älteste erhaltene Stützenwechsel dieser Art findet sich in der Stiftskirche von Gernrode (2. H. 10. Jh.)²⁸⁹. Wesentlich seltener ist der Wechsel von jeweils *zwei* Säulen und einem Pfeiler. Ein solcher doppelter Stützenwechsel konnte etwa für St. Ludgeri in Helmstedt (ab Mitte 11. Jh., Abb. 75) festgestellt werden. Bedeutendstes Beispiel dafür ist aber die Michaeliskirche in Hildesheim (1. Viertel 11. Jh.). Wenn diese „Hauskirche“ des Bischofs Bernward zwei Säulen im Wechsel mit einem Pfeiler aufweist, bedeutet dies zunächst keine Systementscheidung, wie die heutige Einteilung in „sächsischen“ und „rheinischen“ Stützenwechsel suggeriert²⁹⁰. Sie dürfte vielmehr die herausgehobene Bedeutung dieses Baues darstellen, dessen Bauherr sich eben mehr Säulen „leisten“ konnte

²⁸⁸ Nach Bohland 1953, der den Rest einer Säule gesehen und beschrieben, allerdings nicht zeichnerisch oder fotografisch dokumentiert hatte.

²⁸⁹ Lehmann 1982, S. 154 (Anm. 2)

²⁹⁰ Die beiden Begriffe sind typische Neuschöpfungen der Kunstgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts, die lediglich nach äußeren *Merkmale*n klassifiziert, anstatt nach Hintergründen für bestimmte Erscheinungsformen zu fragen und daraus die entsprechende Form zu *erklären*.

als die Bauherren anderer Kirchen. Architektonisch erfüllt die doppelte Säulenstellung freilich den gleichen Zweck wie die einfache: Sie wird als Mitte einer Doppel-, in Hildesheim sogar *Tripelarkade* empfunden, die seit dem beginnenden 11. Jahrhundert in der Regel unter einem von Pfeiler zu Pfeiler gespannten Überfangbogen zusammengefasst wird²⁹¹ und die Langhauswand rhythmisch untergliedert.

Mit dem baulich gesonderten choris minor tritt seit dem beginnenden 12. Jahrhundert ein neues Element zu den beschriebenen Bauteilen der Hochschiffwand hinzu. Die letzte östliche Arkade des Langhauses vor der Vierung - in Erfurt sind es sogar die *beiden* letzten Arkaden - wird in der Regel durch einen kreuzförmigen Pfeiler vom übrigen Langhaus gesondert. Die Kreuzform des Pfeilerquerschnitts geht auf die Einfügung von Schwibbögen im Mittel- und Seitenschiff zurück, womit die Sonderung des choris minor nicht nur auf der Hochschiffwand, sondern auch im *Raum* anschaulich wird. Das wohl früheste mitteldeutsche Beispiel für ein solches Sonder-Element, der choris-minor-Pfeiler der Abteikirche Paulinzella (ab 1105, Abb. 70) weist allerdings noch keinen kreuzförmigen Querschnitt auf. Es ist ein einfacher Rechteckpfeiler, der am östlichen Ende des Langhauses in die durchgehende Reihe der Säulen eingefügt wird. Schwibbögen waren also weder im Mittelschiff, noch in den Seitenschiffen vorgesehen. Die Abmessungen des choris-minor-Pfeilers orientieren sich hier an denen der Säulen, so dass die Reihe der Arkaden mit gleichbleibenden Achsabständen ohne Unterbrechung bis an die Vierung herangeführt werden konnte.

Der zweite Entwurf des Erfurter Langhauses sah bereits einen kreuzförmigen choris-minor-Pfeiler vor, der wiederum einhergeht mit der Unterteilung der Schiffe - wenigstens der Seitenschiffe - durch Schwibbögen (Abb. 10, Abb. 22. Mit der Einfügung eines solchen kreuzförmigen Pfeilers ist praktisch immer eine Unterbrechung des Achsrhythmus der Hochschiffarkatur verbunden, da dieser Pfeiler breiter ist, als die übrigen Langhausstützen. Die daraus resultierenden Probleme waren im Kapitel III.1.1. anhand des Planwechsels in Erfurt ausführlich erläutert worden. Weitere Beispiele für die bauliche Heraushebung des choris minor in Mitteldeutschland finden sich bei St. Godehard in Hildesheim (1133 – 1172, Abb. 74), in Hamersleben (ab 1112, Abb. 63), in Thalbürgel (mit räumlichem

²⁹¹ Nach Lehmann 1982, S. 154 (Anm.2), zum ersten Mal im rheinischen Zyfflich (1. Jahrzehnt. d.11. Jh's)

Verschluss der hier angeordneten Winkeltürme zum Mittelschiff und zu den Seitenschiffen hin, 1140/50), sowie in der Halberstädter Liebfrauenkirche (ab 1146, Abb. 65).

Die bauliche Heraushebung des choris minor durch ein Sonder-Element in der Reihe der Arkadenstützen gilt seit jeher als klassisches Merkmal für den Kirchenbau hirsauisch reformierter Klöster. Wie wir sahen trifft dies aber nicht immer zu, denn schon der erste Entwurf des Erfurter Peterskirchen-Neubaues sah eine solche bauliche Sonderung gar nicht vor. Andererseits gibt es wieder Kirchen, die mit der Hirsauer Reform nichts zu schaffen haben, aber dennoch den baulich gesonderten choris minor aufweisen. Als Beispiele dafür seien die beiden Augustiner-Chorherren-Kirchen in Hamersleben (ab 1112, Abb. 63) und Halberstadt (Liebfrauenkirche, ab 1146, Abb. 65) genannt.

IV.5.2. Hochschiffarkaturen in Mittel- und Westeuropa

Der Stützenwechsel ist im mittleren Deutschland des 10. und 11. Jahrhunderts eine Reglerscheinung. Reine Säulenbasiliken sind hier ebenso selten, wie reine Pfeilerbasiliken. Dies änderte sich hier erst im Laufe des 12. Jahrhunderts²⁹². In anderen Regionen Deutschlands jedoch bestehen die Hochschiffarkaturen zumeist aus Säulen- oder Pfeilerreihen. Beide Formen sind schon in der Frühzeit des Mittelalters nachweisbar, wobei wiederum in vielen Fällen nicht mehr zu klären ist, ob die - längst verschwundenen, nur noch archäologisch fassbaren - Gebäude Säulen oder Pfeilerarkaden aufwiesen²⁹³. Die meisten Gebäude, bei denen sich die Stützenform feststellen ließ waren allerdings Pfeilerbasiliken²⁹⁴, nur wenige besaßen Säulenarkaden²⁹⁵.

²⁹² Als Säulenbasilika sind zu nennen: die Klosterkirche Ballenstedt, die Augustiner-Chorherrenstiftskirche Riechenberg bei Goslar. Als reine Pfeilerbasiliken wären anzuführen: Das Langhaus der Stiftskirche in Königslutter, davon abhängig das Langhaus der Zisterzienserklosterkirche Mariental bei Helmstedt, das der Liebfrauenkirche in Halberstadt.

²⁹³ So etwa beim Würzburger Dom des 9. und 10. Jahrhunderts, oder bei der Lorschener Klosterkirche (Weihe 774).

²⁹⁴ Regensburg, St. Emmeram (vor 791), sowie der Dom des frühen 11. Jahrhunderts, Reichenau-Mittelzell (Weihe 816), die beiden erhaltenen Einhard'schen Basiliken in Steinbach (beg. um 820) und Seligenstadt (um 831/34 beg.), die Stiftskirche von Herdecke (teilweise erh., um 820), St. Peter in Köln (Datierung ungeklärt, vielleicht noch spätromisch ?), Der 870 geweihte Kölner Dom, Vreden (2. Hälfte 9. Jh.), die Stiftskirche in Meschede (nach Dendrochronologie um 900), Sulzburg (um 1000), .

²⁹⁵ Erhalten blieben bis heute das Langhaus von St. Justinus in Höchst (2. Viertel 9. Jh.) und die Klosterkirche von Reichenau-Oberzell (ab 888/896). Archäologisch gesichert sind Säulen in der Rathgar-Basilika des Do-

Säulenbasiliken in größerer Zahl entstanden erst im fortgeschrittenen 11. Jahrhundert entlang des Rheines²⁹⁶ und im Südwesten Deutschlands²⁹⁷, während die Neubauten anderer Regionen weiterhin überwiegend Pfeilerarkaden aufwiesen²⁹⁸. Im mittelalterlichen Niederlothringen, insbesondere zwischen Niederrhein und Maas sind gelegentlich einfache Stützenwechsel nachweisbar²⁹⁹.

Etwa ab der Mitte des 12. Jahrhundert ist in ganz Deutschland eine deutliche Tendenz zur „Archaisierung“ der Sakralarchitektur zu beobachten, mit einem gewissen Höhepunkt im letzten Drittel des Jahrhunderts. Viele Gebäude reduzierten drastisch ihren Formapparat. So wurde etwa die Säule häufig aus der Langhausarkatur verbannt und gänzlich durch Pfeiler ersetzt³⁰⁰, wobei diese Pfeiler häufig sogar auf Kämpferprofile verzichten³⁰¹ und ganz offensichtlich das Erscheinungsbild „vorromanischer“ Kirchen nachzuahmen trachten³⁰².

mes von Fulda (790 - 819, hier möglicherweise ebenfalls „more romano“, wie die Anlage des Westquerhauses), im Obermünster in Regensburg (Weihe 1010), wahrscheinlich auch bei St. Alban in Mainz (Weihe 805, Basis-Fund!).

²⁹⁶ Utrecht, St. Peter (Weihe 1048), Köln, St. Georg (um 1060 - 67).

²⁹⁷ St. Blasien (1013 - 1036), Heiligenberg (1. Hälfte 11. Jh.), Limburg/H. (1025-42), Konstanz (Rumold-Bau, Mitte 11. Jh.), Hirsau, St. Aurelius (1059 - 71) und St. Peter und Paul (ab 1082), schließlich bedeutende Bauten der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wie Schaffhausen, Alpirsbach, Gengenbach oder Kleinkomburg.

²⁹⁸ Im sächsischen Herzogtum: Paderborn, Abdinghofkirche (1016 - 31), Kemnade (Weihe 1046), Freckenhorst (ab etwa 1080); in den beiden Herzogtümern Ober- und Niederlothringen: Metz, S. Pierre-aux-Nonnais (mit Säulenvorlagen zum Mittelschiff, Umbauphase vom Ende des 10. Jahrhunderts), Stavelot (Weihe 1040), St. Trond (2. Viertel 11. Jh.), Celles (2. Viertel 11. Jh.), Hastière (Weihe um 1033/35), Nivelles (Weihe 1046), Dugny (2. Hälfte 11. Jh.), Fosse (E. 11. Jh.); in Bayern: Regensburg, Dom (fr. 11. Jh.), Augsburg, Dom (Weihe 1065), im Elsaß: Eschau (1. Hälfte bis Mitte 11. Jh.). Bis ins fortgeschrittene 12. Jahrhundert findet man solche Pfeilerarkaturen: Petersberg/Obb. (Weihe 1107, z.T. mit Rundpfeilern), Petersberg/Kr. Dachau (1104/07), Prüfening (Weihe 1119), Auhausen (um 1120), Biburg (1133/40), Straubing (um 1150), Heidenheim (um 1120/30), Würzburg, Dom (1133-88), Münchsteinach (um 1140 - um 1180), Greding (um 1150).

²⁹⁹ Zylflich (um 1000), Echternach (Weihe 1031), Susteren (um 1060), Werden, St. Luzius (Weihe 1063), Lobbes (E. 11. Jh.). Bis ins oberlothringische Elsaß hinein finden sich gelegentlich einfache Stützenwechsel (Surburg, um 1050).

³⁰⁰ Als Beispiel sei das Langhaus der Stiftskirche in Königslutter aus dem dritten Viertel des 12. Jahrhunderts genannt, sowie deren Nachfolge in Mariental bei Helmstedt und die Stiftskirche in Süpplingenburg vom zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts.

³⁰¹ So etwa bei der 1162 - 86 errichteten Unterkirche in Burg bei Magdeburg, bei der Kunigundenkirche in Borna bei Leipzig und der Dorfkirche von Wolfsburg-Hesslingen (beide um 1200), sowie in der Liebfrauenkirche von Arnstadt (um 1215/35 beg.) zu beobachten.

³⁰² Solche frühen Pfeilerarchitekturen sind vor allem im Norden des ehemals karolingischen Imperiums entstanden. Gute Anschauungsbeispiele aus dem 11. Jahrhundert haben sich im heutigen Frankreich erhalten, so in Chateau-Gontier, Presles oder Chateau-Landon. Im Unterschied zu den „archaisierenden“ Architekturen Mitteldeutschlands aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gibt es in der Arkadenleibung durchaus Kämpferprofile, die Kämpferanteile auf der Hochschiffwand aber sind in der Wandebene „abgeschnitten“, so dass ein Oberflächenkontinuum auf der Hochschiffwand, vom Boden bis zum Deckenansatz entsteht.

Auch in anderen Regionen sind reine Säulen- oder Pfeilerbasiliken anzutreffen. Auf der gesamten italienischen Halbinsel finden sich - in der Tradition frühchristlicher Basiliken - fast ausschließlich Säulenarkaturen³⁰³, selten Stützenwechsel³⁰⁴. Wesentlich differenzierter sind die Verhältnisse im heutigen Frankreich, in den Alpenländern und auf der iberischen Halbinsel.

Große aufrechtstehende Basiliken aus der karolingischen Epoche, wie in Deutschland fehlen im mittelalterlichen Königreich Burgund und im gleichnamigen französischen Herzogtum völlig³⁰⁵. Selbst archäologische Nachweise solcher Bauten sind selten genug³⁰⁶, gelegentlich ließen sich Säulenbasiliken nachweisen³⁰⁷. Einen gewissen Ersatz bieten vielleicht einige Kleinkirchen, allerdings mit Einschränkungen, denn es handelt sich bei ihnen nicht um Basiliken, sondern um einschiffige Säle. Eine „Hochschiffwand“ im eigentlichen Sinne gibt es daher nicht, wohl aber gelegentlich Wandgliederungen, die die Mehrschiffigkeit größerer Kirchen imitieren³⁰⁸. Dabei zeigt sich, dass auch hier Säulenarkaturen dominieren, die nun allerdings vor der geschlossenen Wand oder vor Pfeilern stehen und somit lediglich *geblendete* Bögen tragen.

Dass die Säule antikrömischer Provenienz in Hochburgund und dem gleichnamigen französischen Herzogtum üblich war, schlägt sich noch nach der Jahrtausendwende nieder, jedoch in verwandelter Gestalt. Seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts ist hier der Einfluss „lombardischer“ Werkstätten zu beobachten, die in Anlehnung an antikrömische

³⁰³ Genannt seien etwa die Ravennatischen Basiliken S.Apollinare in Classe (1.Hälfte 6. Jh.), S.Giovanni Evangelista (5.Jh.), S.Apollinare Nuovo (1.Hälfte 6.Jh.), S.Salvatore in Spoleto (6./7.Jh.), S.Salvatore in Brescia (753 - 760), sowie die stadtrömischen Kirchen S. Sabina (5.Jh.), S. Maria Maggiore (5.Jh.), S.Agnese fuori le mura (7.Jh.), S.Lorenzo fuori le mura (7.Jh.), S.Prassede (um 822),

³⁰⁴ Rom, S.Maria in Cosmedin (772/795, Wechsel von Pfeiler und drei Säulen).

³⁰⁵ Von der einzigen größeren Kirche dieser Epoche, von S. Pierre in Vienne (wohl 7. Jahrhundert) sind nur die Umfassungswände erhalten, die im Inneren eindeutige Spuren einer Dreischiffigkeit mit Emporen über den Seitenschiffen aufweisen. Seitenschiffe und Emporen sind aber verloren, und mit ihnen auch die einstige Mittelschiffwand.

³⁰⁶ Bei der Genfer Kathedrale des frühen 6. Jahrhunderts ließen sich die Stützenformen ebensowenig nachweisen, wie bei den beiden Kirchen in St. Gallen (Ostkirche 837/39, Westkirche vor 867).

³⁰⁷ Beim Fraumünster in Zürich (Weihe 874). Auch die Klosterkirche des St. Galler Klosterplans zeigt Säulenarkaden. Die im 17. Jahrhundert zerstörte Basilika S. Martin in Autun (um 590) - nördlich der heutigen Kathedrale des 12. Jahrhunderts gelegen - ist in einer Grundrisszeichnung von 1658 überliefert und besaß der Überlieferung nach ebenfalls Säulenarkaden. Desgleichen die westliche Hälfte der zweiten Abteikirche in Cluny (um 950 - 981, die östliche Hälfte wies längsrechteckige Pfeiler auf).

³⁰⁸ St.Laurent in Grenoble (8. Jh.), Venasque, Baptisterium (teilweise 6. Jh., sonst 11. Jh.). Westlich der Rhône ist S.Romain-le-Puy (Presbyterium, fr. 11. Jh.) zu nennen.

Ziegelarchitekturen Mauerwerk aus flachen, plattenartigen Natursteinen schufen, eine Technik, die sie im 11. Jahrhundert mit einer gewissen Meisterschaft beherrschten³⁰⁹. Diese „Lombarden“ stammten wohl ursprünglich tatsächlich aus Norditalien, bildeten aber wohl sehr schnell einheimische Maurer aus, die die beschriebene Mauerwerkstechnik in Teilen Südwesteuropas, aber auch entlang der Rhône und Saône bis ins Niederrheingebiet, sowie nach Bayern verbreiteten.

Die „lombardische“ Architektur weist zunächst wenig Sinn für Gliederungen mit Elementen der Säulenordnungen antik-römischer Provenienz auf, und dies bedeutet natürlich auch ein völliges Fehlen von Säulen selber. Bauwerke „lombardischer“ Provenienz sind fast reine Mauerwerks-Bauten. Die Kleinteiligkeit des „lombardischen“ Mauerwerks ließ sich hervorragend zur Herstellung geometrisch bzw. stereometrisch exakter Formen nutzen, insbesondere für Rundbögen und natürlich Tonnengewölbe - eine wesentliche Neuerung, auf die noch zurückzukommen sein wird.

In Burgund reagierte die „lombardische“ Architektur mit ihrem kleinteiligen Mauerwerk jedoch in recht eigenartiger Weise auch auf die antikrömische Tradition der Säulenarchitektur. Hier entstanden jene oft mächtigen, gedrungenen Rundpfeiler, die insbesondere für die hochburgundische Baukunst des 11. Jahrhunderts charakteristisch sind³¹⁰. Sie wurden meist aus demselben kleinteiligen Steinwerk hergestellt, wie die übrigen Mauern. Dass den „lombardischen“ Werkmeistern dabei aber tatsächlich *Säulen* als Vorbilder vor Augen standen, beweisen nicht zuletzt die typischen Trapezkapitelle, die als Reduktion hochmittelalterlicher Würfelkapitelle zu verstehen sind³¹¹.

³⁰⁹ Siehe hierzu die Arbeiten von Puig y Cadafalch 1928 und 1930

³¹⁰ Von Sennhauser schon für die um 960 entstandene, nicht mehr existente dreischiffigen Klosterkirche in Payerne (Payerne I) vermutet (Sennhauser 1991, S. 7), aufrechtstehend in Tournus (1.Hälfte 11.Jh., in Teilen (Vorkirche?) vielleicht noch aus dem 10. Jahrhundert), Farges (E.11.Jh.),

³¹¹ Romainmôtier (1. Hälfte 11. Jh.), Chapaize (Mitte 11.Jh.), Lons-le-Saunier (E.11./A.12.Jh.). In Gigny (vor 1030) schließlich gibt es neben Trapezkapitellen mehrere „richtige“ Würfelkapitelle auf einem der Rundpfeiler des südlichen Seitenschiffs, die aber vielleicht deutlich jünger sind (Schäfte und Kapitelle aus Quadern gemauert, s.Kapitel „Mauerwerk“). Rundpfeiler treten dann im fortgeschrittenen 12. Jahrhundert in Deutschland, insbesondere den Backsteingebieten Sachsens wieder auf (bedeutendstes Beispiel: Jerichow/Altmark).

Rundpfeiler finden sich allerdings nicht nur in Hochburgund. Auch in Niederburgund - im Wesentlichen identisch mit der Provence, der Dauphiné und Savoie - gab es im 11. Jahrhundert sicherlich Rundpfeilerarchitekturen, die aber wohl weitgehend der umfangreichen Neubautätigkeit des 12. Jahrhunderts zum Opfer fielen. Die Stützen der wenigen erhaltenen Bauwerke des 11. Jahrhunderts besitzen hier schlankere Schäfte, als in Hochburgund, was deutlicher noch, als dort auf das Vorbild antiker Säulen verweist. Meistens weisen sie Kapitelle und Basen auf³¹², die jedoch gelegentlich auch fehlen können³¹³. Diese niederburgundischen Beispiele bilden freilich keine eigentliche Hochschiffwand mehr aus, da es sich bei ihnen nicht um Basiliken handelt, sondern um Hallenkirchen, in denen sich vor allem die Nachbarschaft zum Aquitanischen Raum niederschlägt.

In den Rundpfeilern Burgunds spiegelt sich - trotz gänzlich anderer, weil mauerwerksbetont strukturierter Architekturauffassung - noch immer das Vorbild antikrömischer Säulenordnungen wider. Daneben finden sich im 11. Jahrhundert aber auch Arkaden mit rechteckigen oder quadratischen *Pfeilern*³¹⁴, und zwar vorzugsweise in den östlichen Teilen des einstigen Königreichs Burgunds, vor allem in der heutigen Schweiz.

Die gedrungenen Rundpfeiler Burgunds verbreiteten sich schon im 11. Jahrhundert in den Norden und Nordwesten Frankreichs³¹⁵ hinein und über den Ärmelkanal hinweg bis auf die Britischen Inseln³¹⁶. Sie bildeten schließlich eine der Leitformen des französischen Hochmittelalters aus³¹⁷.

Auch auf der iberischen Halbinsel ging fast Alles aus der Zeit vor der Jahrtausendwende verloren, wofür weniger der Arabersturm des 8. Jahrhunderts selber, als vielmehr die Kämpfe während der christliche Reconquista seit dem 9. Jahrhundert verantwortlich sind.

³¹² Säulen sind in der kleinen Peterskapelle in Montmajour zu beobachten (um 1030), sowie in der Ruine von Volonne (2. Viertel 11. Jh., mit schlanken, aber gemauerten Säulenschäften). Die kleine Kirche von Bedouin (ebenfalls 2. Viertel 11. Jh.) weist - als Kleinarchitektur - nur Pfeiler mit quadratischem Querschnitt auf. Säulen gibt es hier lediglich unter dem Chorturm.

³¹³ Saint-Donat-le-Bas (2. Viertel 11. Jh., mit monolithen Schäften).

³¹⁴ Spiez (1002/1024), Amsoldingen (1002/1024), Schönenwerd (1002/1024).

³¹⁵ Vignory (1032 - 1057), Sens, S. Savinien (Presbyterium, 1068), Froville in Lothringen (E. 11. Jh.). Le Mans, Notre-Dame-de-la-Couture (Chorhaupt, um 1000).

³¹⁶ St. John's Chapel im Londoner Tower (1066 - 97), Kathedrale Durham (vor 1100 beg.).

³¹⁷ In „Reinform“ bei den Kathedralen von Paris und Laon zu beobachten. Aus ihnen gingen später die kantonierten Pfeiler in Reims oder Amiens hervor.

Eine Ausnahme bilden die abgelegenen Regionen im Norden der iberischen Halbinsel. Insbesondere in Asturien blieben neben Sälen mit geblendeten Säulenarkaden³¹⁸ auch kleine Basiliken und Hallen erhalten. Einige von ihnen, vor allem königliche Bauten weisen Säulenarkaden auf³¹⁹. Pfeilerarkaturen gibt es zwar auch³²⁰, doch zeigen gerade die bedeutenderen durch Verwendung von einzelnen Säulen-Elementen, dass ihre Vorbilder im Bereich der Säulenarchitektur zu suchen sind³²¹.

Bis in die Zeit um 1000 und ins frühe 11. Jahrhundert sind hier solche Säulenarkaturen nachweisbar³²². Doch schon im 10. Jahrhundert entstanden neben all diesen Bauwerken, an denen sich mit den Elementen der Säulenordnungen der Einfluss der Antike ablesen lässt auch völlig „unantike“, reine Mauerwerksarchitekturen, in denen Säulen keine Rolle mehr spielen. Die entsprechenden Hochschiffwände weisen Pfeilerarkaden auf, doch diese „Pfeiler“ sind keine eigenständigen Bauglieder, sondern eigentlich Teile der Hochschiffwand selber, die beim „Einschneiden“ der Öffnungen in die Hochschiffwand gleichsam „übrigblieben“³²³. Die Baumeister dieser Sakralbauten sind gewissermaßen Vorgänger der „lombardischen“ Meister, deren Einfluss sich ab dem ausgehenden 10. Jahrhundert bemerkbar macht. Mit ihm lässt sich eine Wendung zur Regelmäßigkeit beobachten, die sich etwa in Pfeilern auf *quadratischem*, nicht mehr längsrechteckigem Grundriss äußerte³²⁴. Die Tonnenwölbung mit ihren Gurten, die sich über Wandvorlagen bis zum Erdboden hinab fortsetzen brachte bei den „lombardischen“ Bauten der iberischen Halbinsel schließlich einen völlig neuen, aus Pfeilerkern und rechteckigen Vorlagen zusammengesetzten „vierteiligen“ Pfeilertyp hervor³²⁵.

In Aquitanien, jener Landschaft, die im Süden von den Pyrenäen, im Westen durch den Atlantik und im Norden und Osten durch den Lauf der Loire begrenzt ist, werden wir in

³¹⁸ Belvedere am Naranco (842-50), Santa Cristina de Lena (Mitte 9. Jh.), San Miguel de Liño (850-66).
³¹⁹ S. Juan de Baños de Cerrato (661), S. Miguel de Escalada (Weihe 913), San Cebrian de Mazote (Weihe 913)
³²⁰ San Tirso in Oviedo und San Pedro de Nora (1. Hälfte 9. Jh.).
³²¹ S. Pedro de la Nave (um 691), mit vorgesetzten Säulen im Vierungs- und Presbyteriumsbereich, S. Salvador de Valdedios (893) und San Julián de los Prados in Oviedo (1. Hälfte 9. Jh.) jeweils mit starken, fast Kapitellhaft wirkenden Kämpferprofilen, in S. Julián sogar mit antikischen Kanelluren auf den Pfeilerschäften.
³²² In Katalonien Sant Martí del Canigó (Weihe 1009) und Sant Pere de Rodes (Pfeiler, aber mit starker Betonung durch vorgesetzte Säulen, in Navarra S. Salvador
³²³ Sant Miquel de Cuixà (Weihe 974), Santa Maria de Ripoll (Weihe 977).
³²⁴ Sant Pere de Casseres (Weihe 1007), La Pobla de Claramunt, Santa Cecilia de Montserrat (11. Jh.), Sant Estève bei Perpinyà, S. Pedro de Burgol (Weihe 1007).
³²⁵ S. Vicente de Cardona (1029 - 40), S. Guilhem-le-Desert (1025-76), Quarante (Weihe 1053).

nachantiker Zeit ähnliche Verhältnisse wie auf der iberischen Halbinsel zu erwarten haben. Wie dort ist jedoch das meiste, was es vor der Jahrtausendwende an Architektur gab vernichtet, untergegangen zunächst beim Einfall der Westgoten im 5. Jahrhundert, in den Kriegszügen der Araber, die mit dem Sieg des fränkischen Heeres unter Karl Martell bei Tours und Poitiers von 732 keineswegs beendet waren, und dann noch einmal im 9. und 10. Jahrhundert bei den Raubzügen der Normannen. Die - zumeist nur noch archäologisch fassbaren - Reste der untergegangenen Gebäude schließlich wurden bislang ebenfalls kaum erforscht. So bleiben uns nur wenige Quellen zur Beurteilung der Aquitanischen Architektur vor der Jahrtausendwende.

Als fast einziges erhaltenes Architekturbeispiel wäre das Baptisterium in Poitiers zu nennen, das jedoch nur einschiffig ist, aber säulengetragene Blendarkaden besitzt, die - bedingt - als Ersatz für verlorene Architektur gelten können³²⁶. Daneben gibt es einige schriftliche Quellen über bedeutende Architekturen des ersten Jahrtausends, die allesamt auf das Vorhandensein von Säulenbasiliken schließen lassen³²⁷. Diese Beschreibungen liefern natürlich keinerlei verlässliche Aussagen zur aquitanischen Architektur dieser Epoche im Allgemeinen. Vielleicht aber leben Elemente dieser Architektur in einigen Gebäuden des 11. Jahrhunderts weiter, insbesondere in einigen Basiliken und Hallenkirchen, deren Schiffe von Reihen monumentaler Säulen gebildet werden, die mitunter an die Burgundischen Rundpfeiler erinnern³²⁸. Im Aquitanien des ausgehenden 11. und im 12. Jahrhunderts ist das Säulenmotiv dann thematisiert und weiterentwickelt worden. Insbesondere die Stützen aquitanischer Hallenkirchen bestehen nun nicht mehr aus einzelnen Säulen, sondern aus *Säulenbündeln*, womit sich ein Einfluss aus dem normannischen Kulturkreis bemerkbar macht³²⁹.

³²⁶ Wandgestaltung des Inneren erst 2.Hälfte 7. Jh.

³²⁷ Die Martinskirche des Bischofs Perpetuus in Tours (zw.470 und 474) ist in einer Beschreibung des späten 6. Jahrhunderts überliefert und soll „im Schiff 20 und 41 Säulen“ gehabt haben (Gregor von Tours: *Historia Francorum*). Die hohe Säulenanzahl spricht durchaus für eine Säulenbasilika, einen definitiven Beweis dafür gibt es aber nicht. Vom gleichen Verfasser stammt eine Beschreibung der Namantius-Basilika in Clermont (um 450), die eine Anzahl von 70 Säulen erwähnt. Auch hier wird eine Säulenbasilika zu vermuten sein, die aber mangels archäologischer Nachweise ebenfalls nicht zu verifizieren ist.

³²⁸ S.Savin-sur-Gartempe (2.Hälfte 11.Jh.), Toulx-Sainte-Croix, Chorthauptpfeiler (E.11. Jh.), S.Benoît-sur-Loire/Fleury (Presbyterium, 1110/20), Saint Genou (1.Drittel 12. Jh.). In der Vierung von S. Martin in Angers wurden um 1030/40 vier solche Rundpfeiler als Winkelpfeiler (mit Viertelkreis-Querschnitt) zur Aufnahme der Gewölbekräfte einer Kuppel errichtet. Nördlich der Loire ist auf die Chorthauptpfeiler von Notre-Dame-de-la-Couture in Le Mans zu verweisen (mit Trapezkapitellen, fr. 11. Jh.).

³²⁹ Poitiers, S.Hilaire (Langhaus-Umbau des 12. Jahrhunderts) und Notre-Dame-la-Grande, Chauvigny, die Kirchen von Melle und Parthenay etc.

Nördlich der Loire wurde die Architektur der Zeit vor der Jahrtausendwende – mehr noch als in Aquitanien – durch die Normannen vernichtet. Nur wenige Bauwerke sind überliefert oder zumindest rekonstruierbar, sie weisen fast durchweg Pfeilerarkaturen auf³³⁰. Säulenarkaden scheinen hier eher die Ausnahme gewesen zu sein³³¹. Selbst im 11. Jahrhundert sind Pfeilerarchitekturen immer noch die Regel³³², wobei die Normandie - nach anfänglich gleicher Entwicklung³³³ - bereits seit dem 2. Viertel des Jahrhunderts eigene Wege ging. Die Entwicklung mehrteiliger Pfeiler nahm hier ihren Anfang. Es sind Säulen oder Halbsäulen, die den Pfeilern zugeordnet wurden, insbesondere Halbsäulen in den Arkadengewänden, die zu Säulen-Bogen-Rahmen zusammengestellt sind³³⁴. Das Motiv geht wohl auf angelsächsische Architekturen aus der Zeit um die Jahrtausendwende zurück. In einigen Kirchen auf den britischen Inseln gibt es noch heute eine Scheidarkade zwischen Saal und Presbyteriumraum, deren Gewände sich aus säulenähnlichen Rundstützen und verbindendem Rundstab gleichen oder sehr ähnlichen Querschnitts zusammensetzen³³⁵. Die Säulen-Bogen-Rahmung fand sehr schnell Eingang in die Architektur

-
- ³³⁰ Erhalten blieb das alte Langhaus der Kathedrale in Beauvais („Basse-Oeuvre“, wohl 2. Hälfte 10. Jh.) und S. Pierre in Jumièges (930/40 oder letztes Drittel 10. Jh.). Ein Rest des Langhauses von Neuf-Marché (unweit Jumièges) zeigt Blendarkaden auf Pfeilern (10. Jh.). Die kleine Palastkapelle Germigny-des-Prés (um 800) ist zwar ein Zentralbau und weist somit keine eigentliche *Hochschiffwand* auf, die Stützen des Baues sind aber ebenfalls Pfeiler. Die Säulen, die es hier auch gibt, spielen nur eine untergeordnete Rolle (vgl. dagegen etwa S. Miguel de Tarrasa bei Barcelona vom Ende des 9./Anfang des 10. Jahrhunderts). Nicht rekonstruierbar sind die Arkaturen der Abteikirche in Centula. Die Rekonstruktion Effmanns (Effmann 1912) zeigt hier Pfeilerarkaden, für die es in der Beschreibung Hariulf's (E. 11. Jh.) aber keinerlei Hinweise gibt.
- ³³¹ Etwa die um 630 errichtete, gegen 750 wiederhergestellte Basilika von S. Denis, die nach den Grabungsbefunden des 19. Jahrhunderts Säulen im Langhaus aufwies. Unter dem heutigen Bau erhielt sich lediglich ein bedeutender Teil der Krypta aus der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts, der tonnengewölbte Raum der ehemaligen Mittelkapelle, dessen Wandseiten jeweils eine durchgehende Reihe von Blendarkaden auf Säulen aufweist. Wie bei einigen bedeutenden Säulenarchitekturen in Deutschland dürfte sich in der Verwendung von Säulen die herausragende Rolle der Kirche, in diesem Falle als Grablege des merowingischen Königshauses widerspiegeln.
- ³³² S. Jean in Chateau Gontier (1. Drittel 11. Jh.), Chateau Landon (11. Jh.), Presles (11. Jh.), Chartres, S. Martin-au-Val (Langhaus, 11. Jh.), Melun (1. Hälfte 11. Jh.), Juziers (M 11. Jh.), Rhuys (Mitte 11. Jh.), Sens, S. Savinien (Langhaus, 1068), S. Leger-aux-Bois (Weihe 1083),
- ³³³ Bernay (Langhaus vor dem Umbau, um 1010/20).
- ³³⁴ Bernay (Langhaus nach dem Umbau 1020/30), Mont-S. Michel (um 1023 bis um 1063), Notre-Dame in Jumièges (1052 - 1067). Eine gewisse Sonderstellung nimmt Notre-Dame in Jumièges (zw. 1052/67) ein, wo sich solche Pfeiler mit stämmigen Säulen abwechseln. Eine ähnliche Situation findet sich übrigens auch im heute belgischen Soignies (um Mitte 11. Jh.).
- ³³⁵ Als Beispiele seien genannt: Wittering (Northamptonshire), spätes 10. Jh., Clayton (Sussex), kurz nach 1000, Bosham (Sussex) aus dem 11. Jh., Datierungen nach Stoll/ Roubier 1966. Das Rundstabprofil im Bogenbereich ist in Frankreich fast immer durch ein rechtwinkliges Profil ersetzt. Zu den wenigen Ausnahmen gehören die sehr frühen Langhausarkaturen in Bernay (im heutigen Zustand, nach Überarbeitung der Langhausarkaden 1020/30), die Langhausarkaden in Soignies/Belgien (etwa Mitte 11. Jh.) und die Gurtbögen im Mittelschiff der Hallenkrypta unter der Kathedrale in Auxerre (zwischen 1023 und 1030), schließlich - als „Spätling“ - die Gurte in der Krypta von S. Eutrope in Saintes (1081 - 96).

in anderen Teilen Frankreichs, im Norden, aber auch an der mittleren Loire und im Burgundischen Herzogtum, schließlich sogar außerhalb des damaligen Frankreichs im Königreich Burgund³³⁶. Die Mehrteiligkeit des Pfeilers beschränkt sich freilich nicht auf die Ausbildung von Säulen-Bogen-Rahmen. Die verschiedenen, von der Normandie ausgehenden Entwicklungen werden im nächsten Kapitel eingehend behandelt, so dass sich eine ausführliche Darstellung hier erübrigt.

Etwas abseits der bislang behandelten Fragen steht die bauliche Heraushebung des choris minor durch ein Sonder-Element innerhalb der Langhausarkatur, eine Stütze, die in Form und Funktion von der übrigen Stützen abweicht. Sie gilt als Merkmal von Kirchen hirsauisch reformierter Klöster und findet sich bei den Klöstern im süd- und südwestdeutschen Raum tatsächlich relativ häufig. Zu unterscheiden ist dabei zwischen kreuzförmigen Pfeilern, deren Grundrissform durch Vorlagen zur Aufnahme von Schwibbögen im Mittel- und Seitenschiff zu erklären ist, und einfachen Pfeilern innerhalb einer Säulenarkatur, die lediglich die Abmessungen der Säule in den choris-minor-Pfeiler übernehmen, aber keine Schwibbögen ausbilden³³⁷. Bei Letzteren wird der Arkadenrhythmus nicht unterbrochen, was bei Bauwerken mit kreuzförmigem choris-minor-Pfeiler und Schwibbögen aber ausdrücklich gewollt ist. Eines der frühesten Beispiele für den kreuzförmigen choris-minor-Pfeiler ist beim Neubau von St. Peter und Paul in Hirsau selber zu beobachten (1082 - 91). Doch nicht alle Hirsauer Klosterkirchen verfügen über ein solches Sonder-Element innerhalb der Langhausarkatur. Manchmal läuft die Langhausarkatur ohne Unterbrechung bis zur Vierung hin durch, so dass eine bauliche Sonderung allenfalls durch Chorschranken denkbar ist, die im Allgemeinen heute in der Regel nicht mehr vorhanden sind³³⁸.

³³⁶ Vorhalle in Fleury/S.Benoît-sur-Loire (ab 1030), La Croix /Aisne (um 1050), S. Etienne in Nevers (1064 - 1097), Payerne (Langhaus, 2. Viertel 11. Jh.).

³³⁷ Hier handelt es sich fast durchwegs um reine Säulenbasiliken in der Art der Klosterkirche Paulinzella, bei denen das letzte Säulenpaar vor der Vierung durch ein Pfeilerpaar ersetzt ist. Auch die Klosterkirche Kleinkomburg (1108 ff.) ist so aufgebaut.

³³⁸ Neben der ursprünglichen Planung der Erfurter Peterskirche ist auf die Pfeilerarkaturen der Klosterkirchen in Prüfening (ab 1109), Gengenbach (1. Drittel 12. Jh.), Biburg (1133 ff.), Windberg (1142 - 67), und Münchsteinach (2.Hälfte 12.Jh.) zu verweisen. Die Klosterkirche Münchaurach (1108/1110 - 1128) ist eine reine Säulenbasilika, bei der sogar eine bauliche Sonderung durch Chorschranken kaum vorstellbar ist.

Die Voraussetzungen für diese bauliche Sonderung gehen wohl auf Hirsau selber zurück, doch der Gedanke, das östliche Ende des Langhauses funktional dem Chor zuzuschlagen ist älter. Schon für den Majolusbau in Cluny („Cluny II“) ist ein solcher chorus minor literarisch bezeugt³³⁹, der aber wohl baulich nicht hervortrat. Das Fehlen eines baulich gesonderten chorus minor bei manchen „Hirsauer“ Kirchen in Deutschland, - und dazu gehört auch die Erfurter Peterskirche nach dem ersten Entwurf - lässt sich daher vielleicht sogar auf die Kenntnis Cluniazensischer Architekturen zurückführen, denen ganz allgemein diese bauliche Sonderung fremd ist.

IV.5.3.Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Säulenarkaturen im 11. Jahrhundert in Italien und Spanien, im gesamten Süden und Südwesten Frankreichs, südlich und westlich der Loire, sowie entlang des Rheins bis in den Niederrheinbereich hinein zu finden sind. Dies entspricht etwa jenen Gebieten, die zum antik-römischen Kulturland gehörten. Pfeilerarkaturen finden sich dagegen vornehmlich in den übrigen Gebieten Europas, also in Frankreich nördlich der Loire, in Deutschland nördlich der Mittelgebirge, sowie außerhalb des antik-römischen Kulturgebietes in Franken und Alt-Baiern. Möglicherweise hängt diese Verteilung von Säulen- oder Pfeilerarkaturen mit der mittelalterlichen Gewohnheit zusammen, antike Bauwerke als Steinbrüche zu nutzen und deren Säulen in Neubauten als Spolien zu verbauen. Dies setzte naturgemäß das bloße *Vorhandensein* antiker Bauten voraus, die man „ausschlachten“ konnte. Ansonsten ließen sich Säulen nur mühsam aus Gebieten mit römischen Bauwerken *importieren*³⁴⁰, oder aber sie mussten neu hergestellt werden. Beides war teuer, die Neuherstellung von Säulen zudem ohne geschulte Handwerker kaum zu bewältigen, und solche Handwerker gab es nach dem weitgehen-

³³⁹ Mettler 1910, Bd. IV, S. 2. Der chorus minor wird in Cluny als „exterior“ bezeichnet, einen eigenen Namen dafür gab es offenbar noch nicht. Auch in Hirsau selber stellt die Bezeichnung „maiori choro inferius adiunctus“ eine *Beschreibung* des chorus minor dar. Daraus lässt sich, mit gebotener Vorsicht natürlich, schlussfolgern, dass der chorus minor selbst in Hirsau noch nicht als feste Institution verstanden wurde, selbst wenn er hier bereits baulichen Ausdruck fand.

³⁴⁰ Vgl. die Säulen der Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen und die heute am Chorhaupt des Magdeburger Doms verbauten antiken Säulen aus dem ottonischen Vorgängerbau, die ihrerseits schon importierte Spolien aus dem Mittelmeerraum gewesen waren.

den Abreißen antiker Bautraditionen im mittelalterlichen West- und Mitteleuropa fast überhaupt nicht mehr. So behalf man sich überall dort, wo es keine antiken „Säulenvorkommen“ gab in den meisten Fällen mit einfacher herzustellenden *Pfeilern* als Stützen.

Diese Zusammenhänge zwischen der mittelalterlichen Stützenform und der - vorhandenen, oder aber nicht existenten - römisch-antiken Tradition sind bis ins 12. Jahrhundert hinein zu beobachten. Schon seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts aber, und verstärkt im Laufe des 11. Jahrhunderts lassen sich Eigenentwicklungen feststellen, die diese Bautraditionen schließlich überwand. In Burgund war dies beim Rundpfeiler als Synthese von mauerwerksbetonter Architektur und antiker Säulen-Tradition zu beobachten, wobei der Rundpfeiler schon im 11. Jahrhundert auch im Westen Frankreichs auftrat - dort blieb er noch mehr, als in Burgund dem Vorbild der Säule verpflichtet -, um dann im 12. Jahrhundert eine der Leitformen der Architektur in der Île-de-France, in den östlichen Teilen der Normandie und auf den Britischen Inseln zu bilden. In der Normandie wiederum wurden die in Arkadenwandungen eingestellten Säulen-Bogen-Rahmungen entwickelt, die auch bei der Erfurter Peterskirche eine Rolle spielen (Abb. 6, Abb. 10, Abb. 21, Abb. 30). Sie fanden sich in der Folge - immer noch im 11. Jahrhundert - in Burgund wieder, und dort in Burgund dürften die unmittelbaren Vorbilder der Erfurter Säulen-Bogen-Rahmen letztendlich zu suchen sein.

IV.5.4. Mehrteilige Pfeiler in Mitteldeutschland

Die Säulen-Bogen-Rahmung ist nur *eines* der Charakteristika der mehrteiligen Pfeiler im Langhaus der Erfurter Peterskirche. Hinzu tritt aber ein anderes, weitaus auffälligeres Merkmal, das wesentlich seltener ist, als die Säulen-Bogen-Rahmung. Auf der Mittelschiffsseite sind Halbkreis-Nischen eingelassen, die wiederum durch Halbsäulen besetzt sind (Abb. 17, Abb. 30, Abb. 31). Diese Nischen-Halbsäulen-Figur vor allem ist für die starke Differenzierung der Langhauspfeiler verantwortlich.

Eine derartige, aus mehreren Elementen zusammengesetzte Pfeilerfigur einer Hochschiffwand ist für Mitteldeutschland vollkommen neu. Vor allem die in die Arkadenleibung

eingestellte Säulen-Bogenrahmung, die – auf den Pfeiler bezogen – eine Halbsäulen- oder Pilastervorlage eben dieses Pfeilers voraussetzt, ist hier völlig unbekannt. Selbst innerhalb der Architekturgruppe der Hirsauer Reformklöster, die hier vielleicht anregend gewirkt haben könnten findet sich kein zweites Beispiel einer eingestellten Säulen-Bogenrahmenarkatur. Die meisten dieser Kirchen sind reine Säulenbasiliken, bei denen solche Rahmen naturgemäß fehlen, und die wenigen Pfeilerbasiliken weisen vollkommen ungegliederte Langhauspfeiler auf³⁴¹, mit quadratischem oder dem Quadrat angenähertem Querschnitt.

Der Säulen-Bogen-Rahmen tritt in der mitteldeutschen Architektur später häufiger auf, so etwa bei der Zisterzienserklsterkirche in Thalbürgel, doch dieser Bau entstand erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Auch die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtete Zisterzienserkirche Riddagshausen bei Braunschweig weist solche Säulen-Bogen-Rahmen auf. Der zeitliche Abstand dieser beiden Bauten zur Erfurter Kirche ist aber derart groß, dass an einen unmittelbaren Einfluss kaum zu denken ist³⁴². Zeitlich näher an Erfurt liegt die Ulrichskirche in Sangerhausen (um 1100, Abb. 71), die jedoch *Pfeiler*-vorlagen statt Säulen oder Halbsäulen im Bogengewände aufweist. Die ganz andere Form der Pfeiler lässt auch hier einen möglichen Erfurter Einfluss sehr unwahrscheinlich erscheinen.

Das Arkadensystem mit rechtwinkligen, ungegliederten Pfeilern ist freilich nicht nur bei Hochschiffwänden, sondern auch in Hallenkrypten des 11. Jahrhunderts zu beobachten. Die Pfeiler können hier in durchgehender Reihe angeordnet sein, oder auch im Wechsel mit Säulen stehen: Während etwa die Krypta der Stiftskirche in Gernrode vom Ende des 10. Jahrhunderts eine reine Pfeilerkrypta ist, die eben darum archaisch streng wirkt, weist die dreischiffige Helmstedter Ludgerikrypta aus der Mitte des 11. Jahrhunderts im Wechsel Säulen und Pfeiler auf, wobei die Detailformen der jeweils gegenüberliegenden Stützen der beiden Stützenreihen übereinstimmen. Die Stützen sind also zu Paaren zusammengefasst, die wiederum den gesamten Kryptenraum gleichsam *rhythmisch* gliedern. In

³⁴¹ Vor allem in Altbaiern: Petersberg/Kr. Dachau (1104/07), Prüfening (Weihe 1119), Biburg (1133/40).

³⁴² Eher ist hier an einen Zusammenhang innerhalb des *Zisterzienserordens* zu denken, denn dort gibt es tatsächlich eingestellte Säulen-Bogen-Rahmen in der Arkadenleibung, wie in der Klosterkirche Maulbronn (um 1147 ff., Weihe 1178) zu beobachten, vgl. auch die entsprechenden Rahmenbildungen burgundischer Zisterzienserkirchen (Fontenay, 1139 - 47, und Pontigny, 1140 – 70).

der Helmstedter Krypta erlaubte sich der entwerfende Meister einige Freiheiten, die im Langhaus einer Kirche völlig undenkbar sind. Das Pfeilerpaar in der Mitte der Krypta ist nicht parallel zur Wand ausgerichtet, sondern um 45° gedreht, also diagonal im Raum stehend angeordnet.

Freiheiten dieser Art finden sich in Krypten im 11. Jahrhundert immer wieder einmal. In der Krypta des Merseburger Doms etwa weisen sämtliche Pfeiler einen quadratischen Kernquerschnitt auf, der aber fragmentiert, „abgearbeitet“ ist (Abb. 44, Abb. 45). Zwei Varianten sind dabei zu unterscheiden. Zunächst gibt es Pfeiler, deren *Kanten* zu Rundstäben umgestaltet sind. Der Pfeiler selbst wird dabei derart fragmentiert, dass von ihm selbst nur noch ein schmaler vertikaler Streifen der einstigen Oberfläche zwischen diesen Eck-Rundstäben übrigbleibt³⁴³. Die zweite Variante lässt solche schmalen Streifen an den *Ecken* stehen, nischt aber den Pfeiler in der *Mitte* ein und stellt einen „halben“ Rundstab in diese Nische ein. Gerade diese Figur des „in der Nische stehenden Rundstabes“ war mit Recht als Vorbild für die Erfurter Nischensäulen der Langhauspfeiler angesehen worden³⁴⁴. Es gilt jedoch einen wesentlichen Unterschied zu beachten. Die Merseburger Rundstäbe sind am Kopf- und Fußende in das Kämpfer- bzw. Basisprofil des ganzen Pfeilers eingefügt, wobei sich die beiden Profile dem Pfeilerquerschnitt anpassen und entsprechend vierteilig verkröpfen. Die Erfurter Nischensäulen dagegen sind keine bloßen Rundstäbe mehr, sondern vollgültige Säulen mit Basis und Kapitell. Unmittelbar vergleichbar ist daher nur die *Basis*ausbildung des Merseburger und Erfurter Pfeilers.

Weitere Pfeiler, die sich mit den Erfurter Langhauspfeilern vergleichen ließen, ihnen vorausgehen oder zeitgleich entstanden sind, gibt es in Mitteldeutschland offenbar nicht. Doch die Figur der Erfurter Langhauspfeiler selber hatte hier eine gewisse Nachfolge gefunden. Dies gilt hinsichtlich der dem Pfeilerkern vorgelegten Halbsäulen, die sich in der Arkadenleibung zu Säulen-Bogenrahmen verbinden, wie auch hinsichtlich der in Nischen eingestellten Halbsäulen. In der nach 1124 entstandenen Vorkirche der Abtei Paulinzella

³⁴³ Im 13. Jahrhundert entwickelte sich daraus eine Pfeilerfigur, bei denen die „Rundstäbe“ zu rundum freistehenden Säulenschäften mit eigenständigen Kapitellen und Basen avancierten. Vom Pfeiler selber bleibt dann meist nur ein dünner, oft diagonal gestellter „Kern“ im Inneren zwischen den vier Säulen übrig. Als Beispiel sei auf die jüngeren Pfeiler in der Krypta des Naumburger Doms verwiesen.

³⁴⁴ Berger 1994, S. 291

weisen die Freipfeiler und das erhaltene südliche Gewände der Arkade zwischen Turmhalle und Vorkirche, sowie das Gewände der Westempore darüber solche Nischensäulen auf (Abb. 46). Die eingemischten Halbsäulen der Freipfeiler sitzen allerdings nicht auf der dem Mittelschiff zugewandten Seite, wie im Erfurter Langhaus, sondern im Gewände der Arkaden. Wie die Erfurter Gewände-Halbsäulen verbinden sich auch die beiden gegenüberliegenden eingemischten Halbsäulen in Paulinzella mittels eines Rundstabes im Bogengbereich miteinander³⁴⁵. Im Unterschied zu Erfurt sind hier freilich auch die vier *Kanten* der Pfeiler jeweils durch einen Rundstab ersetzt, der unter der Pfeilerdeckplatte und über dem eigentümlichen Sockel des Pfeilers hornartig endet, um noch ein kleines Stück der „ursprünglichen“ rechtwinkligen Pfeilerkante zu zeigen. Deutlich weiter abgewandelt ist die Erfurter Pfeilerfigur schließlich an den beiden Gewändepfeilern zwischen Turm und Vorkirche. Beim Portal-, wie Emporengewände sind die Durchmesser der eckumfassenden Rundstäbe bereits derart dem Querschnitt der Nischensäule angenähert, dass sie mit der Nischensäule zu konkurrieren scheinen: Es entsteht ein Wechsel von geraden und gekrümmten Pfeileranteilen, die in ihrer Plastizität bereits „spätromanisch“ genannt werden können³⁴⁶. Nur die mit einem Kapitell ausgestattete Säule und der aus der Säule erwachsende Rundstab im Bogengewände, der hier ebenfalls eingemischt ist verleiht der Nischensäule eine gewisse Dominanz vor den kantenfassenden Rundstäben.

Die Eckenfassungen mittels Rundstäben verweisen auf ein anderes Motiv, das insbesondere in der niedersächsischen Baukunst des 12. Jahrhunderts eine Rolle spielt. Es sind die Kantensäulchen, die in seltener Vollendung im Inneren der Braunschweiger Stiftskirche St. Blasius („Braunschweiger Dom“) auftreten und dort sogar eine ganz wichtige architektonische Funktion übernehmen (Abb. 47)³⁴⁷. Kantensäulchen finden sich vorher schon in der Goslarer Domvorhalle aus der Mitte des Jahrhunderts. Gleichsam das „Urbild“ aller mitteldeutschen Kantensäulchen ist wohl in der Stiftskirche von Königslutter auszumachen. Im zweijochigen südlichen Chorseitenschiff gibt es eine rechtwinklige

³⁴⁵ Wie erinnerlich zeigte Schüles Innenraumdarstellung der Erfurter Peterskirche im Bogenbereich ebenfalls einen Rundstab, der die Halbsäulen miteinander verband, wogegen die Rekonstruktion Beckers von einem rechteckigen Profil ausging, das ansonsten auch die Regel ist. Die Darstellung Schüles gewinnt durch den erhaltenen Rundstab in Paulinzella an Wahrscheinlichkeit.

³⁴⁶ Winterfeld 1988/II.

³⁴⁷ Siehe hierzu die Ausführungen von Thies 1995, S.261, der auf das zu den Kanten der Kreuztonnenwölbung aufwärtstrebende Moment der Kantensäulchen an den gewölbetragenden Mittelschiffsvorlagen hinwies.

Wandvorlage, die den jochtrennenden Gurtbogen des Gewölbes aufnimmt. Die Wandvorlage ihrerseits wird von zwei schlanken Säulchen flankiert, deren Basen im Sockelbereich mit dem attischen Basisprofil der Wandvorlage verschmelzen. Im Bereich des Gewölbekämpfers dagegen löst sich die Einheit von Wandvorlage und Flankensäulchen: Aus der Vorlage selbst entwickelt sich der Gurtbogen, wogegen die Säulchen das eigentliche Kreuzgratgewölbe tragen³⁴⁸. Trotz dieser „funktionalen“ Trennung werden Wandvorlage und Flankensäulchen als Einheit gesehen, womit hier in Königslutter die Figur der Goslarer und Braunschweiger Kantensäulchen bereits vorgebildet ist.

Waren die Kantensäulchen in Goslar, beim Braunschweiger „Dom“, und dessen zahlreichen Nachfolgern rundstabartig in die Kante des Pfeilers eingelassen – wie in Paulinzella –, so bieten die Pfeiler der Bautengruppe um die Klosterkirche Lippoldsberg³⁴⁹ eine Variante dieser Kantensäulchen. In Lippoldsberg selbst, in Gehrden³⁵⁰ und in Germerode³⁵¹ sind die Langhauspfeiler an den Kanten abgefast, und die Fasen anschließend mit Halbsäulen besetzt, deren attische Basen und Würfelkapitelle allerdings wieder zum „ursprünglichen“ rechtwinkligen Pfeilerquerschnitt am Pfeilersockel und -kämpfer vermitteln. Vergleicht man die Lippoldsberger Kantensäulchen mit den Halbsäulenvorlagen der Erfurter Hochschiffarkatur, so wären diese Säulen hier nicht *mittig* auf der ebenen Oberfläche des rechtwinkligen Pfeilerkerns angeordnet, sondern gleichsam an die abgefasten *Ecken* des Pfeilers „verlegt“ worden, es fehlt der Lippoldsberger Gruppe jedoch die Nischenbildung, die ja eine der hervorstechenden Eigenarten der Erfurter Pfeilerbildung war.

Eine Kombination von Nischen- und Kantensäule ist erst seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts zu beobachten, wohl erstmals in der Klosterkirche von Thalbürgel (um 1160). Bei den Langhauspfeilern wurden die Kanten nicht bloß abgefast, sondern gekehlt, und in diese Kehlen hineingelegt sind die Kantensäulen, von denen jeweils zwei über einen Rundstab im Bogenbereich der Langhausarkade zu einem Säulen-Bogen-Rahmen verbunden sind. Der Rundstab weist hier inzwischen den gleichen Querschnitt auf wie der

³⁴⁸ Thies 1995, S. 261, und Abb. 152

³⁴⁹ Ab etwa 1140, Fertigstellung 1151

³⁵⁰ 2. Hälfte 12. Jahrhundert (Gründung 1140)

³⁵¹ Um 1150/70

Schaft der Halbsäule und liegt ebenfalls in einer Kehlung. Zusammen mit diesen Kantensäulen-Bogen-Rahmen und einem weiteren Säulen-Bogen-Rahmen, der von Freisäulen *vor* dem Gewände der Langhausarkaden mit wiederum verbindenden Rundstab gebildet wird entsteht eine archivoltenartig gestaffelte Langhausarkade, die dem um ein halbes Jahrhundert älteren Westportal von Paulinzella schon sehr ähnlich ist. Wie in der Vorhalle von Paulinzella zunächst nur angedeutet, steht die Nischensäule in Thalbürgel im Dienst einer generellen Auflösung ebener Flächen und scharfer Baukörperkanten in Rundstäbe oder rundstabähnliche Elemente, darin gewissermaßen die „Gotik“ des fortgeschrittenen 13. Jahrhunderts vorwegnehmend.

Die eingemischten Kantensäulen von Thalbürgel haben anfänglich nur eine verhaltene Nachfolge gefunden, so etwa bei den Langhauspfeilern der Goslarer Neuwerkkirche. Vor allem im 13. Jahrhundert aber ist eine Weiterentwicklung der Thalbürgeler Kantensäulen sehr häufig anzutreffen. Die durchgehende gekehlte Abfasung der Pfeilerkanten wurde aufgegeben zugunsten der etwas eleganteren Doppelkehle, die nunmehr die Kantensäule zu beiden Seiten *begleitet*³⁵².

Unklar bleibt bis heute die Zuordnung der Kantensäulen des Heiligen Grabes in der Stiftskirche von Gernrode, deren Datierung bisher nicht gesichert werden konnte³⁵³. Die Kantensäulen weisen alle drei Arten der Verbindung mit der Wand auf, aus der sie herausgeschnitten sind: Es gibt Halbsäulen, die direkt aus der Ecke herausgearbeitet sind (wie beim Braunschweiger „Dom“), Halbsäulen, die auf der Fläche abgefaster Ecken sitzen (wie in Lippoldsberg), sowie in eine Kehle hineingelegte Kantensäulchen (vergleichbar den Säulchen in Thalbürgel). Die zwingende Spätdatierung einige der Kapitelle dieser Kantensäulchen steht im Gegensatz zur Datierung der Stuckplastik des Heiligen Grabes ins ausgehende 11. Jahrhundert. Möglicherweise sind diese Kantensäulchen aber auch

³⁵² Vor allem im östlichen Niedersachsen. In Braunschweig etwa in den Westbauten der Katharinenkirche und Martinikirche (dort auch am Westportal) zu beobachten, sowie an der an Bauplastik außergewöhnlich reichen Dorfkirche von Ampleben bei Braunschweig. Auch die Halbsäulen an der Hauptapsis der Goslarer Neuwerkkirche werden von solchen Kehlen begleitet.

³⁵³ Die Datierungsvorschläge des Heiligen Grabes schwanken zwischen 1060 und 1170 / 80, s. die Diskussion der verschiedenen Datierungsansätze in: Voigtländer 1982, S. 103 / 104.

nur das Ergebnis einer Erneuerung der Heilig-Grab-Architektur in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts³⁵⁴.

Die Erfurter Nischen-Säulen-Pfeilerfigur selbst ist noch lange *nach* Fertigstellung der Peterskirche gelegentlich aufgegriffen worden. In Erfurt selber findet sich das Motiv bei den Langhauspfeilern der Schottenkirche St. Nicolai und St. Jacobi (2. Hälfte 12. Jh.). An der Hamerslebener Stiftskirche lässt sich das Motiv beim Trumeaupfeiler des Westportals beobachten, außerdem bei den Arkaden des sog. "Altarziboriums", das sich heute im südlichen Querhausarm befindet und vermutlich ein Überrest der westlichen Chorschranke ist³⁵⁵. Ein weiteres Beispiel gibt es im Kreuzgangnordflügel der Stiftskirche von Gernrode, wo die vor der Kirchenwand stehenden Pfeilervorlagen mit Säulen in Nischen enden³⁵⁶.

Die charakteristische, aus der Kombination von Pfeilerkern mit Halbsäulenvorlagen und Nischen mit Nischensäulchen bestehende *Figur* des Erfurter Langhauspfeilers lässt die Feststellung einer gewissen Nachfolge in Mitteldeutschland ohne weiteres zu. Weit weniger sicher ist dagegen eine mögliche Vorbildfunktion der kreuzförmigen Pfeiler des Erfurter chorus minor nachzuweisen. Auch andere Klosterkirchen, allen voran die Kirche in Paulinzella weisen ja einen chorus minor auf. Da der baulich gesonderte chorus minor in Erfurt erst mit der zweiten Planungsphase auftritt ist der chorus minor von Paulinzella auf jeden Fall älter. Ein möglicher Einfluss auf die Ausbildung des chorus minor im mitteldeutschen Kirchenbau, der sogar außerhalb des Benediktinerordens nachweisbar ist³⁵⁷ wird dann wohl eher von Paulinzella, als von Erfurt ausgegangen sein. Dabei ist sogar denkbar, dass die Einführung des baulich gesonderten chorus minor der zweiten Erfurter Planungsphase selber auf Paulinzellas zurückgehen könnte.

³⁵⁴ Wie von Voigtländer beim Türgewände des Heiligen Grabes schon vermutet (Voigtländer 1982, S. 104)

³⁵⁵ Fr. 13. Jh.

³⁵⁶ Datiert ins 3. Viertel des 12. Jahrhunderts.

³⁵⁷ Die Hamerslebener Kirche weist zwar einen solchen chorus minor auf, sie ist aber keine Kirche der Benediktiner, sondern eine Stiftskirche der Augustiner Chorherren.

IV.5.5. Mehrteilige Pfeiler in Mittel-, West- und Südeuropa

Wie das Beispiel Thalbürgel zeigt scheint das Motiv des Säulen-Bogen-Rahmens in Mitteleuropa erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eingeführt worden zu sein - insofern sind die Säulen-Bogen-Rahmen beim Neubau von St. Peter in Erfurt vom *Anfang* des Jahrhunderts eine singuläre Erscheinung, die ohne unmittelbare Nachfolge blieb. In Süd- und Südwestdeutschland tritt das Motiv gelegentlich im Bereich des Zisterzienserordens auf³⁵⁸. Sein Ursprung scheint allerdings in Frankreich zu liegen, was bei der Herkunft des Zisterzienserordens nicht weiter verwundert. Etliche Beispiele des 11. Jahrhunderts lassen sich in Burgund und an der Loire, sowie im Norden Frankreichs³⁵⁹, vor allem aber in der Normandie³⁶⁰ anführen, Beispiele des Zisterzienserordens aus dem 12. Jahrhundert waren oben schon genannt³⁶¹.

In der Normandie ließen sich die Pfeiler der Abteikirche von Bernay (Langhaus nach dem Umbau 1020/30) unmittelbar mit den Presbyteriumpfeilern der Erfurter Peterskirche vergleichen. Längsrechteckigen Pfeilern sind in den Arkadenleibungen Halbsäulen, oder besser: Über-Halbsäulen vorgelegt, die wiederum zu eingestellten Säulen-Bogenrahmen gehören. Anders als die üblichen Säulen-Bogen-Rahmen Frankreichs weist der verbindende Bogen aber keinen rechteckigen, sondern einen kreisrunden Querschnitt auf, so wie ihn die Ansicht C. Schules in der Bogenleibung der Erfurter Langhausarkaden wiedergibt (Abb. 6).

Die jüngeren, deutlich *nach* der Abteikirche von Bernay entstandenen normannischen Architekturen haben das in Bernay erstmals nachweisbare Motiv der zwei Halbsäulen, die einen Pfeilerkern flankieren, weiterentwickelt. Die Arkadenpfeiler in der südlichen Hochschiffwand der Abteikirche auf dem Mont-Saint-Michel (zw. 1023/1063) etwa bestehen aus einem quadratischen Pfeilerkern, dem an vier Seiten Halbsäulen vorgelegt sind (Abb.

³⁵⁸ Maulbronn (um 1175), Bronnbach (nach 1160, Weihe 1222)

³⁵⁹ Vorhalle in Fleury/S.Benoît-sur-Loire (ab 1030), La Croix /Aisne (um 1050), Soignies (heute Belgien, um Mitte 11. Jh.), S. Etienne in Nevers (1064 - 1097), Payerne (Langhaus, 2. Viertel 11. Jh.).

³⁶⁰ Mont-S.Michel (um 1023 bis um 1063), Notre-Dame in Jumièges (1052 - 1067), Notre-Dame in Jumièges (zw. 1052/67).

³⁶¹ Kapitel IV.5.2.

48). Die Säulen in der Leibung der Hochschiffarkaden sowie im Seitenschiff sind Teil eines Säulen-Bogen-Rahmens, auf der Hochschiffwand selber aber bilden sie einen bis zum Dachansatz hinaufreichenden Dienst aus. Säulen und Kernpfeiler fügen sich hier zu einer im Querschnitt zentrierten Pfeilerfigur³⁶².

Die Dienste der Hochschiffwand weisen zwar die gleichen Basisprofile auf, wie die „echten“ Säulen der Pfeilerfigur, besitzen jedoch keine Kapitelle, sondern enden mit einer kreisrunden Deckplatte. Sie „dienten“ wohl schon ursprünglich als Auflager für den Horizontalbalken des Dachstuhls. In jüngeren Räumen werden hier Gewölberippen abzweigen³⁶³ und somit die Voraussetzung für das spätere „gotische“ Dienste- und Gewölberippen-system bilden. Aus dieser einfachen Pfeilerfigur entwickelten sich komplexere Pfeilersysteme, zunächst das abgestufte Arkadengewände mit eingestellten Säulen, schließlich weitere, vierteilige, aus Pfeilerkern und schlanken Säulen- oder Halbsäulenvorlagen bestehende Pfeilerfiguren³⁶⁴. Beide Pfeilerfiguren, die einfache vom Mont-Saint-Michel, sowie die komplexeren fanden sehr schnell Eingang in die Architektur anderer Regionen³⁶⁵. Insbesondere die aus Kern und Halbsäulen zusammengesetzte *zentrierte* Pfeilerfigur stellt schließlich gewissermaßen eine Vorform des späteren „kantonierten Pfeilers“³⁶⁶ dar.

Gewölberippen fehlen freilich in Erfurt (Abb. 17, Abb. 21), so dass eine Zentrierung des Pfeilerkerns a priori unsinnig wäre. Die Vorlagen in der Arkadenleibung „verlängern“ somit den Pfeiler als Ganzes in *einer* Richtung, und der im Querschnitt längsrechteckige Pfeilerkern scheint dieser Ausrichtung zu folgen. Wie aber sind die Nischensäulen auf der Seite der Hochschiffwand zu erklären?

³⁶² Eine gewisse Sonderstellung nimmt Notre-Dame in Jumièges (zw. 1052/67) ein, wo sich solche Pfeiler mit stämmigen Säulen abwechseln. Eine ähnliche Situation findet sich übrigens auch im heute belgischen Soignies (um Mitte 11. Jh.).

³⁶³ Etwa bei Sainte-Trinité in Caen, nachträglich verändert auch bei Saint-Etienne in Caen.

³⁶⁴ Cerisy-la-Forêt (zw. 103/50), Caen, S.Etienne (2.Hälfte 11. Jh.), Lessay (E. 11. Jh.), Montivilliers/ Seine Maritime

³⁶⁵ Quadratische Pfeiler mit Halbsäulenvorlagen sind etwa in der Vorhalle in Fleury/S.Benoît-sur-Loire (ab 1030) zu finden, in La Croix/Aisne (um 1050), bei S. Etienne in Nevers (1064 - 1097), oder in Payerne (Langhaus, 2. Viertel 11. Jh.).

³⁶⁶ In Anlehnung an die entsprechende Pfeilerfigur der „gotischen“ Kathedralen der Île-de-France seit dem Neubau der Kathedrale in Reims, mit „Vorgängern“ in der Vorhalle von Fleury (ab 1030) und bei Bauwerken der Auvergnatischen Kirchengruppe des 12. Jahrhunderts (Notre-Dame-du-Port in Clermont).

Im Norden Frankreichs wurde mit der Verbindung von Pfeiler und Halbsäulen die - in Deutschland noch bis ins 12. Jahrhundert hinein übliche - Alternative „Säule oder Pfeiler“ schon im 11. Jahrhundert aufgeweicht. Die entsprechende zusammengesetzte, aus Pfeilerkern und Halbsäulenvorlagen bestehende Pfeilerfigur freilich *fordert* geradezu ihre Weiterführung in ein Gewölbe hinein, das die gegenüber dem Pfeilerkern „freiere“ Form der Säule aufnimmt und dementsprechend als *Rippengewölbe* angelegt ist. Die Entwicklung dieser Gewölbe lässt sich in den erhaltenen Bauwerken der Normandie nachvollziehen, vor allem bei jenen, deren Mittelschiff ursprünglich ohne Wölbung konzipiert, dann aber im Zuge eines Planwechsels eingewölbt wurde³⁶⁷. Die Halbsäulenvorlagen der Pfeiler waren wie in Mont-Saint-Michel schon von Anfang an auf der Hochschiffwand bis zur Raumeindeckung hinaufgezogen. Formal fungierten sie hier zunächst als "Unterstützung" der horizontalen Balken eines hölzernen Dachstuhls – eine Lösung, die aber offenbar als unbefriedigend empfunden wurde. Die Weiterführung solcher „Dienste“ in ein Gewölbe hinein stellt somit nur eine gleichsam *architektur-logische* Konsequenz des einmal beschrittenen Weges dar.

Auch in Deutschland fehlte die Mittelschiffswölbung zunächst weitgehend, und zwar zumeist bis ins 12. Jahrhundert hinein - selbst Seitenschiffe blieben hier in der Regel ungewölbt³⁶⁸. Andererseits gelangte die Kenntnis französischer Pfeilerfiguren mit Halbsäulenvorlagen auch nach Deutschland – die Erfurter Säulen-Bogenrahmen sind das beste Beispiel dafür. An eine Einwölbungen des Mittelschiffs war aber – anders, als in der Normandie – auch *hier* nie gedacht, so dass Halbsäulenvorlagen auf der Hochschiffwand *a priori* „ins Leere laufen“ würden, ohne jemals in Rippengewölben enden zu können. Für solche Gewölbe wären die Erfurter Hochschiffwände wegen ihrer vergleichsweise geringen Mauerstärke auch völlig ungeeignet gewesen³⁶⁹. Daher musste ein überzeugender formaler Abschluss gefunden werden, der die Halbsäulenvorlagen auf der Hochschiffwand schon im Bereich des Pfeilers „eliminierte“, genauer gesagt: Am *Pfeilerkopf*. Formal boten sich zwei Möglichkeiten bieten dafür an.

³⁶⁷ Hier sind vor allem die beiden großen Kirchen in Caen (S.Etienne und Ste.Trinité) aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu nennen.

³⁶⁸ s. Kapitel IV.6.1. und IV.6.2.

³⁶⁹ Wohl erst die Erfahrungen mit extrem leichten Gewölbekonstruktionen, wie sie in spätmittelalterlichen („gotischen“) Architekturen entwickelt wurden ließen im Erfurter Langhaus jene Gewölbe des 16. Jahrhunderts zu, die auf dem Schule-Stich (Abb. 6) zu sehen sind.

Die abgebrochene Pfarrkirche von Marbach im damals lothringischen Elsass aus dem ersten oder zweiten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts³⁷⁰ besaß einst ebenfalls solche zusammengesetzten Pfeiler im Langhaus, die entfernt an „kantonierte“ Pfeiler gotischer Kathedralen erinnern (Abb. 49). Am Pfeilerkopf bildete sich ein schmaler Kapitelfries aus, der Säulen- und Pfeilerkapitelle zusammenfasste, wobei die Säulen eigentlich in das auskragende Kehlenprofil des Kernpfeilerkämpfers hineinliefen, denn sie bildeten sich in der quadratischen Deckplatte nicht mehr ab.

Die zweite Möglichkeit stellt eine etwas andersgeartete Lösung dar, bei der die Halbsäule nicht *auf* dem Pfeilerkern sitzt und in die Deckplatte hineinläuft, sondern in das Massiv der Pfeilerkerns eingemischt wird und in einer Art „Kapitell“ endet, das etwa in derselben Ebene liegt, wie die „stehengebliebenen“, nicht-fragmentierten Pfeileranteile. Eine solche Lösung zeigten bereits die Pfeiler in der Krypta des Merseburger Domes (Abb. 44, Abb. 45), deren Säulen offenbar in das hier bereits vorhandene Gewölbe nicht weitergeführt werden sollten. Es ist zugleich auch die Erfurter Lösung des Problems, das sich hier aus den Pfeilern mit Vorlage ohne Weiterführungsmöglichkeit in ein Gewölbe ergab.

Wie auch immer die Merseburger Krypta zu datieren ist³⁷¹, ihre formale Ähnlichkeit mit den zusammengesetzten Pfeilern der Normandie ist unverkennbar. Und doch hat sich der Erfurter Langhauspfeiler mit Sicherheit nicht *direkt* aus dieser nordfranzösischen Pfeilerfigur heraus entwickelt, denn sie schloss ja die Weiterführung des mittelschiffsseitigen „Dienstes“ bis zum Dachstuhl hinauf mit ein. Wo aber ist der eigentliche Ursprung jener Pfeilerfigur zu suchen, die auf den Bereich der Langhausstützen beschränkt bleibt?

Die Merseburger Pfeiler geben einen ersten Hinweis. Sie waren als Krypten-Pfeiler Vorgänger der Erfurter Langhauspfeiler gewesen, womit das Motiv der eingemischten Säulen in die Architektur einer Hochschiffwand „verlagert“ worden war. Dass der Merseburger Pfeiler tatsächlich ein charakteristisches *Krypten*-Motiv war lässt sich in Mitteldeutschland selber allerdings nicht nachvollziehen, da es vergleichbare Kryptenpfeiler hier nicht gibt.

³⁷⁰ Überliefert sind zwei Weihedaten, 1105 und 1115.

³⁷¹ Die Erfurter Langhauspfeiler sind etwa zur gleichen Zeit entstanden, wie die Marbacher, wogegen die mit Erfurt vergleichbaren Merseburger Kryptenpfeiler mehr als ein halbes Jahrhundert älter sein sollen. Die Datierung dieser Pfeiler in die Zeit um 1042 (Ramm 1977, S. 72) müsste angesichts der formalen Nähe zu den Erfurter Langhauspfeilern vielleicht noch einmal diskutiert werden.

Sie finden sich aber in Krypten am Niederrhein und im westlichen Westfalen. Die kunsthistorische Verbindung zwischen Nordwest- und Mitteldeutschland ist durch die Helmstedter Ludgerikrypta gesichert³⁷². Auch die niederrheinischen Krypten weisen häufig nur einfache Pfeiler auf, wie etwa die der Kirchen in Celles (2.Viertel 11.Jh.) und Süsteren (um 1060). Im Westteil der Krypta des Essener Münsters (Weihe 1051) gibt es aber bereits Pfeiler, deren Kanten als Rundstäbe ausgebildet sind, die unter der Deckplatte und über dem Sockelprofil hornartig in die „ursprüngliche“ scharfe Pfeilerkante auslaufen (Abb. 52).

Mit der Abkehr von der einfachen, streng stereometrischen Pfeilerform ist aber auch eine reiche formale Variation der Kryptenstützen möglich. Solche Pfeilervarianten lassen sich sogar innerhalb *eines* mehrstützigen Kryptenraumes beobachten, wobei diese Varianten fast immer *paarweise* angelegt wurden. Ähnlich wie in der Helmstedter Ludgerikrypta und in Merseburg wurden auch die Pfeiler niederrheinischer und westfälischer Krypten modifiziert. Die Krypta der Abdinghofkirche in Paderborn, die nach neueren Erkenntnissen nicht aus der Zeit Bischof Meinwerks stammt, sondern der 1078 abgeschlossenen Wiederherstellungsphase zuzuschreiben ist³⁷³ stellt in dieser Hinsicht eine Ausnahme dar. Sie weist vier gleichausgebildete Stützen auf (Abb. 50). Doch auch hier erlaubte sich der entwerfende Meister gewisse Freiheiten, denn jede dieser Stützen setzt sich aus vier gebündelten Säulen zusammen. In der Krypta von St. Martin in Emmerich (um 1040/50)³⁷⁴ wechselt sich wieder ein Pfeilerpaar mit einem Säulenpaar ab. Bei den Säulen reduziert sich die besagte Freiheit auf die Schaftausbildung. Die Säulenschäfte setzen sich aus vielen kleinen Rundstäben zusammen, die wie „Kanelluren“ wirken. Stärker verändert sind die Pfeiler (Abb. 51). Sie weisen jeweils ein Bündel von Rundstäben auf, mit „flatschigen“ Kapitellen, die sich zu einem Kapitellfries verbinden.

Gebündelte Stützen dieser Art sind auffälligerweise auf Kryptenarchitekturen beschränkt. Sie finden sich nur selten außerhalb von Krypten³⁷⁵, wobei dort ein gewisser Einfluss der

³⁷² Meyer-Barkhausen 1939

³⁷³ Lobbedey 1999/I, S. 271

³⁷⁴ Kubach/Verbeek 1978, S. 339

³⁷⁵ So etwa im Presbyterium der Essen-Werdener Kirche St. Lucius aus der Zeit um 1060. Ein bedeutendes Beispiel findet sich auch bei den Langhauspfeilern der 1049 geweihten Abteikirche S. Remi in Reims. Im 13. Jahrhundert sind solche "Bündelsäulen" häufiger, als Beispiel sei auf die Emporen Pfeiler der Hecklinger

Kryptenstützen nicht auszuschließen ist. Eher ist hier aber ein Zusammenhang mit den oben beschriebenen *zusammengesetzten* Stützen normannischer Provenienz zu vermuten, dessen Erörterung freilich den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

Die beschriebenen Bündelpfeiler sind nun zu unterscheiden von den zwar ähnlich *wirkenden*, aber ganz anders zusammengesetzten Pfeilerformen in den Krypten der Essener Abteikirche, der Stiftskirche von Vreden und des Merseburger Domes. Es sind Pfeiler, die sich – wie beschrieben – aus rechtwinkligen Pfeiler- und runden Säulenanteilen zusammensetzen. Die Krypta der Essener Abteikirche ist durch eine Weiheinschrift auf 1051 datiert. Die quadratischen Pfeiler im Ostteil (Abb. 52) weisen wiederum Rundstäbe auf, die allerdings mit Würfelkapitellen versehen sind. Diese „Rundstäbe“ sind darum echte Kantensäulchen und nehmen die entsprechenden niedersächsischen Gebilde des 12. Jahrhunderts vorweg (Abb. 47). Die Flächen zwischen den Kantensäulchen werden jeweils in der Mitte durch eine „Furche“ mit abgerundeten Enden unterteilt, die einer ionischen Kannelur griechischer Provenienz ähnelt. Sollte vielleicht auch die Erfurter Nische als „vergrößerte“ Kannelur zu verstehen sein?

In der Krypta der Stiftskirche von Vreden aus der Zeit um 1044 gibt es wiederum zwei unterschiedliche Stützenarten, die sich paarweise abwechseln. Hier sind es zwei Säulen, die eine mit einem flachen Arkadenrelief, die andere mit Kanneluren im Bereich des Schaftes, zwischen zwei im Querschnitt quadratischen Pfeilerpaaren, deren Oberfläche reliefiert ist. Der nordwestliche Pfeiler weist wie in Merseburg (Abb. 45 rechts) einen mittigen „Steg“ auf, der als Rest der „ursprünglichen“ Pfeileroberfläche nach dessen Fragmentierung anzusprechen ist. Zu den Pfeilerecken hin bildet sich über eine Nischenrundung wieder eine Säulenstellung aus. Sie besteht allerdings aus zwei Halbsäulen, die an der Ecke miteinander verschmelzen. Die eigentliche *Ecke* des Pfeilers bleibt somit frei. Die Säulen besitzen jeweils ein Würfelkapitell. Die Basen dieser Säulen sind wie in Essen (Abb. 52) ähnlich ausgebildet. Beide, Kapitelle und Basen leiten über in einen schmalen, nicht-fragmentierten Pfeilerbereich unterhalb der Deckplatte und oberhalb des einfachen Sockelprofils.

Stiftskirche aus dem frühen 13. Jahrhundert verwiesen.

Der südwestliche Pfeiler des Vredener Pfeilerpaares (Abb. 53) ist völlig anders gestaltet. Auch er weist an den Ecken Rundstäbe mit Viertelkreisquerschnitt auf, die auch hier an die späteren Kantensäulchen des Braunschweiger „Domes“ (Abb. 47) erinnern. Durch Einkehlung der an die Eckrundstäbe anschließenden Pfeilerflächen wird in Pfeilermitte ein „Pilaster“ erzeugt, der nichts Anderes ist, als der bei dieser Fragmentierung „stehengebliebene Rest“ der ursprünglichen Pfeileroberfläche. Interessant ist dabei die Form seines Kopfstücks: Es sind zwei Voluten, die sich zu einem äolischen Kapitell zusammenfügen. Die Voluten sind wiederum aus der Pfeileroberfläche herausgeschnitten, ihre Ansichtsfläche liegt in derselben Ebene, wie die Schaftoberfläche. Es gibt keinen Zweifel: Die ganze Figur will als „Säule“, oder genauer: als Pilaster gesehen werden, die in eine bereits bestehende Stütze integriert wird, so wie auch die Erfurter Pfeiler integrierte Säulen als nichttragende Elemente aufweisen. Eine fast noch deutlichere Sprache spricht der südliche der beiden östlichen Pfeiler der Vredener Krypta (Abb. 54): Hier ist seitlich der aus dem Pfeilermassiv herausgearbeiteten Eckrundstäbe, die an beiden Enden hornartig in das „stehengebliebene“ Pfeilermassiv hineinlaufen und somit trotz der andersartigen Enden ebenfalls die niedersächsischen „Kantensäulchen“ 12. Jahrhunderts vorwegnehmen, ein Rahmen angeordnet, deren Innenfläche in den Pfeiler nischenartig eingetieft ist. In dieser – nur ganz flachen – Nische befindet sich ein Pilaster mit eigener Basis, dessen Kapitell dem beschriebenen äolischen ähnelt, jedoch aus *fünf* Blättern besteht, die eindeutig eine Baumkrone darstellen.

Alle diese Kryptenpfeiler am Niederrhein weisen ein gemeinsames Merkmal auf: Ihre Vierteiligkeit entsteht durch *Fragmentierung* der „ursprünglichen“, einfachen und ungegliederten Pfeiler quadratischen Querschnitts. Solche einfachen, ihre klare stereometrische Form zur Schau stellenden Pfeiler gab es vor der Mitte des 11. Jahrhunderts ebenfalls, sie haben sich in den Krypten von Celles (2. Viertel 11. Jh.), Köln (St. Severin, um 1040), Süsteren (um 1060), und - als Wandpfeiler - in der Essener Münsterkrypta bis heute erhalten. Die Säulen oder Rundstäbe vierteiliger Kryptenpfeiler sind aus dem Massiv des Pfeilermauerwerks *herausgearbeitet*, und zwar wohl schon zur Bauzeit der Krypten, nicht erst nachträglich.

Die Integration von Säulen oder Pilastern samt Basen, Schaft und Kapitell in eine gleichsam „übergreifende“ Einheit, einen Pfeiler oder Säulenschaft, ihre Herabstufung zur bloßen „Dekoration“ dieses Elementes läßt sich nicht nur im niederrheinisch-westfälischen Raum beobachten. In der Krypta von S.Germain in Auxerre aus der Mitte des 9. Jahrhunderts haben sich Malereien an den Wänden und Pfeilern erhalten, von denen die des Oratoriums S.Etienne besonders interessant sind. Die Stützenreihe der zweischiffigen Halle endet an der Westwand mit einem Wandpfeiler, dem an drei Seiten eine Säule aufgemalt ist. Diese Säulen reichen vom Boden bis unter die profilierte Kämpferplatte des Pfeilers. Eine vergleichbare, wiederum nur *aufgemalte* Säule findet sich an der Nordwand des Oratoriums, wo sie ein ebenfalls plastisch hervortretendes Gesimsstück unter dem Gewölbeansatz „trägt“. Gemalte Säulen dieser Art sind offenbar zu karolingischer Zeit beliebt gewesen³⁷⁶.

Derart „dekorierende“ Säulen finden sich gelegentlich auch im mediterranen Bereich. In der „langobardischen“ Krypta des Klosters San Salvatore di Monte Amiata in Abbadia San Salvatore (Toscana) gibt es eine Säule, deren Schaft mit vier Pilastern besetzt ist, die über den Pilasterkapitellen noch einmal durch kleine Rundbögen miteinander verbunden sind, also eine kleine „ins Rund“ gebrachte Arkatur auf dem Kern des Säulenschaftes herstellen³⁷⁷. Diese Figur lässt sich unmittelbar mit der Arkatur auf einer Stütze in der Vredener Krypta vergleichen. Interessanter noch ist eine Anzahl von Pfeilern auf der iberischen Halbinsel, die allerdings mehr als vierhundert Jahre älter sind, als die Erfurter³⁷⁸. Verbaut in der Alcazaba von Mérida etwa haben sich einige westgotische Spolien erhalten, die ebensolche Flachnischen mit eingestellten, zumeist korinthischen Säulen zeigen³⁷⁹. Ähnliche Architekturstücke befinden sich heute im Museo Santa Cruz in Toledo

³⁷⁶ So etwa im Obergeschoß der Torhalle in Lorsch oder in der Krypta von St. Maximin in Trier aus dem späten 9. Jahrhundert.

³⁷⁷ Abgebildet bei Thümmler 1939, Abb. 202.

³⁷⁸ Schon deswegen, weil die gleichen „gespaltenen“ Deckplatten über den Säulen der Krypta von San Salvatore di Monte Amiata in der Toscana auch in der Kirche San Cristo de la Luz in Toledo zu beobachten sind (Thümmler 1939, S. 202, nach Salmi o.J., S. 33, Anm.12) Diese ehemalige Moschee aus der Zeit um 1000 steht wohl stellvertretend für eine Unzahl von Architekturen der iberischen Halbinsel mit solchen „gespaltenen“ Deckplatten. Thümmler bezeichnet den Bau etwas unscharf als „westgotisch“, wohl auch deshalb, weil es in der mehrere Jahrhunderte älteren westgotischen Architektur bereits ähnliche Deckplatten gab. Interessant ist dieser Hinweis Thümmlers vor allem deshalb, weil es auch in der westgotischen Baukunst – wie gleich zu zeigen – „dekorative“ Säulen im Zusammenhang „übergreifender“ Bauteile gab.

³⁷⁹ Ansicht bei Palol/Hirmer 1991, Abb. 14

und im Museo Arqueológico von Mérida (Abb. 55)³⁸⁰. Dass das Motiv der Nischensäule in der westgotischen Architektur „erfunden“ wurde ist dennoch nicht anzunehmen. Ein Zusammenhang mit byzantinischen Architekturen wäre hier in die Betrachtung mit einzubeziehen³⁸¹.

Doch auch der ursprüngliche *bauliche* Zusammenhang der westgotischen Spolien ist nicht geklärt, insbesondere nicht, ob die Pfeiler zu Arkaturen basilikaler Kirchenräume gehörten, wie sie in der Kirche San Salvador in Toledo aus dem letzten Viertel des 6. Jahrhunderts noch erhalten sind³⁸², oder zu anderen Gebäudegattungen, wie Memorial- und Grabbauten oder Krypten. Gerade in letzteren scheint der Ursprung des Motivs der Nischensäule zu liegen. Doch wie erklärt er sich?

Unter der spätmittelalterlichen Kirche S.Victor in Marseille hat sich eine ausgedehnte, bis ins 5. Jahrhundert zurückreichende Krypta erhalten. Kern dieser immer wieder erweiterten und schließlich im 19. Jahrhundert vereinheitlichten Anlage ist eine unscheinbare Felsenengruft des 5. Jahrhunderts, die Grabkammer des heiligen Victor. Sie besteht aus einem vollständig in den Felsen getriebenen Raum unregelmäßigen Zuschnitts, mit einem irgendwie kuppelig zu nennenden, stereometrisch aber ebenfalls nicht genau fassbaren Gewölbe. Zwei Gewölbstützen gibt es hier, die eine in Form einer Säule, die andere als Pfeiler mit quadratischem Querschnitt ausgebildet. Beide Stützen sind aus dem anstehenden Fels herausgearbeitet und wiederum gänzlich unsystematisch im Raum angeordnet. Der Pfeiler weist Kantenprofile an den Ecken in Form eines Taustabes auf, der jeweils unterhalb der Deckplatte und oberhalb der Pfeilerbasis hornartig endet, ganz ähnlich, wie in der Essener Krypta von 1051.

³⁸⁰ Siehe auch die Abbildung westgotischer Pfeiler bei Palol/Hirmer 1991, Abb.12.

³⁸¹ Wie in der westgotischen Baukunst immer wieder zu beobachten! Als Beispiel für eine Nischensäule sei auf eine Treppenwange eines Ambo aus Tralleis/Karien aus dem 6. Jahrhundert verwiesen, abgebildet bei Brenk 1977, Taf. 140 a.

³⁸² Bei Palol/Hirmer 1991, S. 14 in die Zeit zwischen 575/600 datiert. Bauliche Nachfolger könnten bei einigen Architekturen im mittleren Frankreich zu finden sein, die allerdings erst dem 12. Jahrhundert angehören. Es gibt an der Hauptapsis von Perse im Rouergue und am Obergeschoß der polygonalen Kirche Saint-Michel-d'Entraygues in der Charent schlanke Säulchen, die in die Mauer eingelassen sind, allerdings ohne hinterlegte Nische. Außerdem sitzen sie in beiden Fällen *auf* der Kante zwischen zwei polygonal gebrochenen Wandflächen, in Perse am Strebepfeiler und in Saint-Michel an der Obergeschoßwand.

Solche aus dem anstehenden Fels herausgearbeiteten Rundstäbe oder Säulen lassen sich in frühchristlichen Grabanlagen häufiger beobachten, so etwa im „Raum der Küfer“ in der Priscilla-Katakombe in Rom. Arkosolgräber stadtrömischer Katakomben, etwa in der Katakombe der Jordani aus der Mitte des 4. Jahrhunderts weisen gelegentlich Kanteneinfassungen in Form von Säulen auf, die aus der scharfen Kante herausgeschnitten sind – es sind *wirkliche* Kantensäulchen, wie wir sie fast ein Jahrtausend später so eindrucksvoll im Langhaus des Braunschweiger „Domes“ (Abb. 47) beobachten konnten. Fast deutlicher noch als bei den Erfurter Nischensäulchen lässt sich das Motiv der Kantensäulchen hier über die „Zwischenstationen“ der Merseburger und Essener Krypta (Abb. 45 rechts und Abb. 52) bis zu frühchristlichen Grabanlagen zurückverfolgen.

Der Einsatz solcher „herausgeschnittenen“ Säulen im funerären Bereich ist in einer ganzen Reihe von Grabanlagen Italiens zu beobachten, und zwar schon in vorchristlicher Zeit. Hier sind natürlich vor allem die Etruskischen Nekropolen zu nennen. Gelegentlich „verselbstständigt“ sich dieses Motiv, etwa bei der „Tomba dei Relievi“ in der Banditaccia-Nekropole von Cerveteri (E. 4. Jh.), deren stuckdekorierte Wände auch Pfeiler mit flach aufgeschichteten Pilastern zeigen. Insbesondere ihrer stilisierten äolischen Kapitelle wegen ist eine gewisse Ähnlichkeit mit Pfeilern der Vredener Stiftskirche (Abb. 53) unverkennbar. Auch bei oberirdischen Grabbauten finden sich Säulen, die aus dem Mauerwerk „herausgeschnitten“ scheinen. Der sog. „Grabbau an der VIII. Meile der Via Appia Antica“ bei Rom (wohl 1. Jh.) etwa weist solche Nischensäulen auf. Auch beim sog. Tempel des Deus Rediculus in Rom aus der Zeit um 160 nach Chr. stehen die Säulen des Außenbaues nischenartig in der Wand, und es verwundert nun wohl nicht mehr, dass der Bau nach neueren Forschungen kein Tempel, sondern eigentlich ein Grabbau war.

Den Erfurter bzw. Merseburger Pfeilern weitaus näher steht allerdings ein „Bauwerk“, das im weitesten Sinne ebenfalls zu diesen „funerären“ Architekturen gehört. Im heute türkischen Kappadokien gibt es eine ganze Reihe von Höhlenkirchen, die in den relativ weichen und daher gut zu bearbeitenden Tuff hineingeschnitten sind. Zu den ältesten Anlagen dieser Art zählt die sog. „Kadir Durmus Kirche“ im byzantinischen Matiana, dem früheren Avcilar (heute: Göreme), die aus dem 6. oder 7. Jahrhundert stammen soll (Abb. 57). Es handelt sich dabei um eine dreischiffige Hallenkirche mit tonnengewölbtem Mittelschiff

und flachgedeckten Seitenschiffen, von denen eines eingestürzt ist. Die Arkaden zwischen den drei Schiffen ruhen auf sechs rechteckigen Pfeilern, aus deren Flächen jeweils mittig ein vertikaler Rundstab herausgeschnitten ist, der in einigen Fällen mit einem Kapitell versehen, und deshalb als Halbsäulen zu bezeichnen ist – auch wenn hier keinerlei Basisprofile vorhanden sind, die eigentlich für eine *vollständige* Säule erforderlich wären.

Für die Frage nach der Herkunft der Nischensäulchen entscheidend ist das Herausarbeiten der Formen von Säulen oder Pfeilern aus dem anstehenden Fels in unterirdischen Grabanlagen. Dies ist grundsätzlich dem Fragmentieren vorgegebener Pfeiler in den nidderrheinischen Krypten vergleichbar. Die Verbindung zwischen Grabanlagen und mittelalterlichen Krypten ergibt sich dabei offenbar aus der *Funktion* der Krypta als Begräbnisstätte. Krypten wurden als „Nachfolger“ der ursprünglich in den anstehenden Fels gehauenen Grabräume begriffen. Die vielteiligen Pfeiler wären somit nichts anderes, als eine Reminiszenz an diese frühchristlichen Begräbnisstätten in der mittelalterlichen Architektur³⁸³. Und auch die „Kantensäulchen“ in Königsutter, Lippoldsberg, in der Goslarer Domvorhalle sowie – der geographischen Nähe wegen – die dienstartig schlanken Säulchen des Braunschweiger „Domes“ ließen sich über vergleichbare Pfeilerfiguren in den Krypten des Essener Münsters und des Merseburger Domes bis zu frühchristlichen Grabanlagen zurückverfolgen, gehören somit in die selbe Entwicklungsreihe, wie die Erfurter Pfeiler mit ihren Nischensäulchen. Beide, Nischen- wie Kantensäulchen sind im 12. Jahrhundert im mitteldeutschen Raum aus dem „unterirdischen“ Bereich der Krypten heraus in den eigentlichen Kirchenraum übertragen worden.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf eine weitere Möglichkeit der Ableitung der Erfurter Nischensäulchen eingegangen, die jedoch wenig Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann. Alle angeführten Nischensäulen waren wesentlicher Bestandteil jenes Bauteils, in den sie eingebettet sind. Es gibt jedoch auch Nischensäulen, die eher unorganisch im Verband einer Mauer oder eines Pfeilers sitzen. In der frühmittelalterlichen Architektur

³⁸³ Einen zunächst sehr ähnlich anmutenden, im Ergebnis dann aber doch ganz anders ausgerichteten Ansatz vertrat Georg Humann. Er führte die vielteiligen steinernen Pfeiler auf – nicht mehr erhaltene – geschnitzte Holzpfeiler zurück (Humann 1889, S.180). Seine Fixierung auf die „nationale“ Baukunst – gemeint ist: die Holzbaukunst der „nordischen“ Völker –, vor allem aber der übersehene Zusammenhang zwischen den Pfeilern und ihrem funéraires Umfeld ließen die teilweise deutlich älteren Beispiele aus dem mediterranen Raum garnicht erst in sein Blickfeld geraten.

Frankreichs „ersetzen“ Säulen gelegentlich - und oft etwas unmotiviert - einen Wand- oder Pfeilerabschnitt, wie in der Kapelle des Bischofs Theodulf von Orléans in Germigny-des-Prés zu beobachten³⁸⁴ (Abb. 56). Dafür wird ein Teil der Wand oder des Pfeilers gleichsam „herausgeschnitten“ - die Wandstärke oder der Pfeilerquerschnitt geschwächt. Dieser Wand- oder Pfeilerabschnitt wird sodann durch eine oder mehrere eingesetzte Säulen eingenommen. Über und unter den Säulen bleiben daher große Wand- oder Pfeilerbereiche stehen, die Säulen selbst wirken wie in die Wand oder den Pfeiler *hineingestellt*. Hier könnte ebenfalls eine der Wurzeln für die mitteldeutschen Nischensäulen liegen. Schon in frühchristlicher Zeit sind solche Architekturen zu finden³⁸⁵, für das frühe Mittelalter war gerade Germigny-des-Prés angeführt worden. In die Wand eingestellte Säulen treten dann bis ins 11. und 12. Jahrhundert hinein immer wieder auf, auffälligerweise vor allem im Osten Frankreichs, im damaligen Königreich Burgund³⁸⁶. Das merkwürdigste Beispiel findet sich in der Osthälfte der Kathedrale von Le Puy, in deren Pfeilern sich in einer rechtwinklig angelegten Nische je eine Vollsäule befindet³⁸⁷. Allerdings stammt dieser Teil der Kathedrale frühestens aus dem ausgehenden 11. Jahrhundert³⁸⁸, kann also vielleicht den Erfurter Langhauspfeilern, kaum aber den Merseburger Kryptenpfeilern als Vorbild gedient haben. Das gleiche gilt für die belgische Kirche S. Severin-en-Condroz, die in Nischen eingestellte Doppelsäulchen innerhalb der Hochschiffwandgliederung aufweist³⁸⁹. In beiden Fällen wird ein Stück des rechtwinkligen Pfeilers bzw. der rechtwinkligen Wandvorlage durch Säulen „ersetzt“, wobei die Verbindung der rechtwinkligen Pfeiler- oder Vorlagenabschnitte durch seitlich an den Säulen vorbeigeführte „Stege“ hergestellt wird. Es handelt sich hier also eigentlich nicht um *Nischen*, in denen Säulen eingestellt sind, sondern um einen Sonderfall des Motivs der „mauerersetzenden“ Säulen³⁹⁰. Gerade we-

³⁸⁴ Nach 806 entstanden.

³⁸⁵ Nachgewiesen in der ursprünglichen Oval-Rotunde von St. Gereon in Köln (4. Jh.), noch sichtbar in der heutigen Krypta (ehem. Oberkirche) von S. Laurent in Grenoble (fr. 4. Jh.)

³⁸⁶ Bedeutende Beispiele sind hier die Kirche S. Pierre in Vienne, deren Datierung allerdings zwischen dem 6. und 11. Jahrhundert schwankt - hier sind es im Inneren Säulen zwischen den Fenstern der oberen Fensterreihe -, und Doppelsäulen im Presbyteriumbereich von Saint-Romain-le-Puy aus dem frühen 11. Jahrhundert.

³⁸⁷ Möglicherweise gibt es einen Zusammenhang zwischen den Nischensäulen in Perse und Sain-Michel-d'Entraignes und den in Kapitel IV.5.4. genannten Kantensäulen des fortgeschrittenen 12. Jahrhunderts, der im Augenblick noch nicht näher fassbar ist.

³⁸⁸ Aubert 1966, S. 592

³⁸⁹ Nach Kubach/Verbeek 1978, S. 354 um 1140 zu datieren.

³⁹⁰ Auch im mediterranen Raum gibt es gelegentlich Säulen mit hinterlegten Nischen, wie etwa an der Westfront des Doms in Pisa, doch stammt die Fassade erst aus dem 13. Jahrhundert.

gen dieses Fehlens des Nischen-Motivs ist ein Zusammenhang der Figur der „mauerersetzenden“ Säule mit den Merseburger oder Erfurter Nischensäulen eher unwahrscheinlich³⁹¹.

IV.5.6. Zusammenfassung: Herkunft der Langhauspfeiler

Charakteristische Merkmale der Erfurter Langhauspfeiler sind zum einen die Säulen-Bogen-Rahmen in den Gewänden der Hochschiffarkaden, zum anderen die in Nischen eingestellten Halbsäulen auf der Mittelschiffsseite im Laienhaus. Die Säulen-Bogen-Rahmen ließen sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf burgundische Voraussetzungen zurückführen. Für die Herkunft der Nischensäulen aber waren andere Zusammenhänge festzustellen.

Parallelbeispiele für Nischensäulen ließen sich außerhalb des mittelalterlichen Sachsen selten finden, und die wenigen Beispiele blieben zudem auf Krypten beschränkt. Vergleichbare Pfeilerbildungen fanden sich vor allem in Krypten im Bereich des Niederrheins. Das bloße Vorhandensein solcher „fragmentierter“ Pfeiler ließ mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit aus dem „Herausarbeiten“ von Säulen oder anderen Formelementen aus dem anstehenden Fels in frühchristlichen Grabanlagen erklären. Der Formenapparat dieser Kryptenpfeiler allerdings ist wohl ohne die Voraussetzung vielteiliger Pfeiler, wie sie zu Beginn des 11. Jahrhunderts in der Normandie entwickelt wurden nicht zu denken. Dies gilt vor allem für die Kryptenpfeiler im Merseburger Dom, die ihrerseits mit den niederrheinischen zusammenhängen. Sie lieferten das Motiv der Nischensäulen im Langhaus der Erfurter Peterskirche, wobei – wie im vorigen Kapitel festgestellt – die Langhauspfeiler selber mit ihren Säulen-Bogen-Rahmen burgundischer Herkunft sind.

³⁹¹ Sogar in Mitteldeutschland findet sich ein Reflex auf diese „mauerersetzenden“ Säulen, und zwar am schon genannten „Heiligen Grab“ im südlichen Seitenschiff der Stiftskirche von Gernrode. Dessen Datierung ist zwar umstritten, doch spricht einiges dafür, dass die berühmte Westwand des kleinen Gebäudes noch dem 11. Jahrhundert angehört. In diese Westwand sind zwei rechtwinklige Nischen eingetieft, die jeweils durch eine freistehende Säule in der Mitte zweigeteilt werden.

IV.6. Die Gewölbe

Raumüberspannende Gewölbe sind eines der Hauptkennzeichen mittelalterlicher Architektur überhaupt, was aber nicht bedeutet, dass nun *jeder* Sakralbau über Gewölbe verfügen muss. Herausragende Architekturen, wie die Hildesheimer Michaeliskirche etwa kommen gänzlich ohne sie aus. Aber schon aus Gründen der Feuersicherheit, zunehmend auch aus gestalterischen Gründen wurden insbesondere seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert Sakralbauten überwölbt.

Die Anfänge des mittelalterlichen Gewölbebaues liegen freilich nicht bei der Überwölbung großer Innenräume. Die ältesten Gewölbe befinden sich in Krypten, die unter einer Presbyteriumanlage liegen und daher von oben her außergewöhnlich hohen Belastungen ausgesetzt sind: Hätte diese Last in Stollenkrypten zur Not noch durch eine Steinplatten-Überdeckung auf die Kryptenwände übertragen werden können, so musste dafür spätestens mit dem Aufkommen der Hallenkrypta in Norditalien ein System von Kreuzgratgewölben eingesetzt werden.

IV.6.1. Wölbungen des 11. und 12. Jahrhunderts in Mitteldeutschland

In Mitteldeutschland wurden bis ins beginnende 12. Jahrhundert hinein lediglich kleinere Räume oder Raumteilen mit *kleinen* Spannweiten mit Gewölben überdeckt, in der Praxis fast ausschließlich im Bereich von Krypten. Als Beispiele seien die Hallenkrypta der Stiftskirche in Gernrode (2.H. 10.Jh.) und die Quedlinburger Wipertikrypta (wohl 2.H.11. Jh.) mit ihren Tonnen- oder Kreuztonnengewölben angeführt. Die Einwölbung oberirdischer Räume mit Tonnengewölben ist etwa seit 1100 nachweisbar, wobei die Spannweiten dieser Gewölbe sich nicht wesentlich von denen der Krypten unterscheiden. Die Tonnen in den Kreuzarmen der Johanneskapelle in der Krukenburg oberhalb von Helmarshausen (1107 erstmals erwähnt), sowie die Gewölbe in den Presbyteriumseitenräumen der Stiftskirche von Hamersleben (ab 1112, Abb. 63) und der Liebfrauenkirche in Halberstadt (ab

1146, Abb. 65) seien hier als Beispiele genannt. In die Reihe solcher frühen Gewölbe mit geringer Spannweite gehört dann auch die geplante Seitenschiffswölbung der Erfurter Peterskirche.

Ein Sonderfall ist bei der Choranlage von St. Godehard in Hildesheim zu beobachten. Schon die Presbyteriumanlage dieser 1133 gegründeten Kirche selber ist ungewöhnlich und für die deutsche Architektur des 12. Jahrhunderts ohne Parallele. Es handelt sich hier um einen Umgangschor mit Kapellenkranz, wie er in burgundischen Kirchen, etwa an S. Etienne in Nevers aus dem 2. Drittel 11. Jahrhunderts zu beobachten ist. Gewölbe gibt es in St. Godehard nur im Presbyteriumbereich, und dort auch nur im Umgang und in den Presbyteriumseitenschiffen, das Presbyterium selber war ursprünglich flach gedeckt³⁹². Der eigentliche Umgang ist mit einer Ringtonne überwölbt, die die beiden kreuzgratgewölbten Presbyteriumseitenschiffe miteinander verbindet, wobei die Tonne selber - wie die Erfurter Seitenschiffswölbung - ohne unterteilende Gurte angelegt ist. Damit kommt S. Etienne in Nevers als mögliches Vorbild für die *Wölbung* der Hildesheimer Kirche nicht in Betracht. Eher ist hier an die Ringtonne der ebenfalls burgundischen Abteikirche in Vignory (1032-57) zu denken, die gleichfalls ohne unterteilende Gurte im Halbkreis des Chorrunds geführt ist. Eine „vollständige“, weil wirklich im Kreis geführte gurtlose Ringtonne überdeckt den inneren Umgang der Krypta in der Rotunde von S. Benigne in Dijon (Weihe 1018). Bezeichnenderweise gibt es die Ringtonnenwölbung in Hildesheim noch ein zweites Mal, nämlich im Umgang der Bernwardskrypta von St. Michael, die in ihrer heutigen Gestalt – auch aus anderen Gründen – in die Nachfolge von St. Godehard zu setzen ist³⁹³.

Räume mit größeren Spannweiten wurden zunächst nicht überwölbt. Möglicherweise hängt dies mit der Gewölbeform zusammen. Denn Tonnengewölbe eignen sich wegen der enormen Schubkräfte schlecht zur Überdeckung größerer Räume. Kreuzgewölbe, mit

³⁹² Zur Baugeschichte vgl. Hölscher 1962

³⁹³ Der Umgang stammt erst aus dem 12. Jahrhundert, wie vor allem die Gliederungselemente zeigen, insbesondere die Kämpferprofile der Ringarkaden. Aber auch das aus breiten und nicht sehr hohen Steinen bestehende Quadermauerwerk, das von seiner Schichtungsstruktur und seiner Oberflächenbearbeitung her von dem der für Bernwards Zeit gesicherten Querhäuser deutlich abweicht, aber mit dem der Hildesheimer Godehardikirche übereinstimmt beweist dies. Die Tonne im Umgang ist somit als Nachfolger der Ringtonne von St. Godehard anzusehen.

denen sich wegen der punktförmigen Lastabtragung auch größere Räume überspannen ließen gibt es in Mitteldeutschland zu Beginn des 12. Jahrhunderts überhaupt nicht, und Tonnengewölbe über dem Hauptschiff oder Querhaus einer Kirche sind gar bis ins zweite Drittel des 12. Jahrhunderts nicht einmal projektiert worden, vielleicht mit zwei Ausnahmen: Im Mittelschiffs von St. Ulrich in Sangerhausen sollen Tonnengewölbe vorbereitet, zunächst aber nicht realisiert, und dann im 13. Jahrhundert als Kreuzgewölbe ausgeführt worden sein³⁹⁴, und eine ebenfalls nie errichtete Tonne könnte für das Querhaus von St. Godehard in Hildesheim geplant gewesen sein³⁹⁵.

Mit der Einwölbung des 1135 geweihten Presbyteriumbereichs der Stiftskirche in Königs-lutter (Abb. 73) finden wir zum ersten Mal Gewölbe in einem monumentalen Raum, allerdings Kreuzgrat-, keine Tonnengewölbe. Wäre auch das Langhaus nach dem ursprünglichen Plan vollendet worden, würde die Kirche wahrscheinlich als erster vollständig gewölbter Kirchenraum Mitteldeutschlands gelten können. Diesen Ruhm darf daher die um 1140/50 errichtete Klosterkirche in Lippoldsberg für sich beanspruchen, deren Kreuzgratgewölbe im Mittelschiff und im Presbyterium den Gewölben in Königs-lutter vom Aufbau her ähneln, ihnen in der Ausführung jedoch qualitativ deutlich unterlegen sind (Abb. 67, Abb. 92).

Während das Mittelschiff in Lippoldsberg durch kräftige Gurte in einzelne Joche unterteilt ist, deren zentrierende Wirkung durch die Schildbogen-tragenden Wandvorlagen und die ihnen vorgelagerten, auf Konsolen abgefangenen Pfeilervorlagen zur Aufnahme eben dieser Gurtbogen noch deutlich gesteigert ist, weisen die Seitenschiffe einschließlich der Seitenräume des Presbyteriums keinerlei trennende Gurte auf. Es sind Gewölbe, die hier ihrer stereometrischen Form entsprechend als *Kreuztonnengewölbe* bezeichnet werden sollen: Eine ungebrochen durchlaufende Längstonne wird in regelmäßigen Abständen

³⁹⁴ Schaelow 1994, S. 69 – 73 spricht sich für ein ursprünglich geplantes, aber nicht realisiertes Tonnengewölbe im Mittelschiff anstelle des heutigen Kreuzgewölbes aus dem 13. Jahrhundert aus. Der Zuschnitt möglicher Kreuzgewölbe, die nur entweder quer- oder längsrechteckig, aber niemals quadratisch sein können ist ein deutliches Indiz, zumal das an die Vierung angrenzende Gewölbe des Südquerarms tatsächlich ein Tonnengewölbe ist. Schaelow hält es wohl mit Recht für einen Teil des Ursprungsbaues.

³⁹⁵ Siehe hierzu Hölscher 1962, S. 34. Die Außenwände sind hier jedoch nicht stark genug, um den Seitenschub einer Tonnenwölbung aufnehmen zu können.

rechtwinklig von kurzen Tonnenstücken gekreuzt, eine jochweise Unterteilung des Raumes, wie im Mittelschiff zu beobachten gibt es hier nicht. Ein ganz ähnliches Gewölbe finden wir in Königsutter wieder, und zwar im Kreuzgang des Stiftsbezirks. Der Nordflügel dieses Kreuzganges besteht aus einer zweischiffigen Halle, deren Gewölbe an der Außenwand zum Kreuzhof hin auf Halbsäulen ruhen, in der Mitte des Raumes auf freistehenden Säulen und an der Innenwand - zur Kirche hin - in der Wand zu „verschwinden“ scheinen. Es sind kleine profilierte Konsolen, die dort die Stelle des Gewölbekämpfers *markieren*, nicht aber selber als Auflager dienen. Ganz ähnlich sehen die Auflager der Lippoldsberger Seitenschiffe aus, nur dass statt der Halbsäulen an der Seitenschiffsaußenwand kräftig aus der Wand heraustretende Konsolen die Gewölbe tragen. An der Hochschiffwand scheinen aber auch diese Kreuztonnengewölbe in der Wand über den Arkadenpfeilern zu „verschwinden“.

Zwei ganz unterschiedliche Gewölbearten also sind in Königsutter wie in Lippoldsberg an ein und demselben Bau zu beobachten: „Zentrierende“, weil durch Gurte unterteilte Kreuzgratgewölbe und „durchlaufende“, gurtlose Kreuztonnengewölbe. Die Verbindung zwischen diesen beiden Gewölbearten scheint im Niedersachsen des 12. Jahrhunderts eine gewisse Tradition entwickelt zu haben. Der in der Mitte des Jahrhunderts entstandene Neubau der Stiftskirche von Gandersheim³⁹⁶ weist wiederum in den Seitenschiffen des Langhauses gurtlose Kreuztonnengewölbe auf, wogegen im Mittelschiff ursprünglich Pfeilervorlagen zur jochweisen Unterteilung des Raumes angelegt worden waren, die leider der Wiederherstellung der Kirche in den Jahren 1848 - 50 zum Opfer fielen³⁹⁷. Somit lässt sich die ursprünglich geplante Wölbung des Mittelschiffs nicht eindeutig rekonstruieren. Ein weiteres Beispiel aus dieser Bautengruppe ist die Braunschweiger Stiftskirche St. Blasius, der sog. Braunschweiger "Dom" aus dem letzten Jahrhundertviertel. Dort kehren sich die Verhältnisse allerdings um: Die Seitenschiffe - erhalten ist nur das südliche Schiff - sind mit Kreuzgratgewölben zwischen trennenden Gurten überdeckt, und das Langhaus mit einer gurtlosen Kreuztonnenwölbung, die auf mächtigen, vom Boden aufsteigenden Wandvorlagen ruht. Die Klosterkirche Heiningen aus dem 13. Jahrhundert mit ähnlicher Gewölbebildung steht in der Nachfolge der Braunschweiger Stiftskirche³⁹⁸.

³⁹⁶ Neubau ab ca. 1151, Weihe 1162/68. Datierung nach Martin Gosebruch, in: Baumann/Gosebruch o.J., S. 33

³⁹⁷ Nach Dehio 1977, S. 84

³⁹⁸ Thies 1995, S.266

Alle genannten Kirchenwölbungen gehören ins zweite und dritte Drittel des 12. Jahrhunderts. Die geplanten Seitenschiffsgewölbe der Erfurter Peterskirche stehen am Anfang dieses Zeitraums. Sie lassen sich unmittelbar mit den gurtlosen Kreuztonnengewölben in Lippoldsberg oder Gandersheim vergleichen, doch ein entscheidendes Merkmal fehlt in Erfurt, nämlich die Quertonnen. Der Preis dafür war eine extreme Höhe der Gewölbe, die erst oberhalb der Fenster- und Arkadenöffnungen ansetzen konnten. In Erfurt ist dieser Eindruck nicht zu erleben, wohl aber im Umgang der Hildesheimer Godehardikirche.

IV.3.4. Wölbungen in Mittel-, West- und Südeuropa

Das Nebeneinander der beiden Gewölbearten ("zentrierende", weil jochweise durch Gurte unterteilte Kreuzgewölbe und gurtlose Kreuztonnen), wie wir es in Lippoldsberg in der Mitte des 12. Jahrhunderts beobachten konnten ist zu Beginn des Jahrhunderts bereits in Westfalen vorzufinden, etwa beim Soester Patroklimünster und in der Stiftskirche in Freckenhorst. In beiden Fällen sind jeweils die schmalere Seitenschiffe mit Kreuztonnen überwölbt, die breiteren Räume, Mittelschiff und Querhaus dagegen mit „zentrierenden“, durch Gurte unterteilten Kreuzgratgewölben.

Aber auch weitergespannte steinerne Tonnengewölbe waren im 11. Jahrhundert durchaus verbreitet. Im Südwesten Deutschlands gibt es einige Beispiele dafür, die aber ausnahmslos aus dem 12. Jahrhundert stammen³⁹⁹. Tonnengewölbte Kirchen sind des weiteren in den südwestlichen Nachbarlandschaften im heutigen Frankreich und der Westschweiz, also im damaligen Herzogtum Burgund sowie im benachbarten Hochburgund zu finden⁴⁰⁰. Weit verbreitet ist diese Art der Wölbung sodann im Süden des heutigen Frank-

³⁹⁹ Steinbach (b.Schwäbisch-Hall, Presbyteriumgewölbe, fr. 12. Jh.), Kleinkomburg (tonnengewölbtes Presbyterium, 1108 gegr.), Neckarthailfingen, St. Martin (Presbyteriumtonne, 2. Viertel 12. Jh.).

⁴⁰⁰ Westbau der Abteikirche von Tournus, S.Romain-le-Puy (fr.11.Jh.), in Hochburgund: Payerne (2.Hälfte 11.Jh.), Romainmôtier (um 1080).

reich⁴⁰¹ und im Norden der iberischen Halbinsel, vor allem in Katalonien⁴⁰², sowie in Norditalien⁴⁰³.

Für die meisten frühen Tonnengewölbe Burgunds und Kataloniens ist das Fehlen unterteiler Gurte charakteristisch, eine Form, die sich nur im Süden Frankreichs, in der Provence und im Zentralmassiv – dort vor allem bei den Bauten der Auvergnatischen Kirchengruppe – bis ins 12. Jahrhundert hinein erhielt. Fast alle anderen Gewölbearchitekturen des 12. Jahrhunderts folgen den Vorgaben der immer mehr an Einfluss gewinnenden normannischen Architekturauffassung, die eine kräftige Wandgliederung zur Vorbereitung der Wölbung vorsah. Diese Gewölbe sind dann häufig keine Tonnengewölbe mehr, sondern formal „folgerichtig“ *Kreuzrippengewölbe*. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass es auch in der Normandie vor den ersten Rippengewölben des letzten Viertels des 11. Jahrhunderts zunächst Tonnengewölbe gab, wie überhaupt im ganzen Norden Frankreichs. Allerdings handelt es sich dabei meist nicht um *steinerne* Tonnen⁴⁰⁴, sondern um Holztonnen, von denen sich vermutlich einige bis heute erhalten haben⁴⁰⁵. Diese Holztonnen gelten allerdings weitgehend als jüngerer Ersatz vermeintlich "ursprünglicher" offener Dachstühle. Spezielle Untersuchungen dazu, insbesondere umfassende dendrochronologische Analysen, die alleine hier Klarheit schaffen könnten gibt es wohl leider noch nicht. Die Gestalt der Hochschiffwand – insbesondere in der Normandie⁴⁰⁶ – lässt jedoch die Deutung durchaus zu, dass die hölzernen Tonnen schon zu den Ursprungsbauten gehörten⁴⁰⁷.

⁴⁰¹ Quarante (letzte Weihe 1053), S.Guilhelm-le-Desert (vor 1076), Nevy-Saint-Sepulche (mit gurtunterteilter Ringtonne im Umgang, um 1045, S.Donat/ Provence (Tonnen ohne Gurte, 2.Viertel 11.Jh.)

⁴⁰² San Pere de Rodes etwa, Sant Martí del Canigó oder die Burgkirchen von Vich und Cardona, alle vom Anfang des 11. Jahrhunderts.

⁴⁰³ Rivolta d'Adda (Presbyterium, nach 1088), Pavia, S.Michele (Querhausarme, nach 1120). Die Einwölbung mittels Tonnen steht wohl in der Tradition kurzer Tonnen vor der Presbyteriumapsis in ansonsten flachgedeckten Kirchenräumen, einer Tonne, die der Auszeichnung des Presbyteriumbereichs dient (in ursprünglicher Gestalt als eingestellter Baldachin in Cividale (Sta.Maria in Valle, um 780); als Tonne unmittelbar vor der Hauptapsis in S. Pietro in Agliate, E. 10./ A. 11. Jh.).

⁴⁰⁴ Ausnahmen sind etwa die Steintonnen von S.Loup-de-Naud (E. 11. Jh.) und das Presbyteriumgewölbe von S. Mammès (11. Jh.), beide Orte in der Île-de-France gelegen.

⁴⁰⁵ Als Beispiele des 11. Jahrhunderts seien genannt: In der Normandie die Abteikirche auf dem Mont-Saint-Michel, an der mittleren Loire: Chateau-Landon, Chateau-Gontier, in der Champagne: Montier-en-Der, Presles. Es wird zu prüfen sein, ob nicht wenigstens einige von ihnen noch aus der Bauzeit der Kirchen stammen.

⁴⁰⁶ Siehe hierzu etwa die bekannte Rekonstruktion des ursprünglichen Wandaufbaues von S.Etienne in Caen.

⁴⁰⁷ Wenn im Norden Frankreichs hölzerne, statt steinerne Tonnen errichtet wurden, so liegt dies vermutlich weniger an den Dimensionen der Räume - sie sind hier nicht größer, als im Süden Frankreichs -, sondern wohl vor allem an mangelnder Erfahrung mit der Einwölbung größerer Räume.

Die Herkunft der geplanten, aber nicht realisierten Erfurter Tonnengewölbe lässt sich mit dieser Darstellung alleine aber nicht bestimmen, zu weit verbreitet ist diese Art der Wölbung im Süden Europas. Hier könnte uns jedoch ein anderer mitteldeutscher Bau weiterhelfen. Die Hildesheimer Godehardikirche, die, wie noch zu erörtern sein wird ganz eng mit der Erfurter Peterskirche verwandt ist, weist, wie oben beschrieben einen Umgangschor auf, dessen französische Herkunft unstrittig ist. Ein *direktes* Vorbild für diesen Umgangschor ließ sich nicht benennen, jedoch konnte auf vergleichbare Ringtonnen in der Abteikirche von Vignory (1032-57) und der Krypta der Rotunde von S.Benigne in Dijon (Weihe 1018) verwiesen werden.

Gurtlose Tonnen scheinen in Frankreich erstmals in Burgund errichtet worden zu sein. Solche Tonnen sind in anderen Regionen durchwegs jünger, sie stammen erst aus dem 12. Jahrhundert und scheiden somit als mögliche Voraussetzungen für die mitteldeutschen Tonnen aus. Unabhängig von ihrer Ringtonne verweist auch die Hildesheimer Umgangschoranlage auf eine mögliche Herkunft aus Burgund. Die Presbyteriumanlagen der beiden burgundischen Kirchen von Vignory und Nevers sind zwar keineswegs die einzigen Umgangschöre des 11. Jahrhunderts, gehören aber zu den ältesten erhaltenen in Frankreich⁴⁰⁸. Leider sind in Frankreich bedeutende Umgänge des 11. Jahrhunderts im Laufe der Jahrhunderte verlorengegangen⁴⁰⁹, es fällt aber schon im 11. Jahrhundert die Vielzahl der Umgangschöre gerade in Burgund auf⁴¹⁰, so dass auch von daher ein Zusammenhang zwischen der Hildesheimer Presbyteriumanlage und den burgundischen durchaus wahrscheinlich ist.

⁴⁰⁸ Neben der - im 12. Jahrhundert erneuerten - Anlage von S.Philibert im burgundischen Tournus.

⁴⁰⁹ Vor allem der Umgangschor der Kathedrale in Clermont, in der Folge der französischen Revolution auch die Choranlage von S. Martial in Limoges. Einer der ältesten Umgangschöre überhaupt, der Chor von S.Martin in Tours aus der Zeit der Jahrtausendwende ging schon im späten Mittelalter durch umfangreiche Um- und Neubaumaßnahmen verloren.

⁴¹⁰ Zu denen sich im 12. Jahrhundert weitere bedeutende Anlagen insbesondere in Cluny („Cluny III“) und den cluniazensisch reformierten Klosterkirchen hinzugesellen, etwa Paray-le-Monial.

IV.6.3. Herkunft der Tonnenwölbung

Tonnenwölbungen sind eine charakteristische Gewölbeform kleiner Innenräume des ersten Jahrtausends. Sie finden sich in der karolingischen Epoche⁴¹¹ ebenso, wie in der frühchristlichen Architektur, etwa bei westgotischen Bauten auf der iberischen Halbinsel⁴¹² oder in Italien⁴¹³. Das kleine Laurentius-Oratorium an der ehem. Kirche S. Croce in Ravenna – das sog. „Mausoleum der Galla Placidia“ – aus der Mitte des fünften Jahrhunderts verweist auf die Tradition der Einwölbung kleiner Grabbauten, wie sie vor allem im gesamten mediterranen Raum gepflegt wurde⁴¹⁴. Selbst in vorchristlicher Zeit entstanden solche tonnengewölbten Grabbauten⁴¹⁵, deren Wölbung sich in Griechenland und auf der italienischen Halbinsel bis ins vierte vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgen lässt⁴¹⁶. Deutlich älter sind freilich tonnengewölbte Grabbauten in Mesopotamien⁴¹⁷ und Ägypten, wo sie schon in den frühen Dynastien auftreten⁴¹⁸.

⁴¹¹ Etwa das Belvedere am Naranco (vollendet 848) oder die Laurentiuskirche in Grenoble (2.Hälfte 5.Jh., 7.Jh.).

⁴¹² San Pedro de la Nave (2.Hälfte 7.Jh.) oder San Juan de Baños de Cerrato (Mitte 7. Jh.).

⁴¹³ Weitere tonnengewölbte kleine Räume sind in S.Aquilino, im oktogonalen Umgang von S.Lorenzo in Mailand (3./ 4. Jh.), im Umgang der stadtrömischen Grabkapelle S.Constanza (Ringtonnen, um 350), im Baptisterium in Albenga (Altarnische, wohl spätes 5. Jh.), im Baptisterium von S.Maria della Croce in Casaranella (6. Jh.) und in der Südkapelle von S.Maria Formosa in Pula (ebenfalls 6. Jh.) erhalten.

⁴¹⁴ Mausoleum in Hass/Syrien. Die meisten Grabbauten sind freilich zerstört, erhalten haben sich vor allem unterirdische, in den anstehenden Fels gehauene Tonnen, die gemauerte Gewölbe imitieren: Nikaia (Iznik, Bithynien, Grabkammer aus der Mitte d. 4. Jhs.; Abb. bei Brenk 1977, Taf.135), Mausoleum in La Alberca (Murcia), Krypta mit gemauertem Ziegelgewölbe (Mitte 4. Jh.). Zu verweisen ist aber vor allem auf die unzähligen frühchristlichen Katakomben, etwa die Priscilla-Katakomba in Rom (Capella Graeca, A. 4. Jh.) oder die Katakomba an der Via Latina (2.Hälfte 4. Jh.).

⁴¹⁵ Etwa die bekannte Cestiuspyramide in Rom (12 v. Chr.), die im Inneren tonnengewölbte Räume enthält. Weitere stadtrömische Beispiele: Der Grabbau der Lucilii an der Via Salaria aus der gleichen Zeit, der Zugang im Grabbau der Caecilia Metella (2.Jahrzehnt vor der Zeitenwende). Der Grabbau der Servilier enthält sogar eine Ringtonne.

⁴¹⁶ Nach Eisner 1986, S. 232, so etwa die Grabkammer des Lysos und Kallikles in Leukadia. Zu diesem Thema s. auch Lauter 1986, S. 218 ff. mit weiteren Beispielen und Literatur.

⁴¹⁷ Etwa die Grabanlage Assurbanipals II in Assur (letztes Viertel 9. Jh. v. Chr.). Weitere, zumeist undatierbare tonnengewölbte Grabanlagen sind über das gesamte Stadtgebiet von Assur verstreut.

⁴¹⁸ Vgl. etwa den gewölbten Durchgang der großen Mastaba des Königs Djoser in Bêt Challâf/Unterägypten (1.Hälfte 26. Jh. v. Chr.). Die Mastaba des Desi in Saqqâra (Querkammer, teilw. erhaltenes Ziegelgewölbe in Parabelform, um 2200 v. Chr.), Dêr el-Bahari, Terrasentempel der Hachepsut (1490-68 v. Chr.). Die meisten Tonnen sind genaugenommen Segmenttonnen und ganz offenbar Zitate aus dem Bereich des „vergänglichen“ Profanbaues (vgl. die steinernen Kapellen des Hebsed-Hofes im Djoser-Bezirk von Saqqâra, um 2600 v. Chr.): Grab des Amenemhêt in Beni Hasan (um 1950/30 v. Chr.), Grabkammer des Sirenput II. in Assuan (um 1880 v. Chr.).

Fast immer waren es *kleine* Räume, die mit Tonnen überwölbt wurden⁴¹⁹. In der Frühzeit wurden dabei Gewölbe offenbar bevorzugt über *jenen* Architekturen errichtet, die mit Erdreich bedeckt und somit schlecht mit hölzernen Deckenkonstruktionen versehen werden konnten. Dazu gehören neben Grabkammern⁴²⁰ auch wasserbautechnische Anlagen⁴²¹.

Weitgespannte Tonnen existierten vor dem Ende des ersten Jahrtausends in Europa noch nicht. Im byzantinischen Raum gab es sie aber lange vorher schon⁴²². Sie sind dort sporadisch seit der Epoche Justinians (1.H. 6.Jh.) nachweisbar⁴²³. Die meisten der justinianischen Gewölbebauten sind freilich nicht tonnengewölbt, sondern mit Kuppeln eingedeckt⁴²⁴. Vielleicht wurden sie in Anlehnung an die großen Gewölbebauten des frühkaiserzeitlichen Rom errichtet. Die *Form* der Gewölbe aber, vor allem die der Kuppeln verweist auf ostmediterrane Vorbilder. Möglicherweise schon im 4. Jahrhundert, also deutlich vor den Gewölbebauten in Byzanz könnten einige größere Tonnengewölbe in Armenien über kleinen und mittelgroßen Gebäuden entstanden sein⁴²⁵. Die Datierung dieser Gebäude ist allerdings stark umstritten⁴²⁶. Neben Tonnengewölben gibt es in Armenien auch frühe Kuppelkonstruktionen, deren Datierung heute ebenfalls umstritten ist⁴²⁷. Sollten die frühen Datierungen der armenischen Bauwerke, die vor allem von der älteren Literatur vertreten wurden zutreffen, könnten die Byzantiner die technischen Kenntnisse zur Her-

⁴¹⁹ Neben Grabbauten auch immer wieder kleine Kirchen, etwa die sog. „Hauskirche“ von Dura Europos (um 230).

⁴²⁰ Schon in der Anfangszeit der mesopotamischen Kulturen, etwa bei den Königsgräbern in Ur aus der frühdynastischen Periode (1. Hälfte 3. Jahrtausend, insbesondere Frühdynastisch III / Meskalamdu-Periode, datiert 2685 - 2645, abgebildet in: Woolley o.J., Taf. 4)

⁴²¹ Etwa der Libilchegalla-Kanal in Babylon (um Mitte 6.Jh. v. Chr.).

⁴²² Thessaloniki, Hagia Sophia (E. 8. Jh.), Trilye, „Fatih Camii“ (E. 8. Jh.), Vize, Hagia Sophia (E. 8./ A. 9. Jh.), Konstantinopel, Hagia Eirene (heutiges Gewölbe, nach 740), Nikaia, Koimesis-Kirche (7./8. Jh.), Gortyna (Kreta), Hagios Titos (6./8.Jh.), Ankara, Hagios Klemens (6./7. Jh.).

⁴²³ Paros, Panhagia Katapoliani, um 550.

⁴²⁴ Konstantinopel, Hagia Sophia (532-37), die Apostelkirche (2. Viertel 6. Jh.) und Hagia Eirene (früherer Zustand, nach 564), Ephesos, Johanneskirche (548 ff.).

⁴²⁵ Erhalten die dreischiffige Halle der Kirche in Kasach (Datierungsvorschlag Strzygowski: E. 4./A. 5. Jh.) und die Basilika in Ereruk (Datierungsvorschlag Strzygowski: 5. Jh.). Die Datierungen nach Strzygowski 1918 sind allerdings umstritten.

⁴²⁶ Auf die Problematik der Frühdatierung armenischer Kirchenbauwerke wies vor allem Ulrich Bock hin (Bock 1983). So datiert er selber die tonnenüberwölbten Basiliken erst ins 6./7. Jahrhundert (S. 204).

⁴²⁷ Als ältestes bislang nachweisbares Beispiel wird immer jene Kuppel genannt, die nachträglich in das Schiff der Kathedrale von Tekor eingefügt worden sein soll, datiert in die 80-er Jahre des 5. Jahrhunderts. Alle Angaben beruhen auf den Ergebnissen des armenischen Historikers Thoramianian, der Ende des 19. Jahrhunderts die damals noch unversehrte Kirche untersucht hatte. Leider ist die Überprüfung seiner Ergebnisse nicht mehr möglich, da das Bauwerk nach beträchtlichen Erdbebenschäden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Jahren nach 1956 mutwillig zerstört wurde.

stellung von weitergespannten Tonnen und Kuppeln vielleicht sogar in Armenien erworben haben, einem Land, das in justinianischer Zeit politisch zwischen Byzanz und Persien aufgeteilt war. Dieser „Kulturtransfer“ von Armenien nach Byzanz bleibt allerdings Spekulation, solange die offenen Datierungsfragen nicht geklärt sind.

Die Einwölbung größerer Räume mit Tonnen ist schon im 5. Jahrhundert im gesamten ostmediterranen Raum bis nach Ägypten hinein anzutreffen⁴²⁸. Wie so oft ist der Nachweis solcher Tonnen auch hier aufgrund der mangelhaften Überlieferung schwierig, wir müssen wohl von einer weitaus größeren Zahl an tonnengewölbten Architekturen ausgehen, als der erhaltene Denkmälerbestand vermuten lässt. Dies gilt auch für deutlich ältere Gewölbearchitekturen im mesopotamisch-persischen Sassanidenreich, also in der unmittelbaren Nachbarschaft Armeniens. Hier gibt es zum ersten Mal kuppelüberwölbte Monumentalbauten⁴²⁹, aber auch weitgespannte Tonnen⁴³⁰. Solche Tonnen sind dort nach dem Eindringen der Parther im 2. vorchristlichen Jahrhundert erstmals nachweisbar⁴³¹, also etwa zur gleichen Zeit, in der die ersten Tonnengewölbe im griechisch-römischen Kulturraum entstanden⁴³².

Die Herkunft der monumentalen Tonnenwölbung verliert sich im Dunkeln der Geschichte. Was an Tonnengewölben vor der parthischen Invasion im Zweistromland entstand ist fast

⁴²⁸ Vgl. etwa die Kirche des „Weißen Klosters“ in Sohag/Unterägypten (Narthex, um 440).

⁴²⁹ Schippmann 1990, S. 100. Dazu gehören vor allem die sog. „Sassanidischen Feuertempel“.

⁴³⁰ Kuh-i-Kwadja, Palast Kuppeln und Tonnen, um die Zeitenwende), Bischapur, Palastanlage (Große Halle, mit Hängekuppel auf Trompen über quadratischem Grundriss, und anschließenden tonnengewölbten Raumabschnitten, 2./ 3. Jh. nach Chr.), Ktesophon (Tigris), Palastanlage Taq-e-Kesra, (wohl 3. Jh. nach Chr.), Firuzabad, Palast (Kuppeln und Tonnen, 3. Jh. nach Chr.), Eiwan-i-Kerkha, Palast (Kuppeln und kurze Tonnenstücke, 4. Jh. nach Chr.).

⁴³¹ Hatra, Palastruine (2. Jh. v. Chr.), Assur, Parthischer Palast (ab 1. Jh. v. Chr.).

⁴³² Erhalten aus dieser Zeit etwa das Heiligtum der Fortuna Primigenia in Palestrina (n. 80 v. Chr.), das tonnengewölbte Mittelschiff des dreischiffigen Nymphäums der sog. Villa Ciceros in Formia (Mitte 1. Jh. v. Chr., Datierung allerdings umstritten). Als Standardbeispiel wird immer wieder auf den tonnengewölbten Durchgang des Stadions in Olympia verwiesen (E.3./ A.2.Jh. v.Chr, nach Mallwitz 1972, S. 193). Auch hier dürften Einflüsse aus dem ostmediterranen Raum bzw. aus Mesopotamien vorauszusetzen sein, die sich ähnlich, wie in der Ära Justinians über ein halbes Jahrtausend später mit der politischen Einflussnahme Roms bis an den Oberlauf von Euphrat und Tigris erklären lassen.

ohne Ausnahme zerstört und wohl auch archäologisch kaum mehr nachweisbar. Wir wissen von wenigen größeren tonnengewölbten Bauwerken in Mesopotamien⁴³³ und Ägypten⁴³⁴, deren Tonnen allerdings auf Zwischenwänden oder -stützen aufgelagert waren, so dass das einzelne Gewölbe – für sich genommen – auch wieder nur eine *geringe* Spannweite aufwies. Vor allem bei den vielen doppeltürmigen Toranlagen im ostmediterranen Raum sind Tonnengewölbe über dem Durchlass zwischen den beiden Türmen vermutet worden⁴³⁵, archäologisch *nachgewiesen* sind sie allerdings nicht⁴³⁶.

⁴³³ Das „Schatzhaus“ Nebukadnezars in Babylon an der Nordwestecke der Südburg, dessen Gewölbekonstruktion als Substruktionen für eine Terrassengartenanlage („Hängende Gärten“) dienten (1. Hälfte 6. Jh. v. Chr.).

⁴³⁴ Bogengänge beim Ramesseum (Theben-West, 13. Jh. v. Chr.).

⁴³⁵ Mit einer Tonne rekonstruiert auch das Neubabylonische Ishtar-Tor (1. Hälfte 6. Jh. v. Chr.), Teil-Anastylose im Berliner Pergamonmuseum.

⁴³⁶ Selbst beim sehr gut erhaltenen Torbau von Dur Sarrukin (2. Hälfte 8. Jh. v. Chr.) wurden keinerlei Reste eines Tonnengewölbes gefunden.

IV.6.4. Zusammenfassung

Die Tonnenwölbung ist die wohl älteste Art, einen Raum mit Gewölben zu überdecken, und wurde deutlich *vor* den wesentlich „komplizierteren“ Kreuz- oder Kuppelgewölben entwickelt. Ihr Einsatz blieb lange auf die Überdeckung kleiner Räume, vor allem im funerealen Bereich beschränkt. In Europa sind gewölbte Grabkammern seit dem vierten vorchristlichen Jahrhundert nachweisbar. In den frühen Hochkulturen Ägyptens und Mesopotamiens wurden gelegentlich auch größere Räume tonnengewölbt, wobei diese Gewölbe aber wegen ihrer geringen Spannweite auf Zwischenstützen oder Wänden aufgelagert werden mussten. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es Gewölbe mit *größeren* Spannweiten lange Zeit überhaupt nicht gab.

Dies änderte sich erst mit den römischen Eroberungen seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, wo im Zweistromland erstmals auch Tonnengewölbe mit deutlich größeren Spannweiten, als bis dahin üblich errichtet wurden. Diese ganz und gar der traditionellen mesopotamischen Architektur angehörenden Bauwerke dürften letztendlich die Voraussetzungen für den Bau jener tonnenüberdeckter Räume im byzantinischen Raum geliefert haben, die Jahrhunderte später erst – vermittelt vielleicht über armenische Architekturen des 4. / 5. Jahrhunderts –, unter Justinian seit der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts in Byzanz entstanden. Diese weitgespannten Tonnen scheinen keine Nachfolge im Westen Europas gefunden zu haben, wo man ansonsten Tonnen bei kleineren Gebäuden durchaus verwandte. Erst gegen Ende des Jahrtausends treten Tonnengewölbe mit größeren Spannweiten auch im westlichen Mittelmeerraum und in Mitteleuropa auf. Sie dürften hier auf byzantinische Architekturen in Griechenland, Kleinasien und Armenien zurückgehen. Deren Kenntnis wiederum hängt mit dem enormen Anstieg der Pilgerreisen nach Palästina zusammen, die eine große Zahl von Bewohnern West- und Mitteleuropas, jedenfalls jene, die auf dem Landweg ihr Ziel ansteuerten zwangsläufig durch diese byzantinischen Gebiete führte.

Im Europa des Mittelalters entstanden tonnengewölbte Monumentalbauten zuerst im westlichen Mittelmeerraum, vor allem in Katalonien, im Languedoc und entlang des Rhône-Saône-Grabens bis in die heutige Landschaft Burgund hinein. In diesen Regionen

sind sie seit der Jahrtausendwende nachweisbar. Im späten 11. und vor allem im 12. Jahrhundert gibt es sie dann im gesamten Süden Frankreichs, wogegen der französische Norden sich an der normannischen Entwicklung der Kreuzrippenwölbung im späten 11. Jahrhundert orientierte.

In Deutschland sind monumentale Tonnengewölbe außerordentlich selten. Selbst Tonnen mit geringen Spannweiten gibt es hier nicht oft. Die nächsten „Verwandten“ der Erfurter Seitenschiffsgewölbe finden sich in Westfalen, es ist jedoch fraglich ob die - zumeist ebenfalls in Seitenschiffen auftretenden - Kreuztonnengewölbe den gurtlosen Erfurter Tonnengewölben als Vorbild gedient haben können. Sie stammen ebenso, wie die südwestdeutschen Tonnengewölbe frühestens aus der Bauzeit der Erfurter Kirche. Eindeutig sind aber die burgundischen Bezüge dieser Art der Einwölbung, zumal sich mit der Ringtonne im Umgang der Hildesheimer Godehardikirche - die, wie wir noch sehen werden ganz eng mit der Erfurter Peterskirche zusammenhängt - ein direkter Bezug zu burgundischer Architektur nachweisen lässt.

IV.7. Mauertechnik

IV.7.1. Steinbehandlung und Mauerwerksstruktur in Mitteldeutschland

Der Vergleich mit dem Mauerwerk zeitgleicher oder älterer Bauten bestätigt die außergewöhnliche Stellung des Erfurter Quadermauerwerks (Abb. 38). Die Kilianskirche in Lausick (Baubeginn 1109) etwa besteht aus kleinteiligem, hammergerecht bearbeitetem Mauerwerk, dem „petit appareil“, das sich aus seriell gefertigten Steinen immer gleicher oder doch ähnlicher Abmessungen zusammensetzt. Doch dieses im mitteldeutschen Raum seit der Mitte des 11. Jahrhunderts auftretende Mauerwerk ist eher selten, als Beispiel dafür sei die Krypta des Merseburger Doms (Mitte 11. Jh.) genannt. Meist gibt es in dieser Region jedoch Bauwerke aus einfachem Bruchsteinmauerwerk. Dazu gehören selbst Architekturen, die *gleichzeitig* mit der Erfurter Peterskirche entstanden sind, wie die etwa Ulrichskirche in Sangerhausen (1116)⁴³⁷, aber auch deutlich jüngere Bauwerke, wie etwa der Braunschweiger „Dom“ (Baubeginn 1173)⁴³⁸.

Zu den älteren Bauten in Mitteldeutschland zählen die Reste der ottonischen Abteikirche von Memleben. Dort konnte eine Grabung in den späten fünfziger Jahren die bereits 1936 geäußerte Vermutung⁴³⁹ bestätigen, dass einige übermannshohe Mauerreste auf dem Gelände des nachmittelalterlichen Gutshofes zur einstigen Stiftskirche Ottos II. aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts gehören⁴⁴⁰. Erhalten sind hier vor allem Teile der Südwand des südlichen Seitenschiffs. Sie bestehen vollständig aus flachen Sandbruchsteinen⁴⁴¹. Es sind weder Eckquaderungen, noch Quaderungen im Bereich der Fenster vorhanden gewesen⁴⁴². Der Baubeginn der Kirche wird ins Jahr 942 datiert⁴⁴³, die Mauerreste gehören somit zu den ältesten Zeugnissen mittelalterlicher Steinarchitektur in Mitteldeutschland.

⁴³⁷ Das gelegentlich zu lesende Datum 1073 bezieht sich eher auf den Vorgängerbau.
⁴³⁸ Ähnlich die übrigen, meist im 13. Jahrhundert entstandenen Pfarrkirchen der Stadt.
⁴³⁹ Giesau 1937/38, S. 22
⁴⁴⁰ Bellmann/Leopold 1964, S. 357
⁴⁴¹ Leopold 1969, S. 527
⁴⁴² Fensterreste sind am Westende der südlichen Seitenschiffswand erhalten.
⁴⁴³ Schubert 1969, S. 523.

Ähnlich geartetes Mauerwerk findet sich bis ins 11. Jahrhundert bei vielen Bauten im miteldeutschen Raum. So etwa bei der Stiftskirche in Ilsenburg (1078 - 1087). Auch hier gibt es keine Quader, weder an den Gebäudeecken, noch um die Kanten von Fenster- oder Türgewänden herum. Das Bruchsteinmauerwerk ist zwar abschnittsweise geschichtet, aber nicht in *durchlaufenden* Schichten verlegt. Diese durchlaufende Schichtung ist erst bei jüngeren Bruchsteinbauten des 12. Jahrhunderts wie die Sangerhäuser Ulrichskirche zu beobachten. Schon diese Mauerwerkstechnik setzt eine systematische Vorauswahl der Steine und vielleicht auch ein Mindestmaß an Bearbeitung des Steins voraus. Die Stiftskirche in Drübeck aus dem 10. oder 11. Jahrhundert⁴⁴⁴ weist neben dem Bruchsteinmauerwerk der Wand immerhin schon gelegentlich Quader als Kantenverstärkungen im Langhausbereich auf, ansonsten gleicht das Bruchsteinmauerwerk, insbesondere seine Verlegetechnik dem in Ilsenburg.

Aus Quadern bestehen hier wie in Ilsenburg allerdings die Säulen und Pfeiler des Inneren. Diese Quader sind freilich noch nicht sehr sorgfältig bearbeitet, so dass die stereometrische Form des quadratischen Pfeilers oder des Zylinders der Säulenschäfte noch zu wünschen übrig lässt. Die Kirche des Klosters Huysburg am Harz aus der gleichen Zeit weist bei den Pfeilern im Inneren schon wesentlich besser gearbeitete Quader auf. Die hier relativ schlanken Säulen sind nicht mehr aus einzelnen, in Schichten verlegten Quadern zusammengesetzt, sondern bestehen aus übereinandergesetzten "Säulentrommeln". Von diesen Architekturelementen abgesehen gibt es aber auch in Huysburg kein Quadermauerwerk, die *Wandflächen* bestehen hier wiederum aus Bruchsteinmauerwerk.

Frühe Versuche, ganze *Wandflächen* aus Quadermauerwerk herzustellen sind erst im frühen 12. Jahrhundert zu beobachten – mit Ausnahme einer Gruppe deutlich älterer Bauwerke, auf die später noch einzugehen sein wird. Zu den Quadermauerwerksbauten des 12. Jahrhunderts zählt etwa die Klosterkirche in Gröningen, deren Querhausarme in unregelmäßig hohen Schichten versetztes Quadermauerwerk aufweisen, wobei die unregelmäßigen Kanten der Quader freilich den ungeübten Steinmetzen verraten. Gleiches gilt für das ebenfalls in unregelmäßig hohen Schichten versetzte Quadermauerwerk der Ap-

⁴⁴⁴ Brülls 1993, S. 8 ff.

siden an der Burgkapelle in Querfurt. Die Möglichkeiten, die die Quadermauerwerkstechnik bietet sind hier bei beiden Bauten noch nicht ausgereift.

Den wirklichen Beginn einer - wenn auch nicht wesentlich länger, als ein Jahrhundert währenden - Entwicklung reiner Quaderarchitekturen in Mitteldeutschland markiert erst der Neubau der Klosterkirche auf dem Erfurter Petersberg mit seinen Quadermauerwerksfassaden (Abb. 38). Diese Entwicklung vollzog sich vor allem in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Zwar wurden – wie dargestellt – auch weiterhin Bruchsteinmauerwerksarchitekturen errichtet, und dies sogar bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein, doch gegen Mitte des 12. Jahrhunderts gab es bereits eine ganze Reihe von *reinen* Quadermauerwerksarchitekturen im gesamten mitteldeutschen Raum, allerdings mit Mauerwerk ganz unterschiedlicher Qualität. Zu den herausragenden Architekturen mit ähnlich exakt geschnittenem Quadermauerwerk, wie in Erfurt gehört etwa die 1139 geweihte Stiftskirche in Königslutter, ebenso die ab 1133 im Bau befindliche Kirche St. Godehard in Hildesheim (Abb. 39)⁴⁴⁵. Beide Kirchen stehen, wie noch zu erläutern sein wird auch wegen ihres Wandgliederungssystems in engem Zusammenhang mit der Erfurter Peterskirche. Auch die Klosterkirche Amelungsborn, eine der frühesten niedersächsischen Zisterzienserkirchen aus dem 2. Viertel des 12. Jahrhunderts ist ein reiner Quaderbau. Daneben ist die Liebfrauenkirche in Halberstadt (Weihe 1151) zu nennen, wobei das Quadermauerwerk hier besonders wichtig ist, da die Kirche keinerlei Wandgliederungselemente aufweist (Abb. 105): Die architektonische Wirkung dieser Kirche beruht alleine auf den stereometrisch exakt ausgebildeten Baukörpern, aus denen sie sich zusammensetzt. Die Zylinder der Presbyteriumapsiden waren in Halberstadt nur mit Quadermauerwerk zu realisieren, desgleichen die steinernen Dächer der Nebenapsiden, die in Erfurt an der Nordseite des Presbyteriumbaues ebenfalls angelegt, aber nicht vollständig ausgeführt wurden.

⁴⁴⁵ Das Hildesheimer Quadermauerwerk (ähnlich, wie beim Erfurter) eigens erwähnt, in: Leibnitz: Script.r.Brunsv.illustr. II, S. 407: Johannis Legatii Chronicon coen. S.Godehardi. Allerdings bestehen nur die ältesten Teile der Kirche, und auch nur die nach außen hin sichtbaren Bereiche, also Presbyterium und Nordseitenschiff aus diesem exakten Quadermauerwerk, die Quader der jüngeren, vor allem der Obergaden, und die Steine auf der Südseite der Kirche, die einst von den Gebäuden der Klausur ohnehin „zugebaut“ wurden sind dann nicht mehr so sorgfältig ausgearbeitet.

Doch auch in Sachsen gab es – wie oben angedeutet – lange vor dem Neubau der Erfurter Peterskirche schon einmal Architekturen, deren Fassaden vollständig in Quadermauerwerk errichtet wurden. Sowohl die Wandflächen von Presbyterium und Westtürmen der Stiftskirche in Gernrode aus der Mitte des 10. Jahrhunderts (Abb. 96), als auch die vier Querhausarme der Hildesheimer Michaeliskirche aus dem ersten Viertel des 11. Jahrhunderts weisen Quadermauerwerk auf. Allerdings ist dieses Quadermauerwerk bei weitem nicht so fein bearbeitet wie das Erfurter, die Quaderfugen treten dementsprechend stark hervor⁴⁴⁶. Außerdem weist das Verhältnis von Steinhöhe zu -breite „harmonischere“ Proportionen auf, als in Erfurt, wo die Quader deutlich breiter, als hoch sind. Vor allem aber sieht der Steinversatz ganz anders aus. Das Mauerwerk von St. Michael in Hildesheim weist keine durchlaufenden, sondern *wechselnde* Quaderschichten auf, was insbesondere auf unterschiedliche *Schichthöhen* der einzelnen Steinschichten zurückgeht. Letzteres ist durch ungleichmäßig hohe Quader verursacht, die zu Korrekturen in der nächstfolgenden Steinschicht mittels Ausklinkungen nötigten – ein deutlicher Hinweis darauf, dass Herstellung und Versatz der Quader auf der Hildesheimer Baustelle Hand in Hand gingen: Die Steine wurden jeweils hergestellt, angepasst, eventuell nachgearbeitet und versetzt, und keinesfalls seriell vorgefertigt, etwa in den Wintermonaten, um dann nach Ende des Winters versetzt zu werden.

Von diesen wenigen Architekturen der spätottonischen Ära führt kein direkter Weg zu den Quaderarchitekturen des 12. Jahrhunderts. Dazwischen liegen die genannten Bruchsteinbauten des fortgeschrittenen 11. Jahrhunderts. Die Entwicklung des Quaderbaues setzt in Mitteldeutschland erst um die Wende zum 12. Jahrhundert neu ein. Ihr liegt ein Anstoß von außen zugrunde.

IV.7.2. Quadermauerwerk in Mittel-, West- und Südeuropa

Die Quadermauerwerksfassaden im mitteldeutschen Raum lassen sich nur als Import aus anderen Regionen Europas erklären, da es zu Beginn des 12. Jahrhunderts außer bei der

⁴⁴⁶ Zur Herstellung des Hildesheimer Quadermauerwerks siehe Friederich 1932, S. 53 ff.

zeitgleich mit Erfurt entstandenen Klosterkirche Paulinzella (beg. 1105) keine reinen Quaderbauten in Mitteldeutschland gibt. Einige wenige Beispiele im fränkischen Raum sind zu nennen, so etwa die Klosterkirche Prüfening bei Regensburg (beg. 1109) oder – schon relativ spät im Jahrhundert – die Klosterkirchen in Biburg (beg. 1133) und Windberg (ab 1139). Auch in Südwestdeutschland entstanden Architekturen mit Fassaden aus Quadermauerwerk erst in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also etwa zur gleichen Zeit, wie die Erfurter Peterskirche. Diese Bauwerke sind sogar von der ganzen Mauerwerksstruktur her, dem äußerst exakten Steinschnitt der Quader, der eine Minimierung der Fugenstärke zur Folge hat, und dem Versatz in durchlaufenden Schichten mit dem Erfurter Quadermauerwerk vergleichbar⁴⁴⁷. Wegen der Gleichzeitigkeit lässt sich eine Abhängigkeit der Erfurter Peterskirche oder anderer früher Quadermauerwerksarchitekturen in Mitteldeutschland von südwestdeutschen allerdings nicht ableiten. Vielmehr müssen wir nach einem *gemeinsamen* Vorbild Ausschau halten.

Als Schlüsselbau für die Ausbildung vollständiger Quadermauerwerksfassaden all dieser Architekturen in Südwest- und Mitteldeutschland darf der Heinrichsbau des Speyerer Domes gelten. Das Presbyterium des Konradsbaues aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde unter Heinrich IV., also im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts in wesentlichen Teilen neu errichtet. Das dabei verwandte Mauerwerk ist reines Quadermauerwerk, wogegen das noch sichtbare Mauerwerk des Konradsbaues am Südseitenschiff und im unteren Bereich der Osttürme aus jenem hammergerecht gearbeiteten Kleinquaderwerk, dem „petit appareil“ besteht, das wir noch nach Beginn des 12. Jahrhunderts im sächsischen Lausick beobachten konnten. Das Quadermauerwerk des Presbyteriums besteht ähnlich wie in Erfurt aus länglichen Steinen, die in durchlaufenden Schichten, allerdings unterschiedlicher Höhe versetzt sind. Wie in Erfurt gibt es auch hier sehr *exakt* gearbeitete Steine, die wiederum extrem reduzierte Fugenstärken ermöglichten. Das Mauerwerk des Speyerer Heinrichsbaues darf wohl als Ausgangspunkt für die rasche Ausbreitung der

⁴⁴⁷ Etwa der Nordwestturm, der sog. „Eulenturm“ der einstigen Vorkirche von St. Peter und Paul in Hirsau (nur die unteren Geschosse, die drei oberen sind weniger regelmäßig gemauert), oder der Nordwestturm des Baseler Münsters vom Ende des 11. Jahrhunderts. Zu den Quadermauerwerkstürmen gehören auch die Presbyteriumtürme von Klosterreichenbach (fr. 12. Jh.). Weitere Beispiele für Quadermauerwerksfassaden: Gengenbach (Erdgeschoß der Westfront, 1. Drittel 12. Jh.), Neckarthailfingen, St. Martin (2. Viertel 12. Jh.), Sindelfingen, Augustinerchorherrenstiftskirche (1. Drittel 12. Jh.), Belsen (b. Mössingen, Mitte 12. Jh.), Plieningen (b. Stuttgart, Mitte 12. Jh.).

Quadermauerwerkstechnik in Südwestdeutschland gelten, einer Technik, die zunächst auf den Großbaustellen am Rhein, beim Mainzer oder Wormser Dom, sowie am Basler Münster (Nordwestturm), dann aber auch bei einer Reihe kleinerer Sakralarchitekturen in Südwestdeutschland auftrat.

Fassadenbildung mit Quadermauerwerk gibt es bei einer Reihe von Turmanlagen im südwestdeutschen Raum, und hier vor allem im Elsass. Seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde das Erdgeschoß von Eingangstürmen mit offenen, tonnenüberwölbten Vorhallen, aber auch von Presbyteriumtürmen mit Fassaden ausgestattet, die vollständig aus Quadermauerwerk bestehen⁴⁴⁸. Das Quadermauerwerk ist freilich meist weniger gut gearbeitet, seine Kantenreinheit mit der vom Heinrichsbau des Speyerer Domes oder dem Hirsauer „Eulenturm“ nicht zu vergleichen, weshalb die Fugen hier deutlich stärker ausfallen. Eine indirekte Abhängigkeit vom *Speyerer* Dom ist durchaus zu vermuten, jedoch nicht in dem Sinne, dass hier etwa jemand aus der Speyerer Bauhütte tätig geworden wäre. Das Quadermauerwerk all dieser Vorhallen unterscheidet sich aber trotz dieser Einschränkung deutlich vom Bruchsteinmauerwerk der übrigen Turmgchosse. Der Gedanke, die dem Betrachter „näheren“ Architekturteile etwas sorgfältiger auszubilden, als die „entfernteren“ mag hier eine Rolle gespielt haben.

Dies gilt sicherlich auch für die Verwendung von Quadern bei den Langhausarkaturen im Inneren der meisten Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts. Mag die Ausbildung von Arkaden*pfeilern* in Quadertechnik noch vorwiegend mit statischen Notwendigkeiten zusammenhängen, die Ausführung der Arkadenbögen in dieser Technik auf den Wunsch, geometrisch *exakte* Halbkreise auszubilden zurückzuführen sein, so ist die Ausbildung der Bogenzone *einschließlich* der Bogenzwickel in Quadertechnik, wie sie seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nachweisbar ist nur auf gestalterische Vorgaben zurückzuführen, etwa in Anlehnung an inkrustierte Bogenzonen in frühchristlichen Basiliken⁴⁴⁹.

⁴⁴⁸ Dompeter (3. Viertel 11. Jh.), Altenstadt, 4. Viertel 11. Jh., Regisheim (3. Viertel 11. Jh.), Gundolsheim (4. Viertel 11. Jh.), Küttolzheim (um 1125), Gugenheim (2. Hälfte 12. Jh.), bis ins 13. Jahrhundert hinein: Dorlisheim, Schwindratzheim.

⁴⁴⁹ Rom, Sta. Sabina (422/432), Thessaloniki, Hag. Demetrios (5. Jh.).

Quadermauerwerk ermöglicht im Arkadenbereich eine exakte Ausbildung der Bauglieder. Dies gilt nicht nur für Pfeiler: Selbst *gemauerte*, also *nicht*-monolitische Säulenschäfte bestehen mitunter aus sorgfältig bearbeitetem und versetztem Steinmaterial. Die Verwendung kantenreiner Quader für solche Bauglieder war, wie wir schon an entsprechenden mitteldeutschen Beispielen sahen deutlich früher zu beobachten, als bei geschlossenen *Wandflächen*, die zunächst aus Bruchstein, bestenfalls noch aus hammergerecht bearbeitetem Kleinquaderwerk bestehen⁴⁵⁰. Schon die einheitlich aus Quaderwerk bestehende Arkadenbögen- und Arkadenzwinkelarchitektur ließen auf der Hochschiffwand erste geschlossene, vollständig aus Quadermauerwerk bestehende *Wandflächen* entstehen. Freilich sind sie in der Regel durch ein horizontales Gesims über den Bogenscheiteln der Arkaden von der übrigen Wand getrennt. Dabei wird auch hier der Gedanke, die dem Betrachter „näheren“ Bereiche der Architektur sorgfältiger auszubilden, eine Rolle gespielt haben.

Bei Emporenbasiliken unterscheiden sich die Arkaden der Emporen bezüglich der Mauerwerkstechnik meist nicht von den Erdgeschoßarkaden. Weil bei Emporenbasiliken oft große Flächen der Hochschiffwand durch Arkaden geöffnet sind, erhält die Architektur einen „gerüsthafte“ Charakter, der durch die Verwendung von Quadersteinen noch gesteigert wird. Insbesondere bei normannischen oder von normannischen Architekturen abhängigen Kirchen der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist dieses Phänomen zu beobachten⁴⁵¹. Durch den Einsatz der Quadertechnik nicht nur bei den Arkaden, sondern auch in den *Bogenzwickeln* zwischen ihnen - den einzigen *geschlossenen* Wandflächen der Hochschiffwand - entsteht hier folgerichtig der Eindruck, dass die *gesamte* Hochschiffwand einheitlich aus Quadermauerwerk besteht, selbst wenn dieses Erscheinungsbild der Wand sicherlich nicht primär intendiert war. Ein Eindruck der sich gelegentlich auch am Außenbau beobachten lässt, und zwar dort, wo - ähnlich den Emporen des Inneren - Erd- und Obergeschosse durch Arkaden geöffnet sind. Dies ist etwa beim berühmten „Turm“ des Abtes Gauzelin in Fleury, dem heutigen Westbau der Abteikirche S.Benoît-sur-Loire

⁴⁵⁰ Etwa bei der Abteikirche in Bernay (1013 beg., bis 1060)

⁴⁵¹ In Cerisy-la-Forêt (zwischen 1030 und 1050) oder S.Foy in Conques (2. Hälfte 11. Jahrhundert) etwa bestehen nur die Hochschiffwände vollständig aus Quadermauerwerk, die flächigen Außenwände dagegen aus Bruchstein mit Kantenfassungen aus Quadern.

aus den 30-er Jahren des 11. Jahrhunderts der Fall, aber auch bei vielen seiner Nachfolger⁴⁵².

Doch neben diesen „Quader-Gerüsten“ gibt es in der Normandie auch schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts Gebäude, bei denen auch die *Wandflächen* aus Quadern bestehen, und zwar am Außenbau, wie im Inneren⁴⁵³. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts datieren alle frühen vollflächigen Quaderarchitekturen in der Normandie. Bei der Verbreitung im Inneren Frankreichs scheinen einerseits die Flussläufe, insbesondere das Flussgebiet der Loire eine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Frühe Quaderbauten finden sich hier vom Anjou⁴⁵⁴ über die Île-de-France und die angrenzende Picardie⁴⁵⁵ und das westliche Burgund⁴⁵⁶ bis in die Auvergne hinein⁴⁵⁷. Andererseits gibt es im Westen Frankreichs, im Poitou und Perigord seit der Mitte des 11. Jahrhunderts Quaderbauten, die an den Pilgerwegen nach Santiago liegen⁴⁵⁸. In allen anderen Landschaften Frankreichs, insbesondere jenen, die für ihre „romanische“ Quaderarchitektur bekannt ist - die Provence und Aquitanien - tritt der Quaderbau - von den genannten Ausnahmen entlang der Pilgerstraßen einmal abgesehen - erst im Laufe des 12. Jahrhunderts auf. Das gleiche gilt für die Quaderbauten in anderen Teilen Europas, auf den britischen Inseln und der iberischen Halbinsel.

IV.7.3.Herkunft der Quadertechnik

Die Verwendung von Quadermauerwerk diente im frühen und hohen Mittelalter vermutlich nicht nur der Herstellung „ebenerer“ Wandoberflächen, als dies mit der Vermauerung von

⁴⁵² S.Hilaire in Poitiers oder der Westturm von S.Pierre in Lesterps aus der Mitte des 11. Jahrhunderts.

⁴⁵³ Etwa bei den Abteikirchen auf dem Mont-Saint-Michel (zwischen 1023 und 1063) und in Jumièges (nach 1040). In der zweiten Jahrhunderthälfte wäre S.Etienne in Caen zu nennen.

⁴⁵⁴ Die Nordquerhauswand der Abteikirche Beaulieu-les-Loches, wegen ihres Relieffrieses wie die Kirche in Azay-le-Rideau in die Mitte des Jahrhunderts zu datieren.

⁴⁵⁵ Paris, Turm von S.-Germain-des-Prés (A. 11. Jh.). In der südlichen Picardie: S. Georges in Presles-et-Thiérny (11. Jh., nicht genauer datierbar)

⁴⁵⁶ Der bedeutendste Quaderbau ist hier zweifellos S.Etienne in Nevers (zw. 1064 und 1097).

⁴⁵⁷ Als frühes Beispiel der Auvergnatischen Kirchengruppe läßt sich S.Nectaire aus der Mitte des 11. Jahrhunderts anführen. Zu den letzten Ausläufern des Quaderbaues zählt die Wallfahrtskirche S.Foy in Conques, die seit dem dritten Viertel des Jahrhunderts im Bau ist.

⁴⁵⁸ Neuvy-S.Sepulche (um 1045), S.Savin-sur-Gartempe (Presbyterium, letztes Drittel 11. Jh.), Brantôme, Glockenturm (sp.11. Jh.), Perigueux, S.Front (1.Hälfte 12.Jh.).

Bruchstein möglich ist, sondern vielfach auch der Vereinfachung des Bauablaufes, was vor allem bei den normannischen Großbauten eine Rolle spielte. Auf die Qualität dieses Mauerwerks legte man dabei wohl weniger Wert, denn das Quadermauerwerk weist keinesfalls jene Kantenreinheit auf, die wir in Erfurt, Hirsau oder Speyer beobachten können. Daher muss fraglich bleiben, ob die Voraussetzungen für das Quadermauerwerk in Speyer, und damit letztendlich auch in Erfurt in der Normandie zu suchen sind. Dies zu klären wäre gerade im Hinblick auf die Speyerer Baugeschichte wichtig, denn hier gibt es ja bei der Gestaltung der Hochschiffwand nachgewiesenermaßen Zusammenhänge mit normannischer Architektur⁴⁵⁹.

Auch auf der italienischen Halbinsel lässt sich der Einsatz von Quadermauerwerk beobachten, das wesentlich besser gearbeitet ist, als in der Normandie. In der Toskana entstanden seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts Architekturen in eben jener exakten Steinschnitttechnik, die das Fugenwerk weitgehend reduzieren hilft. Mit dem umgebauten Baptisterium in Florenz⁴⁶⁰ und dem Neubau des Pisaner Domes⁴⁶¹ haben sich hier zwei ausgezeichnete Quaderbauten aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erhalten, deren Einzelformen - insbesondere die großen Blendarkaden der Presbyteriumapsis des Pisaner Domes - sich durchaus auch in Speyer wiederfinden lassen.

Die mittelalterlichen Quaderbauten auf der italienischen Halbinsel könnten zunächst auf Vorbilder der römischen Antike zurückgeführt werden. Zu bedenken ist jedoch, dass antike Bauepflogenheiten im gesamten Westen Europas im Zuge der Völkerwanderung teilweise abgerissen waren. Die antik-römische Technik des Inkrustierens einer Ziegel- oder Bruchsteinwand mit verschiedenfarbigen Marmorplatten, mit der man ein „höherwertiges“ Quadermauerwerk wenigstens *imitieren* konnte wurde zwar im mittelalterlichen Florenz wieder aufgegriffen⁴⁶², doch dies blieb eher die Ausnahme. Mittelalterliche Quaderbauten Italiens bestehen in der Regel aus „echtem“ Quaderwerk, und das war im Italien

⁴⁵⁹ Vgl. die südliche Hochschiffwand der Abteikirche auf dem Mont-Saint-Michel
⁴⁶⁰ Neuweihe 1059

⁴⁶¹ Nach dem Sieg Pisas über Palermo 1064 gestiftet.

⁴⁶² Etwa beim Baptisterium des florentiner Domes aus dem 11. Jahrhundert, oder an der Kirche San Miniato al Monte aus dem 12. Jahrhundert. Die Weiterführung dieser antiken Tradition verführte u.A. etliche Architekten der italienischen Frührenaissance, wie Filippo Brunelleschi dazu, solche mittelalterlichen Bauwerke für antik zu halten und als Vorbilder für ihr eigenes Entwerfen zu sehen.

der Antike eben nicht beheimatet, sondern wäre eher im ostmediterranen Raum, im antiken Griechenland, und dort vor allem in Ionien, oder – lange vorher – im Alten Ägypten zu suchen.

In diesen ostmediterranen Raum verweisen denn auch die Fassadengliederungen italienischer Architekturen des ausgehenden 11. und des 12. Jahrhunderts bis ins 13. Jahrhundert hinein. Die an der Apsis des Speyerer Domes beobachteten Blendarkaden treten als umlaufende, den ganzen Bau einfassende Gliederungselemente auf den Fassaden vieler toskanischer Bauwerken auf. Eines der ältesten Beispiele dafür dürfte der Dom in Pisa (ab 1064, Weihe 1118⁴⁶³) sein, in dessen Nachfolge dann die Fassadengliederung des Campanile und des Baptisteriums aus dem 12. Jahrhundert steht⁴⁶⁴. Diese Blendarkaden vor allem sind es, in denen sich der Einfluss ostmediterraner, und dort speziell armenischer Architektur manifestiert – ein Einfluss freilich, der bei den Handelsverbindungen der Pisaner Kaufleute nicht ungewöhnlich ist⁴⁶⁵. In Armenien gibt es seit dem 7. Jahrhundert Architektur mit Blendarkaturen, die zumeist ebenfalls um das gesamte Gebäude

⁴⁶³ Die Datierung insbesondere des Baubeginns ist allerdings umstritten, lediglich das überlieferte Weihedatum 1118 ist gesichert, belegt jedoch nur, dass der Dom zu diesem Zeitpunkt im Bau war.

⁴⁶⁴ Weitere toskanische Beispiele: S. Michele in Lucca (Wiederaufbau ab 1143), Pistoia, S. Batolomeo in Pantano (Mitte 12. Jh.), Florenz (S. Miniato al Monte, 2. Hälfte 12. Jh.).

⁴⁶⁵ Die Frage des Einflusses armenischer Architektur in Europa ist seit den Forschungen Strzygowskis (zusammengefasst in: Strzygowski 1918) Gegenstand kontroverser Diskussionen. Architekturelemente armenischer Provenienz sind seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert in der Baukunst des Westens, vor allem in Frankreich und Italien eindeutig nachweisbar. Die architekturhistorischen Thesen Strzygowskis sollten daher – ungeachtet des rassistischen Grundzugs seines Werks – erneut geprüft werden, was im Rahmen dieser Arbeit natürlich nicht zu leisten ist. Hier kann nur auf einige historische Aspekte eingegangen werden. Das Königreich Armenien hatte sich im 10. Jahrhundert bis ans Mittelmeer ausgedehnt, war dann aber im Laufe des 11. Jahrhunderts weitgehend von Byzanz erobert worden, und verlor schließlich 1045 sogar seine Hauptstadt Ani an die Eroberer. Bis zur Niederlage der Byzantiner gegen die eindringenden Seldschuken in der Schlacht von Manzikert 1071 beherrschte Byzanz neben den antiken Schwarzmeerprovinzen Bithynien, Paphlagonien und Pontus mit ihren bedeutenden Handelsniederlassungen auch Kilikien und die nordwestlichen Teile der Levante. Im Zuge der byzantinischen Expansion kam es gegen Mitte des 11. Jahrhunderts zur Ansiedlung armenischer Familien im Inneren Anatoliens, möglicherweise auch in Kilikien, das seit 1042 von einem Gouverneur armenischer Abstammung verwaltet wurde. Weitere Bevölkerungsverschiebungen brachte der Zusammenbruch der byzantinischen Herrschaft in Armenien nach der Schlacht von Manzikert. Armenische Flüchtlinge errichteten – nach der Schwächung der byzantinischen Zentralgewalt – 1080 in Kilikien ein eigenes „Königreich Kleinarmenien“, das zum Zufluchtsort vieler Armenier aus den nunmehr von den Seldschuken beherrschten Gebieten wurde und sich bis 1342 hielt. Kilikien wiederum ist eine jener Landschaften, die von Jerusalem pilgern – und natürlich auch von Kreuzfahrern – zu durchqueren waren, wenn sie auf dem Landweg ins Heilige Land unterwegs waren. Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung waren da unvermeidlich, sie sind auch historisch belegt. Insofern ist der Einfluss armenischer Architektur auf Europa seit der Mitte des 11. Jahrhunderts durchaus nichts Ungewöhnliches, obwohl die kulturellen Zentren des alten Armenien im Landesinneren liegen, in der heutigen Osttürkei und auf dem Staatsgebiet des modernen Armenien selber.

herumlaufen, wie im Pisa des späten 11. Jahrhunderts⁴⁶⁶. Diese Wandgliederungselemente sind im Detail sehr sorgfältig gearbeitet, ebenso wie die Oberflächen der Wände selber. Jedoch bestehen auch die Wände armenischer Bauwerke nicht aus „echtem“ Quadermauerwerk. Schon seit Beginn der frühchristlichen Epoche im 5. Jahrhundert setzt sich hier das Mauerwerk aus zwei Schalen mit Guss-Kern zusammen, wobei die Schalen selber aus rechteckig zugeschnittenen Platten bestehen, mit denen sich – wie mit der antik-römischen Inkrustation – durchaus Quadermauerwerk *imitieren* ließ⁴⁶⁷. Freilich unterscheidet sich dieses armenische „Quader“-Mauerwerk in seiner Herstellung vom römischen: Die Wände armenischer Bauwerke sind in der Art einer „verlorenen Schalung“ aus Platten an der Innen- und Außenseite des Gebäudes *im Verbund* mit Füllmauerwerk zwischen den Schalen gefügt – ein sehr altes, auf vorgeschichtliche Gepflogenheiten zurückzuführendes Verfahren⁴⁶⁸ –, wogegen die antik-römische Marmorinkrustation als Verkleidung eines *zuvor* errichteten tragenden Mauerwerks auf der Wand angebracht wurde. Die architektonische „Wirkung“ des armenischen Mauerwerks ist aber die gleiche, doch damit lässt sich auch das armenische „Quader“-Mauerwerk ebenfalls nicht zur Herkunftsbestimmung des „echten“ Quadermauerwerks italienischer Architekturen des 11. und 12. Jahrhunderts heranziehen.

Echte Quadermauerwerksbauten gibt es aber im südlich benachbarten Syrien, genauer gesagt, im nordsyrischen Kalksteinmassiv, also einer Region in geografischer Nähe zum Heiligen Land. In dieser waldarmen, aber einst sehr fruchtbaren Region, die ebenfalls früh christianisiert worden war entstanden seit dem 4. Jahrhundert unzählige Bauwerke in

⁴⁶⁶ Thalín, Kathedrale (2. Hälfte 7. Jh.), Bana, Kathedrale (7. Jh.), Swartnotz, Rundkirche (zerstört, 645 - 652), Sanahin, Erlöserkirche (967 - 977), Ani, Kathedrale (989 - 1001), Ani, Erlöserkirche (1036), Marmaschen, Klosterkirche (11. Jh.). Die Blendarkaden gehen hier wohl auf tatsächliche Arkaturen früharmenischer Vorhallen zurück, die teilweise um drei der vier Seiten des zentralen Kirchenbaues herumliefen, so etwa bei den Kathedralen in Ereruk (2. Hälfte 5. Jh.) und Odzun (5. / 6. Jh.) zu beobachten.

⁴⁶⁷ Eine Technik, die schon in urartäische Zeit bekannt war. Bedeutende armenische Beispiele: Kasach, Basilika (um 400), Tanahat, Saalkirche (5. Jh.), Ereruk, Basilika (5. Jh.), Bolnisi/Georgien, Zionsdom (478-493), Etschmiadsin, Kathedrale (ab 5. Jh.), Ninotzminda/Georgien (6. Jh.), Mastara, Johanneskirche (6. Jh.), Mzcheta/Georgien, Dschwarikirche (586-605), Etschmiadsin, Hrpsimekirche (618), Bdschni, Sergioskirche (7. Jh.). Bis ins späte Mittelalter hinein wurden in Armenien durchweg solche „Quaderbauten“ errichtet. Ältere Bauwerke aus der Zeit vor dem 5. Jahrhundert, von denen sich in Georgien etliche erhalten haben bestehen dagegen vorwiegend aus Ziegelmauerwerk.

⁴⁶⁸ Vgl. die Herstellung von Wänden in Pisé-Technik (Stampflehm), deren Schalung oft als „verlorene“ zum Schutz der Wand erhalten blieb. Solche „verlorenen“, in diesem Falle vor allem *formgebende* Schalungen gibt es gelegentlich auch in Stein, so etwa bei den Tempelanlagen des 3. vorchristlichen Jahrtausends auf Gozo und Malta.

Quadertechnik, die jedoch nur zur Errichtung von Wänden und nie zur Einwölbung der Gebäude genutzt wurde. Zwar wurde das syrische Kalksteinmassiv im 7. Jahrhundert weitgehend verlassen, doch das weitgehende Ausbleiben einer Nachbesiedelung hatte zur Folge, dass den Quaderbauten das Schicksal erspart blieb, von Neusiedlern zu „Steinbrüchen“ degradiert zu werden. Die nordsyrischen Quaderarchitekturen standen somit jahrhundertlang auch durchreisenden Jerusalem-Pilgern vor Augen und konnten von den Baukundigen unter ihnen studiert werden. Zudem waren Quaderbauwerke auch in anderen Teilen Syriens errichtet worden, so etwa in Resafa, wo das Sergios-Grab bis ins 13. Jahrhundert hinein ein beliebtes Pilgerziel blieb⁴⁶⁹. Anders als in Mittel- und Westeuropa war die „griechische“ Bautradition, und damit auch die Kenntnis der antiken Quadermauerwerkstechnik in Syrien nie abgerissen. Berücksichtigt man nun, dass sich auch *architekturbildende* Gliederungselemente aus dem syrischen Raum in der westeuropäischen Baukunst des späten 11. und 12. Jahrhunderts nachweisen lassen⁴⁷⁰ so ist es mehr als wahrscheinlich, dass die Kenntnis der Quadermauerwerkstechnik in Italien und in Westeuropa letztlich auf die frühchristliche Architektur Syriens zurückgeht.

IV.7.4.Zusammenfassung

Das Quadermauerwerk der Erfurter Peterskirche steht in Mitteldeutschland am Anfang einer Reihe reiner Quaderarchitekturen in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Das gleiche Mauerwerk lässt sich bei einigen südwestdeutschen und rheinischen Bauwerken der gleichen Zeit beobachten. Alle diese Quader-Architekturen gehen wohl letztendlich auf den Umbau des Speyerer Domes unter Heinrich IV im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts zurück. Doch zuvor gab es im benachbarten Burgund, sowie im Norden Frankreichs entlang der Flussläufe, in Aquitanien entlang der Pilgerwege nach Santiago und zu Be-

⁴⁶⁹ Hier wären die verschiedenen Basiliken der Stadt zu nennen, insbesondere die sog. Basilika A (spätes 5. Jh. - 559) mit den Sergios-Reliquien, aber auch weitere Sakralbauwerke, wie der Tetrakonchos (nach 569). Das bedeutende und bei Pilgern ebenfalls beliebte Kloster des Simeon Stylites in Qalaat Simān (letztes Viertel 5. Jh.) dagegen war bereits im 9. und 10. Jahrhundert von arabischen Truppen zerstört worden. Weitere bedeutende Quaderbauwerke finden sich im Süden des Landes, so in Bosra, dessen Kathedrale (um 512) noch lange nach der muslimischen Eroberung (634) in Gebrauch war.

⁴⁷⁰ Näheres hierzu im Kapitel IV.8.8.2.

ginn des 11. Jahrhunderts in der Normandie schon Quaderbauten, die durchaus als mögliche Quelle für die Erfurter Peterskirche in Betracht gezogen werden müssen. Die Kantenreinheit der burgundischen, aquitanischen und normannischen Bauwerke des 11. Jahrhunderts bleibt jedoch hinter der der Erfurter Quader zurück. Letztere ist aber durchaus mit der des Speyerer Domes vergleichbar. Quadermauerwerk dieser Qualität tritt nur wenig früher bei einigen Architekturen in Mittelitalien auf, die wohl Vorbildern aus dem ostmediterranen Raum, insbesondere in Armenien und – was den Einsatz von Quadermauerwerk betrifft – in Syrien verpflichtet sind, so dass die Wurzeln des Erfurter Quadermauerwerks letztlich eher hier zu suchen sind, als in der Normandie.



a) Südseitenschiffswand der Erfurter Peterskirche, Ansicht von Südwesten



b) Erfurter Südquerhaus



c) Payerne, Abteikirche, Gliederung der Hauptapsis (Detail)

IV.8. Außenwandgliederungen

IV.8.1. Wandgliederungen in Mitteldeutschland – das „Erfurter Wandgliederungssystem“

Das wohl eigentümlichste Merkmal der Erfurter Peterskirche ist zweifellos die charakteristische Gliederung seiner Außenwände (Farbtafel IIIa und IIIb/S. 176). Wie sehr dieser Kirchenbau auch mit seiner Außenwandgliederung als Neuerer in Mitteldeutschland auftrat lehrt ein Blick auf die traditionelle Wandgestaltung bis in die Zeit um 1100. In Memleben haben sich - wie oben schon dargelegt - auf dem Gelände des Gutshofes bedeutende Mauerreste erhalten, die durch Grabungen seit 1959 weiterverfolgt und als Reste der ottonischen Stiftskirche aus der Mitte des 10. Jahrhunderts identifiziert werden konnten⁴⁷¹. Die einfachen Bruchsteinwände sind wie in Merseburg und Sangerhausen fast ungegliedert und laufen ohne Sockel bis ins Fundament hinein. Lediglich die ergrabene Westapsis wies rechteckige Vorlagen mit eigenem Sockel auf, der aus einer einfachen Rückstufung bestand⁴⁷².

Noch bis ins 12. Jahrhundert hinein ist diese Art der Außenwandgestaltung zu finden. Die Ulrichskirche in Sangerhausen entstand fast zeitgleich mit der Erfurter Peterskirche, und – Grundriss (Abb. 71) und Innenraumproportionen betreffend – gehört die Kirche entwicklungsgeschichtlich neben der Paulinzeller Klosterkirche (Abb. 70) auch durchaus in den Umkreis des ersten Erfurter Peterskirchenentwurfs (Abb. 22 oben). Im krassen Gegensatz zum „fortschrittlichen“ Grundriss aber steht die Wandgestaltung der Außenwände, die ganz traditionell aus Bruchstein bestehen und vollkommen ungegliedert sind. Nicht einmal ein ausgeprägtes Sockelprofil ist vorhanden. Der Bogenfries am Dachansatz des Langhausobergaden und am Querhausgiebel ist in der heutigen Form wohl erst Zutaten des 19. Jahrhunderts⁴⁷³. Wie das Sangerhäuser Mauerwerk sieht auch das Nordquerhaus des Merseburger Doms aus, das noch dem Bau des 11. Jahrhunderts angehört⁴⁷⁴.

⁴⁷¹ Bellmann/ Leopold 1964.

⁴⁷² Leopold 1969, S. 527

⁴⁷³ Fraglich bleibt, ob der Bogenfries bei der Kirchenrestaurierung 1892/93 tatsächlich einen älteren Vorgänger ersetzte (Schaelow 1994, S. 48). An den Flankenwänden des Querhauses fehlt er nämlich, was beim Übergang zum Langhausobergaden mit seinem postulierten Bogenfries formale Probleme hervorrufen würde.

⁴⁷⁴ Haesler 1932, S. 33.

Auch die vom 2. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts an errichtete Augustinerchorherrenkirche in Hamersleben, die allerdings wie die Erfurter Kirche schon vollkommen aus Quadermauerwerk besteht, weist keinerlei vertikale Wandgliederungselemente auf. Die Wandflächen schließen aber unter dem Dachansatz jeweils mit einem Bogenfries ab. Eine Sonderstellung nimmt die Hauptapsis ein (Abb. 98), die ähnlich wie die Erfurter Wandgliederung (Abb. 41) zweizonig ausgebildet ist. Über einer unteren, vollkommen ungegliederten Wandzone, die bis zu den Fenstersohlbänken hinaufreicht und dort mit einem umlaufenden Gesims abschließt erhebt sich eine Blendenarkadengliederung auf kräftigen Säulen. Deren Würfelkapitelle sitzen zwar alle auf gleicher Höhe, die Maße der Interkolumnien aber – und mit ihnen die Abmessungen der Arkadenbögen – sind unterschiedlich weit, und steigern sich zur Mitte, zum Apsisscheitel hin. Eine „hirsauische“, würfelfriesbesetzte Rahmung der Wandfläche über den Kapitellen stellt die Verbindung zum Dachansatz her⁴⁷⁵.

Etwa zur gleichen Zeit entstand die Kirche des Benediktinerklosters Herrenbreitungen an der Werra (Weihe 1112)⁴⁷⁶, von der sich Teile des Langhauses erhielten. Sie wies, wie oben dargelegt ebenfalls schon Quadermauerwerk auf. Doch bis auf zwei Lisenen auf der Westwand gibt es hier keinerlei Wandgliederung, die auch nur entfernt mit der der Erfurter Peterskirche zu vergleichen wäre⁴⁷⁷. Ein eigenständiges Sockelprofil, das der Kirche wenigstens für das Auge eine einheitliche Basis gäbe existiert offenbar nicht⁴⁷⁸. Und unter dem Dachansatz endet die Seitenschiffswand mit einem einfachen auskragenden Profil, einen Bogenfries gibt es nicht. Trotz der fortschrittlichen Quadermauerwerkstechnik wirkt die Außenwandgestaltung von Herrenbreitungen relativ altertümlich.

Architekturen des 12. Jahrhunderts weisen in der Regel wenigstens Sockelprofile auf, sowie einfache Kranzgesimsprofile, meist sogar Bogenfriese. Etwa zeitgleich mit der Erfurter Peterskirche entstand die kleine, erst 1105 gegründete Kilianskirche von Lausick⁴⁷⁹.

⁴⁷⁵ Ähnliche vertikale, würfelfriesbesetzte Gliederungselemente gibt es auch im Giebel des Südquerhauses.

⁴⁷⁶ Badstübner 1972, S. 91 datiert die Kirche von Herrenbreitungen insgesamt in das 1. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts.

⁴⁷⁷ Allerdings gilt es zu bedenken, dass die Presbyteriumpartien verloren sind, insbesondere die Hauptapsis könnte, wie die der Hamerslebener Stiftskirche reicher gegliedert gewesen sein.

⁴⁷⁸ Ein Sockel könnte sich aber heute auch im Erdboden verstecken, was bei dem fragmentarischen Zustand der Kirche durchaus denkbar ist.

⁴⁷⁹ Dehio 1966, S. 221

Sie besteht - wie schon erläutert - aus Kleinquaderwerk, dem „petit appareil“, dessen Oberfläche nicht quadermäßig geglättet ist. Exakt gearbeitete größere Quader treten hier nur in Form von Eckeinfassungen auf. Zu den wenigen Gliederungselementen der Wand zählt ein einfacher Sockel, der mittels einer Schmiege auf die Wand des aufgehenden Mauerwerks zurückbindet, sowie ein umlaufendes, ebenfalls sehr einfach profilierte Kranzgesims unter dem Dachansatz. Auch dieser Bau steht architektonisch weitgehend in der Tradition des 11. Jahrhunderts, zur Architektur auf dem Erfurter Petersberg besteht allenfalls durch das rahmenartige Westportal eine gewisse Verbindung.

Bautraditionen des 11. Jahrhunderts existierten bis ins frühe 13. Jahrhundert hinein ungebrochen fort. Insbesondere der von der Jahrhundertmitte an wieder häufiger zu beobachtende weitgehenden Verzicht auf Wandgliederungselemente macht dies deutlich. Mit diesem Verzicht deutet sich in der Mitte und der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die schon bei der Stützenbildung des Inneren zu beobachtende Tendenz zur „Archaisierung“ der Sakralarchitektur auch am Außenbau an. Die wenige Jahre zuvor erst eingeführten Gliederungselemente fehlen den Außenwänden wieder, das vor dem beginnenden 12. Jahrhundert noch völlig unbekannte exakte Quadermauerwerk wurde aber zunächst weiterhin verwandt. Wichtiges Beispiel dafür ist die ab 1151 errichtete Liebfrauenkirche in Halberstadt. Schließlich gab man sogar auch das Quadermauerwerk auf und kehrt zum einfachen Bruchstein zurück, und dies sogar bei durchaus nicht unbedeutenden Bauwerken, wie etwa bei der um 1140/50 errichteten Klosterkirche in Lippoldsberg oder beim Braunschweiger „Dom“ St. Blasius (Weihe 1195).

Zwar wurden in Mitteldeutschland seit Beginn des 12. Jahrhunderts neue Gliederungssysteme, wie das der Erfurter Peterskirche entwickelt, doch gegliederte Wände sind hier vor dem 12. Jahrhundert keineswegs unbekannt. Die Wände der Stiftskirche in Gernrode blieben zwar im Wesentlichen völlig ungegliedert, auf der Presbyteriumapsis (Abb. 96) jedoch, sowie an den beiden Rundtürmen im Westen der Kirche finden sich schlanke quadratische Wandvorlagen, die durchaus den Charakter einer Wandgliederung tragen. Die Vorlagen der Apsis sind sicherlich als Strebepfeiler zur Aufnahme der Schubkräfte aus der Apsiswölbung des Inneren zu deuten. Sie enden etwa in Höhe des Gewölbe-

kämpfers im Inneren mit einem Gesims, dessen einfaches Hohlkehlenprofil um die Strebepfeiler herum verkröpft. Darüber setzt sich der Apsiszyylinder jedoch noch etwa 2 Meter fort, so dass der Kegel des Apsisdaches über der Gewölbekalotte des Apsisinneren nicht allzu steil ausfällt. Dieser Bereich wirkt wie eine Attika, ein Eindruck, der sich durch die vertikalen Gliederungselemente noch verstärkt. Es sind stämmige Säulen, die auf den Strebepfeilern sitzen, mit attischer Basis und einem Pilzkapitell, dessen Deckplattenanteil in das Kranzgesims unter dem Ansatz des Kegeldaches integriert ist.

Die Zweizonigkeit der Apsiswand, vor allem aber die Verbindung der Säulen mit den Strebepfeilern, die den Säulen als Postament dienen ist in gewisser Weise mit der Erfurter Wandgliederung (Abb. 40, Farbtafel IIIa/S. 176) vergleichbar. Damit lässt sich freilich keine Abhängigkeit Erfurts von Gernrode postulieren. Nicht nur liegen die Baudaten beider Kirchen sehr weit, nämlich deutlich mehr als ein Jahrhundert auseinander, es gibt in Mitteldeutschland auch keine nachweisbare Nachfolge des Gernroder Gliederungssystems, die zum Neubau der Erfurter Peterskirche hätte vermitteln können. Die wichtigste Zuordnung aber, die Zweizonigkeit der Wand *in Verbindung* mit der Fensterzone, schließlich der Wandrücksprung am Wechsel der beiden Wandzonen fehlt in Gernrode völlig. Die Gernroder Apsisgliederung ist denn auch völlig anders gemeint, als die Erfurter Wandgliederung. Der Vergleich mit den schon genannten Rundtürmen im westlichen Teil der Kirche zeigt, dass hier das antike Gliederungssystem von Säulen und Gebälk zitiert wurde, wobei die Säulen zu Pilastern oder gar Lisenen reduziert sind, und das Gebälk zum Gesims geworden ist.⁴⁸⁰ Die Übereinstimmungen der beiden Gliederungssysteme in Gernrode und Erfurt sind daher eher als Zufall zu werten. Um die Genese der Erfurter Wandgliederungssystems zu verstehen werden wir den mitteldeutschen Raum verlassen müssen. Doch zuvor sei auf einige Nachfolger des Erfurter Wandgliederungssystems eingegangen und dessen weitere Entwicklung nachgezeichnet.

Die Hildesheimer Godehardikirche ist den zeitgenössischen Quellen nach etwas jünger, als die Erfurter Peterskirche. Sie wurde 1133 gegründet, also zu jener Zeit, als in Erfurt der Hirsauer Abt Werner den zweiten Presbyteriumbau nach dem Vorbild von St. Peter

⁴⁸⁰ Vergleichbare Systeme finden sich etwa zur selben Zeit im Westen Deutschlands, auf die in anderem Zusammenhang noch einzugehen sein wird, etwa beim Westbau von St. Pantaleon in Köln oder am Turm von Reichenau-Oberzell.

und Paul in Hirsau errichtete. Über den Bauverlauf ist nichts Näheres bekannt, doch für 1172 ist die Gesamtweihe der Kirche bezeugt.

Fast wie eine Kopie der Erfurter Südseitenschiffswand wirkt die Nordseitenschiffswand der Hildesheimer Godehardikirche (Abb. 112), die ebenfalls in ausgezeichneter, und wiederum in spätmittelalterlichen Quellen erwähnter Quadermauerwerkstechnik errichtet wurde⁴⁸¹. Fast alle Elemente der Erfurter Gliederung sind auch hier vorhanden: Der zweizonige Wandaufbau mit seinem Rücksprung in der Mitte – der hier allerdings sehr knapp ausfällt –, die Postamente, auf denen die Halbsäulengliederung der oberen Wandzone ruht, eine Folge von Bogenfriesen, die wiederum in die Flanken der Halbsäulenkapitelle hineinlaufen – es sind freilich keine Würfel-, sondern Blattwerkkapitelle –, schließlich die Schmieg mit ihren Verkröpfungen über den Kapitellen – hier ohne Würfelfries-Oberfläche –, und das abschließende Hohlkehlenprofil mit Tropfnase. Trotz leichter Abweichungen im Detail ist das Erfurter Gliederungssystem als Ganzes in Hildesheim übernommen, und zwar das der *älteren* Variante des Erfurter Südschiffs.

Im Obergadenbereich zieht sich ein aus Halbsäulen und Bogenfriesen bestehendes Gliederungssystem ungebrochen vom Langhausobergaden über die drei Wände des Querhauses hinweg bis zum Presbyteriumobergaden hin. Wie in Erfurt besteht die Obergadengliederung aus dem Säulen-Bogenfriessystem der "oberen" Wandzone des zweizonigen Erfurter Gliederungssystems. Wiederum setzen die Halbsäulen ohne Postamente unmittelbar über dem Dachanschluss der Seitenschiffe an (Abb. 113). Das System ist als Ganzes ist auch beim Hildesheimer Obergaden aus Erfurt übernommen, von einem charakteristischen Detail abgesehen: Statt der Erfurter Würfelfriesschmiege gibt es hier eine zweite Hohlkehle, von der oberen Kehle durch eine Leiste getrennt, ohne Tropfnasenprofil, dafür aber mit Verkröpfungen über den Halbsäulen, die ebenfalls gekehlt sind, aber zum oberen Rand hin in der Hauptkehle verschwinden und sich somit nicht über die Leiste hinweg auf die obere Hohlkehle fortsetzen.

⁴⁸¹ Leibnitz: Script.r. Brunsv.illustr. II, S. 407: Johannis Legatii Chronicon coen. S.Godehardi.

Die Querhausstirnseite (Abb. 102) lässt sich ebenfalls mit der der Erfurter Peterskirche (Abb. 8, Abb. 9 unten) vergleichen. Wiederum gibt es in der unteren Wandzone Eckvorlagen, die zusammen mit einem schmalen horizontalen Wandstreifen über dem Sockel zwei L-förmige Rahmen ausbilden. Und wiederum sitzt in der Mitte der Wand ein Portal, das in diesem Fall nicht nur von einem Teil, sondern fast vom gesamten mehrteiligen Sockelprofil eingefasst wird. Lediglich die auch hier vorhandene Rechteckrahmung über dem Halbkreis des Bogens sitzt auf einer zusätzlichen, dem Sockelprofil angefügten Wandvorlage, die im Bereich des Portalgewändes an die Stelle der abschließenden Schmiege des eigentlichen Sockelprofils tritt. Auch dieses Portal einschließlich der Rechteckrahmung lässt sich also trotz leicht abgewandelter Zusammensetzung von Erfurt herleiten.

Beim Presbyterium der Hildesheimer Godehardikirche allerdings wird das Erfurter Gliederungssystem etwas stärker abgewandelt – bedingt durch die Anlage des Chorumgangs mit Kapellenkranz französische Provenienz (Abb. 74, Abb. 91). Wie bei den französischen Vorbildern sind die einzelnen Baukörper des Umgangschores in der Höhe gestaffelt: Der eigentliche Umgang ist etwas niedriger als die Presbyteriumseitenschiffe, und die Chorumgangskapellen sind noch einmal niedriger als der Umgang. Die einzelnen Baukörper dieses Umgangschores, bis hin zu den Apsiden des Umgangs und des Querhauses (Abb. 102) sind damit derart klein geraten, dass ein zweizoniger Wandaufbau nicht mehr sinnvoll ist. Die Zweizonigkeit des Erfurter Wandsystems ist beim Chorbau der Godehardikirche aufgegeben, das Gliederungssystem der Wand besteht nunmehr nur noch aus den Halbsäulen und dem Kranzgesims, das dem des Langhausobergadens entspricht. Dennoch bleibt die Zweizonigkeit in Erinnerung. Die Halbsäulen setzen nämlich nicht direkt über dem Sockelprofil an, sondern ruhen auf kleinen Postamentblöcken, die ihrerseits aus einem Schmiegenprofil oberhalb des Sockels herauswachsen – darin dem Säulenfuß in Erfurt vergleichbar.

Bezeichnenderweise folgt selbst die Wandgliederung der Presbyteriumseitenschiffe nicht dem zweizonigen Langhausseitenschiff, sondern dem einzonigen System der Chorkapellen. Hier macht sich vielleicht schon eine Entwicklung zu jenem einzonigen Wandgliederungssystem bemerkbar, das im 12. Jahrhundert in Niedersachsen den Normalfall bildet

und hier wohl erstmals beim nördlichen Seitenschiff der 1129 geweihten Quedlinburger Stiftskirche auftritt (Abb. 114).

Während sich die Wandgliederung der Hildesheimer Godehardikirche noch recht genau an das Erfurter Vorbild hält geht ein anderer Meister schon sehr souverän mit diesem Vorbild um. Am Ostbau der Stiftskirche in Königslutter (Abb. 104), dessen vermutlich thüringische Herkunft schon bei der Erläuterung des Presbyteriumgrundrisses (Abb. 73) angesprochen wurde⁴⁸² finden sich die Elemente der Erfurter Wandgliederung wieder, werden aber sorgsam in die an Bauplastik sehr reiche Architektur eingepasst.

Dem Erfurter Vorbild am nächsten steht hier die Gliederung auf den beiden Querhausapsiden (Abb. 104), allerdings in der an St. Godehard zu beobachtenden Version der Apsisgliederung. Wiederum gibt es zwei Halbsäulen am Ansatz der Apsiden, die mit ihren Kapitellen in den Bogenfriesbereich hineinragen und für eine Verkröpfung des Würfelfrieses über den Halbsäulen sorgen. Im Detail lassen sich aber hier schon einige Neuerungen beobachten. So werden die attischen Basen der Halbsäulen in das attische Sockelprofil der Kirche eingebunden, wie zuvor schon am Nordquerhaus der Quedlinburger Stiftskirche realisiert. Die Kapitelle selbst sind – dem bauplastischen Schwerpunkt der Königslutterer Architektur entsprechend – keine Würfel-, sondern Figurenkapitelle⁴⁸³. Über den Kapitellen verkröpft sich wiederum die Würfelfriesschmiege, doch im Gegensatz zum Erfurter System setzt sich diese Verkröpfung – ganz flach nur – über die Leiste in den Bereich der weitausladenden Hohlkehle fort und endet erst am Tropfnasenprofil der Hohlkehle⁴⁸⁴.

Weitergehende Verwandlung erfährt das Erfurter System an der Hauptapsis der Kirche. Auch hier ist die Wand zweizonig ausgebildet, mit einem deutlichen Rücksprung in Höhe der Fenstersohlbänke. Dem architektonischen Aufbau der Apsis liegt aber bereits die jüngere Variante des Erfurter Gliederungssystems zugrunde, der in der unteren Wandzone die Lisenengliederung zum Aufbau von Postamenten für die Halbsäulen der oberen

⁴⁸² S. Kapitel IV.1.1.

⁴⁸³ Auch St. Godehard in Hildesheim wies keine Würfelkapitelle mehr auf, sondern Blattkapitelle.

⁴⁸⁴ Verkröpfungen der Hohlkehle waren auch in Hildesheim zu beobachten, jedoch nur in jener Hohlkehle, die dort die Stelle der Würfelfriesschmiege einnimmt. Bis zur Außenkante des Kranzgesimses setzt sich die Verkröpfung noch nicht fort. Dies ist erst in Königslutter realisiert.

Wandzone fehlt. Doch die untere Wandzone ist keineswegs ungegliedert. Dem vollkommen dichten Zylinder der Apsis wird eine Lisenen-Bogenfriesgliederung appliziert, die den berühmten Jagdfries enthält. Zwar sitzen die Lisenen der unteren Wandzone genau in den Achsen der Halbsäulen der oberen – beziehen sich also aufeinander –, doch das ganze Gliederungssystem der unteren Wandzone hält deutlich Abstand vom Wandrucksprung, zwischen beiden bleibt ein völlig ungegliederter Streifen des zylindrischen Kerns der Apsis sichtbar. Das Erfurter System ist aber trotz aller Verwandlung immer noch erkennbar. Dies gilt auch für die obere Wandzone.

Wiederum entwickeln sich schlanke Halbsäulchen aus dem Zylinder der unteren Wandzone. Deren Kapitelle ragen ebenfalls in den Bereich des Bogenfrieses hinein, jedoch anders als in Erfurt. Dort endeten die Bogenfriese mit einem *vollständigen* Bogen und liefen seitlich gegen Schaft und Kapitell der Halbsäule, hier dagegen wird jeweils ein Friesbogen mittig geteilt und läuft mit der "Schnittfläche" des Bogenscheitels gegen die Deckplatte des Kapitells. Das Auge ergänzt die beiden Bogenhälften über das Kapitell hinweg zu einer in sich geschlossenen, korbbogenartigen Figur. Dieser "Korbbogen" aber weist eine formale Ähnlichkeit mit den benachbarten Halbkreisbögen auf, womit der gesamte Bogenfries ohne sonderliche Unterbrechung durch die Halbsäulenkapitelle um die gesamte Apsis herumzulaufen scheint⁴⁸⁵.

Über den Säulen befindet sich – entsprechend der an der Antike orientierten Bildhauerwerkstatt des Nikolaus von Verona – ein Akanthusfries anstelle der Erfurter Würfelfries-schmiege, der sich allerdings über den Halbsäulen ebenfalls verkröpft. Die Verkröpfung läuft wie bei den Querhausapsiden in einer abschließenden weitausladenden Hohlkehle mit Tropfnasenprofil aus.

⁴⁸⁵ Solche "Korbbögen" sind auch bei St. Godehard in Hildesheim zu beobachten, und zwar bei einigen wenigen Friesbögen des nördlichen Langhausobergadens (Abb. 113). Dort wird aber die Wirkung des "durchlaufenden" Bogenfrieses wegen der mehrheitlich dem Erfurter Vorbild verpflichteten "normalen" Friesbögen nicht erreicht. Die "Korbbögen" dienten vielleicht nur als "Ausgleichsbögen" für eine vorab schlecht berechnete Einteilung des Obergadens. In Königsutter dagegen war die Entscheidung für diesen "Korbbogen" eine *Systementscheidung*, und die Wirkung des "Durchlaufens" offenbar ausdrücklich gesucht.

Das aus Halbsäulen und Rundbogenfries bestehende Gliederungssystem wird wie in Erfurt und Hildesheim auch in Königslutter auf den nördlichen Obergaden des Presbyteriums übertragen und zieht sich von dort aus ebenfalls in gleichbleibender Höhe über das Querhaus hinweg bis zum Langhaus-Obergaden hin. Die grundsätzliche Disposition eines einheitlichen Gliederungssystems auf den Fassaden unterschiedlich dimensionierter Baukörper ist also auch hier realisiert. Im Detail aber findet sich eine wichtige Neuerung: Die Bogenfriese des Presbyteriumobergadens und auch noch der Ostwand des Querhauses laufen nicht mehr *gegen* die Kapitelle der Halbsäulen, sondern sitzen *auf* ihnen. Damit kehrt man in Königslutter zu jener "normalen" Verbindung von Bogenfries und Säule zurück, wie sie in Quedlinburg (Abb. 114) schon vorher existierte und in Niedersachsen bis weit ins 13. Jahrhundert zu finden sein wird. Der Bogenfries kann nunmehr ungebrochen *über* den Halbsäulen die ganze Wand bis zu den Grenzen des zugehörigen Baukörpers entlanglaufen⁴⁸⁶.

Doch die Giebelseite des Königslutterer Nordquerhauses (Abb. 115) erfährt gegenüber der Erfurter Lösung (Abb. 9 unten) noch eine weitere Verwandlung. Der zweizonige Aufbau bleibt zwar erhalten, es finden sich auch die Eckvorlagen in beiden Wandzonen, es gibt den Rücksprung an der Grenze zwischen beiden Wandzonen knapp unterhalb der Fenstersohlbänke, der auch die Eckvorlagen erfasst, doch die für Erfurt und Hildesheim so charakteristische Rahmenbildung fehlt völlig. Die Eckvorlagen der unteren Wandzone entwickeln sich aus verkröpften Sockelprofilen heraus, deren attischer Profilanteil um das Portal in der Wandmitte ungeteilt herumläuft. Horizontale Wandanteile, die zusammen mit den Eckvorlagen einen Rahmen hervorbringen könnten gibt es aber weder hier noch in der oberen Wandzone über dem Bogenfries. Bogenfries und Wandvorlagen liegen in der gleichen Ebene wie die Giebelfläche, die hier vorhandene Würfelfriesschmiege dient nur als trennendes Gesims zwischen Bogenfries und Giebel.

An der gesamten Südseite der Kirche, sowie an der Nordseite des Langhauses schließlich findet sich jenes einfache Gliederungssystem, das uns schon in Hamersleben begegnete:

⁴⁸⁶ Die "korbbogige" Bogenfries-Figur der Presbyteriumapsis ist - von hier aus gesehen - vermutlich der Versuch, diesen "durchlaufenden" Bogenfries auch mit der in Erfurt entwickelten Bogenfries-Lösung zu realisieren.

Auf Halbsäulen verzichtete man hier völlig, die Gliederung reduziert sich auf einen Bogenfries unter dem Dachansatz.

Eine späte Wiederholung erfuhr das Erfurter Wandsystem noch einmal zu Beginn des 13. Jahrhundert am Ostbau der Wunstorfer Stiftskirche⁴⁸⁷. Alle wesentlichen Elemente sind vorhanden: Die Zweizonigkeit der Wand, Halbsäulen, die mit ihren Königsfriesen in den Bogenfriesbereich hineinragen, und beim Presbyterium sogar eine Lisenengliederung der unteren Wandzone, die mit ihren Doppelkehlen allerdings ebenso den Einfluss des Braunschweiger "Doms" verraten, wie die als Kantensäulchen eines Wandpfeilers ausgebildeten Viertelsäulen der oberen Wandzone.

Neben der Übernahme des *ganzen* Systems ist gelegentlich auch eine Teil-Übernahme zu beobachten. So weist die Hauptapsis der um 1170 entstandenen Kirche von Münchenlohra⁴⁸⁸ eine untere Wandzone auf, die mit ihren flachen Lisenen ähnlich ausgebildet ist, wie die ältere Version des Erfurter Gliederungssystems am Südseitenschiff. In Höhe der Fenstersohlbänke stuft sich die Wand mittels einer Schmiege zurück. Die Lisenen der unteren Wandzone dienen auch hier den Halbsäulen der oberen als Postamente, doch ist der Übergang gegenüber dem Erfurter Vorbild verunklärt: Die Lisenen ragen nicht über die Schmiege hinaus, sondern enden schon an der oberen Kante *vor* der Schmiege, so dass die attischen Basen der Halbsäulen mit ihrer Rückseite in die Schmiege eindringen, statt oberhalb und somit unabhängig von ihr *vor* dem Wandgrund der oberen Zone zu sitzen. Auch das aus Bogenfries und Hohlkehle bestehende Kranzgesims gibt es hier in Münchenlohra, doch der Bogenfries läuft nicht in die Flanken des Kapitells hinein. Stattdessen tragen die Halbsäulen zunächst einmal einen kräftigen horizontalen Rundstab mit aufliegender Leiste. Erst dann folgen Bogenfries und Hohlkehle. Das Erfurter System ist hier also nur im Bereich der unteren Wandzone realisiert, die obere folgt weitgehend jenem "normalen" Gliederungssystem, das wir von Quedlinburg her kennen.

Ganz anders dagegen in Doberlug. Die Zisterzienserkirche Doberlug im südlichen Brandenburg wurde um 1200, vielleicht erst im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts errichtet

⁴⁸⁷ Datiert nach Oeters 1955, S. 177

⁴⁸⁸ Doering 1929, S. 66.

und gehört zu den frühen Backsteinarchitekturen Norddeutschlands. Die *vollständige* Erfurter Kranzgesims-Figur tritt hier noch einmal bei der Apsis des Presbyteriums (Abb. 101) auf, jedoch übertragen in die Backsteinstruktur der Kirche. Wiederum sind es Halbsäulen mit Würfelkapitellen, die in ein Kranzgesims eingreifen. Das Kranzgesims selbst setzt sich ebenfalls aus Bogenfries und durchlaufendem Traufprofil zusammen, wobei die Bogenfriese wieder *seitlich* in die Säulenflanken hineinlaufen. Allerdings besteht der Bogenfries hier aus *Kreuzbögen*, das dreiteilige Traufprofil aus Rundstäben und Leiste. Diese für die Backsteinarchitektur charakteristischen Elemente haben hier also die Erfurter Hausteinelemente verdrängt.

Doch auch die gesamte Disposition der Kranzgesimsausbildung ist verändert. Der Eingriff der Säule erfolgt hier radikaler, als in Erfurt, da die Säule durch den gesamten Bereich des Kranzgesimses hindurchstößt, um dann unvermittelt zu enden – ohne Weiterführung in ein Gebälk oder Gesims hinein. Nicht einmal eine Deckplatte gibt es, unmittelbar über dem Würfelkapitell sitzen bereits die „Hegemonen“ der ersten Dachziegel-Lage. Die Halbsäule isoliert sich somit formal vom Kranzgesims.

Nicht übernommen vom Erfurter Gliederungssystem ist die Untergliederung in zwei Wandzonen, obwohl die absolute Bauhöhe der Apsis eine Zweizonigkeit durchaus gestattet hätte. Die Halbsäulen entwickeln sich hier vom Sockel an, binden dabei aber nicht ins Sockelprofil der Apsis ein, da sie deutlich kräftiger ausgebildet sind als die Erfurter Halbsäulen. Die formale Isolierung der Halbsäulen vom Kranzgesims wiederholt sich also im Bereich des Apsissockels.

Neben diesen Beispielen, die das Erfurter Wandgliederungssystem ganz oder teilweise übernommen haben gibt es eine Reihe von Architekturen, bei denen nur *einzelne* Motive des Erfurter Systems auftreten. So weist etwa die Halberstädter Liebfrauenkirche aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (Abb. 105) eine zweizonige Unterteilung der Wand auf, doch die Wand selber bleibt völlig ungegliedert. Zwar wäre hier durchaus auch eine andere Genese denkbar, doch die ausschließliche Verwendung von Quadermauerwerk und vor allem die Steindächer der beiden Querhausapsiden lassen die Kirche aber als Nachfolger der Erfurter Peterskirche erscheinen.

Auch am Südquerhaus der Quedlinburger Stiftskirche ist – wiederum knapp unterhalb der Fenstersohlbänke – ein Wandrücksprung vorhanden, der Ecklisenen, wie Halbsäulchen gleichermaßen umfasst. Ansonsten hat das Gliederungssystem mit seinen figürlichen oder vegetabilen Kapitellen, den durchlaufenden Bogenfriesen auf den Säulen, sowie Gesimsen, die nicht mit Würfel-, sondern mit Figurenfriesen besetzt sind mit dem der Erfurter Peterskirche nichts zu tun.

Mitunter reduziert sich die Aufnahme des Erfurter Gliederungssystems sogar auf einzelne *Elemente*, die isoliert auftreten. An der Hauptapsis der Goslarer Neuwerkkirche etwa sind unterhalb der Fensterzone Halbsäulen zu beobachten, die in den Bereich einer Bogenfriesfolge hineinragen. Letztere wiederum trennt eine untere von einer oberen Wandzone. Zugleich finden sich hier, wie auch an anderen Goslarer Kirchen Rechteckrahmen zur Gliederung von Außenwänden, ein Motiv, das auch sonst immer wieder an Niedersächsischen Architekturen zu beobachten ist.

Das Erfurter Wandgliederungssystem hat zwar vor allem in Niedersachsen einige Nachfolger gefunden, die meisten gegliederten Architekturen des 12. Jahrhunderts folgten jedoch einem System, das sich in Mitteldeutschland erstmals bei der Stiftskirche in Quedlinburg (Abb. 114) nachweisen lässt. Das Quedlinburger System ist zweifellos mit dem Erfurter System verwandt, bleibt aber schon mit seiner Einzonigkeit hinter dem Erfurter zurück⁴⁸⁹. Vor allem aber fehlt hier die ungewöhnliche Kranzgesimslösung mit den seitlich in die Halbsäulenkapitelle eindringenden Bogenfriesen.

In der Folge hat sich in Nieder-Sachsen diese Quedlinburger “Normallösung” durchgesetzt, mit Bogenfriesen, die auf den Kapitellen *aufsitzen*. Wie das Erfurter System ist jedoch auch das Quedlinburger keine einheimische Erfindung, sondern Import aus anderen Teilen Europas, was im Folgenden ausführlicher zu erläutern ist.

⁴⁸⁹ Vom Südquerhaus – wie beschrieben – einmal abgesehen.

IV.8.2. Wandgliederungssysteme in Mittel-, West- und Südeuropa

Die entwerfenden Meister im Norden und Osten des europäischen Kontinents standen bis weit ins 12. Jahrhundert hinein der Fassadengliederung mittels eines durchgängigen Gliederungssystems eigenartig gleichgültig gegenüber. Nur manchmal gibt es einfache Gliederungselemente, wie Lisenen, die die Wand in regelmäßige Felder unterteilen, dies aber noch zu einer Zeit, als der Süden und Südwesten Europas bereits komplexe Gliederungssysteme entwickelt hatte. Solche Lisenen fungieren wie an der Gernroder Presbyteriumapsis als Strebepfeiler (Abb. 96).

Schon in karolingischer Zeit lassen sich Strebepfeiler in Mittel- und Westeuropa nachweisen, die neben ihrer statischen Funktion als Gliederungselemente dienen⁴⁹⁰. Selbst dort, wo sie aus primär konstruktiven Gründen angeordnet wurden, wie bei einigen asturischen Bauten des 9. Jahrhunderts nutzte man sie gerne zur Wandgliederung⁴⁹¹. Es gibt jedoch auch Beispiele reiner, d.h. *nicht* konstruktiv zu begründender Wandgliederungen. In der Regel handelt es sich dabei um Elemente der Säulenordnungen, meist um flache Pilaster⁴⁹². Eine flache Pilaster-Gebälkgliederung weist auch der Westbau von St. Pantaleon in Köln (Abb. 107) auf, allerdings in einer eigentümlichen Verbindung. Das Gliederungssystem ist nicht *unmittelbar* der Wand aufgeschichtet, sondern erst einmal einem aus Lisenen und Bogenfriesen bestehenden Blendgliederungssystem, das dann seinerseits

⁴⁹⁰ Das oktagonale Obergeschoß der Aachener Pfalzkapelle etwa wird von Strebepfeilern eingefasst, die jeweils die Oktogonecken freilassen und deutlich unterhalb des wandabschließenden, umlaufenden Traufgesimses mit einem eigenartig anmutenden, weil nicht-„tragenden“ Kapitell enden. Solche „Strebepfeiler“ fehlen im Bereich des zweigeschossigen sechzehneckigen Umgangs, obwohl hier tatsächlich Gewölbe mit Schubkräften auf die Außenwand wirken, wogegen der Schub des zu rekonstruierenden Klostergewölbes des oktagonalen „Obergaden“-Bereiches keine Punkt-, sondern Streckenlasten hervorruft, bei denen Strebepfeiler konstruktiv weniger sinnvoll sind. Die Aachener „Strebepfeiler“ haben also auch hier offenbar mehr architektonisch-wandgliedernde, als konstruktive Funktion.

⁴⁹¹ Bei den Saalbauten des „Belvedere“ am Naranco oder der Kirche Santa Cristina de Lena nehmen Strebepfeiler an den Flankenseiten den Schub von Tonnengewölben auf. Die Anordnung auf der Wand erfolgte aber nach rein ästhetischen Gesichtspunkten, nicht nach konstruktiven. Im Unterschied zur Aachener Pfalzkapelle nehmen die asturischen Strebepfeiler jedoch nicht die Form von Pilastern an, sondern bleiben reine Pfeiler ohne Basis und Kapitell, wobei die Oberfläche allerdings durch „Kanneluren“ strukturiert ist.

⁴⁹² Aus der karolingischen Epoche hat sich die Torhalle des Klosters Lorsch in Hessen erhalten, deren Obergeschoß aus einer merkwürdigen ionischen Pilastergliederung mit Giebelgeison besteht. Nur das Erdgeschoß weist eine „plastischere“ Halbsäulengliederung auf. Zu den wenigen erhaltenen ottonischen Beispielen gehören die schon genannte Turmgliederung der Gernroder Stiftskirche. Die flachen Pilaster der beiden Rundtürme in Gernrode tragen beim Südturm Halbkreisbögen und am Nordturm - wie beim Lorschener Obergeschoß - Giebelgeisa.

dem eigentlichen Wandgrund aufgeschichtet ist. Es gibt hier also eine Lisenen-Bogenfriesgliederung, die - wie noch darzustellen - um 1000 bereits in Norditalien geläufig ist, und *daneben* eine Pilaster-Gebälk-Gliederung, die die einzelnen Baukörper rahmenartig einfasst. Beide Systeme korrespondieren in Köln zwar miteinander, sind aber von der Struktur her völlig unterschiedlich geartet. Damit tritt hier zum ersten Mal ein Gliederungssystem auf, das dem Erfurter verwandt ist, dessen einzelne Elemente aber einer gesonderten Darstellung bedürfen.

IV.8.2.1. Das "italienische" System

Architekturen des 10. und 11. Jahrhunderts kamen, wie beschrieben oft ohne Gliederung der Wandflächen aus. Daneben aber lässt sich in Norditalien ein Gliederungssystem beobachten, das im Wesentlichen aus rundbogigen Blendenarkaden besteht⁴⁹³. Dieses Gliederungssystem ist das Ergebnis eines *fragmentierenden Eintiefens* von flachen Blendarkaden in den Wandgrund. Der Wandgrund ist also hier nicht die von der Blende *umschlossene* Wandfläche, sondern der beim "Fragmentieren" gleichsam "stehengebliebene" Wandflächenanteil. Der so definierte Wandgrund und die von den Blenden umschlossene Wandfläche gehen eine sehr starke Verbindung ein, die als *Schichtung* der Wand bezeichnet wird.

Blenden finden sich gleichermaßen auf zylindrischen Apsiden wie an geraden Wandflächen. Die ältesten Blenden dieser Art sind einfache Rundbogenblenden, die nach allen Seiten viel Fläche der „ursprünglichen“ Wandoberfläche übriglassen. Im Bereich des Westalpenraumes, der Lombardei oder des Veneto gab es solche Blenden schon in den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends⁴⁹⁴. Deutlich älter allerdings sind die Blenden in der frühchristlichen Ziegelarchitektur Ravennas, wo - mit den Kirchen Santo Spirito

⁴⁹³ Torcello, Dom (Weihe 1008), S. Pietro in Acqui Terme (nach Thümmler 1939, S. 154 datiert in die Zeit der Jahrtausendwende, die Apsiden (S. 156) sollen wegen ihrer "altertümlichen" Formen Reste eines früheren, von Thümmler allerdings nicht datierten Baues sein).

⁴⁹⁴ An S. Salvatore in Brescia (9. Jahrhundert). Die Apsisblenden der karolingischen Klosterkirche von Müstair in Graubünden entstanden in der Zeit um 800, und die Blenden der kleinen Kirche St. Martin in Cazis (ebenfalls Graubünden), gehören „vielleicht“ noch dem 7. Jahrhundert (Speich/Schläpfer 1978, S. 43). Mit S. Donatius in Zadar aus dem 8. Jahrhundert hat sich ein früher blendengegliederter Bau in Kroatien erhalten.

und Sant'Apollinare in Classe - zwei erhaltene Bauten des 6. Jahrhunderts eine komplette Blendengliederung der Langhausaußenwände einschließlich der Obergaden aufweisen. Seinem Ursprung entsprechend sei dieses Gliederungssystem daher hier als "italienische" Wandgliederungssystem bezeichnet.

Die Entwicklung der flachen Blenden scheint sich denn auch in Ravenna vollzogen zu haben, wie die flachen Blenden der Kirche S. Giovanni Evangelista aus der Mitte des 5. Jahrhunderts zeigen. Etwa gleichzeitig entstand das Laurentius-Oratorium an der ehem. Kirche S. Croce in Ravenna – das sog. „Mausoleum der Galla Placidia“ –, deren Außenwandgliederung aber nicht aus flachen *Blenden*, sondern aus tiefen nischenartigen *Blendarkaden* besteht, die unter dem Dachansatz mit einem Halbkreisbogen enden. Der kleine Bau zeigt, dass der Ursprung des Blenden-Motivs in der spätantik-frühchristlichen Ziegelarchitektur zu suchen ist, und zwar offenbar im weströmischen Raum, nicht – wie so oft – in Byzanz. Einige wenige bis heute erhaltene Architekturen weisen ähnlich tiefe Blendarkadengliederungen auf, die sich zumeist um Fensteröffnungen herum entwickelte. Sie ist etwa an der Palastaula Konstantins („Basilika“) in Trier vom Anfang des 4. Jahrhunderts zu beobachten⁴⁹⁵. Dass die Nischengliederung tatsächlich eine Eigenart des Westens war und im oströmischen Kulturbereich eher unüblich, zeigt vor allem die Nachfolge des Motivs⁴⁹⁶, die sich bis ins Hochmittelalter hinein insbesondere im Süden Frankreichs – vor allem im antiken Septimanie, dem heutigen Roussillon – verfolgen lässt⁴⁹⁷.

Seit dem 11. Jahrhundert ist das Gliederungssystem mit einfachen Blendarkaden auch im Rheinland nachweisbar, schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts am Mittel und

⁴⁹⁵ Sedlmayr deutet die Nischenbildung am Außenbau der Trierer Palastaula wohl zutreffend als *konstruktive* Maßnahme, die im Innenraum den Eindruck einer „unkörperlichen“ oder „lichthaften“ Fensterwand ermöglichen sollte (Sedlmayr 1958, S. 13 ff.), also eine Wand, der man die Massivität einer tragenden Mauer – wie sie etwa die großen stadtrömischen Thermenanlagen zeigen – nicht ansieht: Die statisch notwendige Mauerstärke wird am *Außenbau* von den „Pfeilern“ übernommen, die *zwischen* sich die genannten Nischen freilassen.

⁴⁹⁶ Der Trierer Palastaula ähnlich sind etwa die römischen Getreidespeicher (Horrea) in Trier, deren bauliche Reste in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts in die ehemalige Benediktinerinnenabtei St. Irminen integriert wurden und dort bis heute erhalten sind, sowie das spätrömische Praetorium unter dem Kölner Rathaus (Zust. E. 4. Jh.), möglicherweise auch die nördliche Kapelle der sog. „Friedhofskirche“ von Teurnia (A .5. Jh.) und San Simpliciano in Mailand (Abb. bei Sedlmayr 1958, Abb. 3).

⁴⁹⁷ Castelnau-Pégayrolles (Ende 11./ Anfang 12. Jahrhundert), die Kathedrale von Agde (letztes Viertel des 12. Jahrhunderts). Auch die Bauten der Auvergnatischen Kirchengruppe des 12. Und frühen 13. Jahrhunderts gehören dazu, deren Langhauswände ebenfalls durch solche Blendarkaden gegliedert sind.

Niederrhein⁴⁹⁸. In den süddeutschen Landschaften, etwa in Württemberg treten solche Blenden häufig erst im 12. Jahrhundert auf⁴⁹⁹. Im Gebiet des heutigen Frankreich war das System zunächst weitgehend unbekannt. Nur im Roussillon, also in einem Teil des Landes, in dem – wie beschrieben – schon "spätantike" Nischengliederungen zu beobachten waren, finden sich im ausgehenden 11. und im 12. Jahrhundert auch flachere Blenden, und zwar vorwiegend in Form von Apsisgliederungen⁵⁰⁰. Die Pfeiler der Blendbögen wirken dabei als Wandverstärkungen, vergleichbar mit jenen Strebebögen, die an der Apsis Gernroder Stiftskirche zu beobachten waren. Eine Sonderform in Gestalt extrem schmaler, aber gebäudehoher Blenden bildete sich in der Normandie und in Hochburgund aus⁵⁰¹. Auch hier ist norditalienische Anregung zu vermuten⁵⁰².

Etwa zeitgleich mit der Ausbreitung der oberitalienischen Blendengliederung in anderen Regionen Europas, also ebenfalls um das Jahr 1000 herum entwickelte sich auch der aus zwei oder mehr Bögen bestehende Bogenfries. Wiederum sind die ältesten Architekturen mit Bogenfriesen in Norditalien zu beobachten. Wahrscheinlich entstand der Bogenfries als Weiterentwicklung des einfachen Blendenbogens. Eine gewisse "Urform" scheint dabei die doppelbogige Blende darzustellen⁵⁰³, die in einem engen Zusammenhang mit der Apsidenausbildung zu sehen ist⁵⁰⁴. Auffällig ist jedenfalls, dass die ersten Architekturen

⁴⁹⁸ Nymwegen, Valkhofkapelle, doppelgeschossige Blenden am sechzehnseitigen Umgang des Oktogons (um 1020/30), die Querhausanlage von St. Aposteln in Köln aus der gleichen Zeit, Nivelles (Brabant), St. Gertrud, (Weihe 1046), auch Frasnès-les-Gosselies (nur allgemein datierbar ins 11. Jahrhundert) zeigt diese Art der Blenden.

⁴⁹⁹ Gengenbach in Württemberg (frühes 12. Jahrhundert), der sog. "Eulenturm" der Hirsauer Abteikirche St. Peter und Paul (Wischermann 1987, S. 254), sowie ein erhaltener Rest der ehemaligen Sebastianskapelle von Ladenburg, die beide ebenfalls aus dem frühen 12. Jahrhundert stammen.

⁵⁰⁰ Le Rozier, Ste. Trinité (E. 11. Jahrhundert), Peyrusse-Grande/Gers (letztes Viertel 11. Jahrhundert), L'Hôpital Saint Blaise/Sainte-Croix (2.H. 11. Jahrhundert), die Backsteinkirche von Montsaunès, Saint Christophe (12. Jahrhundert) weist diese Blenden auch am Langhaus auf, desgleichen das ältere, noch aus dem 11. Jahrhundert stammende Raumkompartiment von S.Etienne in Périgueux.

⁵⁰¹ Als Beispiel in der Normandie seien die Blenden der Türme von S.Etienne in Caen genannt, in Hochburgund ist auf Wandgliederung der Abteikirche von Romainmôtier zu verweisen.

⁵⁰² Vgl. etwa Lomello, S.Maria Maggiore (nur Seitenschiffs- und Querhauswand, Obergaden mit Doppelbögen bzw. um die Fenster herum einfache Blenden, um 1025).

⁵⁰³ Am Obergaden des Doms von Lomello (nur allgemein datierbar in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts) finden sich neben einfachen Blenden, in deren Mitte jeweils ein Obergadenfenster sitzt, *zwischen* den Fenstern geschlossene Blenden mit zwei Bögen. Doppelte Blendbögen weist auch die Hauptapsis des Doms in Torcello auf (Weihe 1008), desgleichen die Langhauswand von S.Pietro in Acqui Terme (um 1000) und die Abteikirche von Settimo (in Resten erhalten auf der Nordwand), weiteres Beispiel: San Paragorio in Noli (11. Jh.).

Apsiden wurden stets mit einem Kalottengewölbe überdeckt, das stereometrisch in der Regel als Viertelkugel zu beschreiben ist. Dieses Gewölbe benötigt wegen seiner einheitlichen Kämpferhöhe im oberen Wandbereich der Apsis viel Platz, der für die Anordnung von Fensteröffnungen nicht zur Verfügung steht. Über

mit Bogenfriesen noch Blenden ausbildeten, die nur jeweils von *zwei* Bögen überfangen wurden. Sie finden sich auch später noch⁵⁰⁵, und außerdem auch außerhalb Oberitaliens⁵⁰⁶. Vielleicht schon vor der Jahrtausendwende, auf jeden Fall aber in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde die Anzahl der Blenden erhöht⁵⁰⁷. Es entstanden nunmehr auch Gliederungen mit drei oder vier Bögen.

Die Bogenfriese der Frühzeit treten allesamt in Verbindung mit Lisenen auf⁵⁰⁸. Außerhalb Norditaliens sind sie in der früher burgundischen Westalpenregion – mit Ausstrahlung in den Rhône-Saône-Bereich⁵⁰⁹–, im heutigen Burgund⁵¹⁰ und wiederum im Rheinland⁵¹¹ zu

den Apsisfenstern befindet sich also eine hohe Zone geschlossenen Mauerwerks, die am Außenbau unangenehm ins Auge fallen würde (s. die Apsis der Klosterkirche von Eschau im Elsass aus der ersten Hälfte bis Mitte 11. Jahrhundert). Diese Wandzone lässt sich zwar nicht durch Fenster perforieren, wohl aber aufbrechen. Im westlichen Mittelmeerbereich, in Norditalien, Südfrankreich und in Katalonien ordnete man in dieser Wandzone über den Apsisfenstern eine Reihe tiefer Nischen an, die in Halbkreisbögen enden und architektonisch eine ähnliche Wirkung besitzen wie „echte“ Fenster. Es gibt damit also *zwei* Reihen von Öffnungen in der Apsiswand, die Fensterreihe und die Nischenreihe darüber. Dabei setzte man nun aber die Nischen nicht in die Achse der Apsisfenster, sondern versetzte sie etwa um das Maß einer „halben“ Fensterbreite. Somit sind nun jeweils *zwei* Nischen *einem* Fenster zugeordnet. Um die Einheit dieser Öffnungs-Figur architektonisch darzustellen nutzte man das „italienische“ Wandschichtungs-System und unterteilte die Apsidenwand in Wandabschnitte mit jeweils einem Fenster im Zentrum. Der übliche Rundbogenabschluss dieser Blende würde aber mit den beiden Nischen über dem Fenster in Konflikt geraten, denn ihm zuliebe müsste über den Nischen ein zusätzlicher Maueranteil errichtet werden, denn der Blendenscheitel würde deutlich über den Nischenscheiteln liegen. Man behalf sich offenbar allein aus diesem Grunde, indem man die Blende mit *zwei* Bögen schloss, die um die beiden Nischen herumführen. Beispiele sind die Apsiden in Amsoldingen/Hochburgund oder San Vicente im Katalanischen Cardona.

⁵⁰⁵ Pomposa (Glockenturm, 1063), Acqui Terme, Dom (Nebenapsiden, Weihe 1067).

⁵⁰⁶ Chatillion-sur-Seine (vielleicht sp. 10. Jh.), Saint-Hymetière/Hochburgund (11.Jh.), Arles-de-Tech/Katalonien (11. Jh.)

⁵⁰⁷ S. Ambrogio in Mailand (fr.11.Jh.) weist Wandfelder von drei Bögen auf, bei San Michele in Nonantola (nach Mitte 11. Jahrhundert) sind es bereits vier, denen jedoch nur drei Nischen zugeordnet sind, die dementsprechend nicht mehr von den Friesbögen umfangen werden können, sondern deutlich Abstand zum Bogenfries halten müssen. Das Motiv der doppelbogigen Blende wurde fast zeitgleich auch auf gerade geführte Wände übertragen, etwa in Lomello bei S.M.Maggiore (Obergaden im Wechsel mit einfachen Blenden um die Fenster herum, und doppelbogige Blenden in den Wandbereichen *zwischen* den Fenstern, um 1025).

⁵⁰⁸ Etwa beim Westturm der Abteikirche von Reichenau-Mittelzell, die nach einem Brand 1006 entstand und 1048 geweiht wurde, oder am Turm im elsässischen Altenstadt, datiert ins 4. Viertel des 11. Jahrhunderts, an den Presbyteriumapsiden in Hohenatzheim im Elsass (um 1100), und an den Querhausapsiden der abgebrochenen Pfarrkirche in Geberschweier im Elsass (um 1110/1120)

⁵⁰⁹ Saint Hymetière (11. Jh.), Cruas, Ostbau (sp. 11. Jahrhundert), Romainmôtier (Westbau, um 1100), S. Sulpice bei Lausanne (11.Jh.)

⁵¹⁰ Tournus, Westbau (Datierung umstritten, wohl aber in jedem Fall 11. Jahrhundert), Chatillion-sur-Seine (Sp.10. Jh.), Chapaize (M.11. Jh.)

⁵¹¹ Sehr früh am Oberrhein: Reichenau-Mittelzell (ab 1008, Weihe1048)

finden, außerdem im gesamten Süddeutschen Raum⁵¹², sodann im Roussillon⁵¹³, allgemein in Katalonien⁵¹⁴ und in der gesamten mittleren und westlichen Pyrenäenregion⁵¹⁵.

Schon die frühen Wandgliederungen der ravenatischen Kirche Sant'Apollinare in Classe aus dem 6. Jahrhundert zeigt nun eine Eigenart, die charakteristisch für die Entwicklung der mittelalterlichen Blendenarchitektur ist. Die zwischen den Blenden „stehenbleibenden“ Wandanteile werden häufig derart stark reduziert, dass sie zu Lisenen avancieren. Wohl in Erinnerung an die Säulenordnungen der Antike wurden solche Lisenen schon von Anfang an mit „Kämpferprofilen“ versehen, so dass man sie – mit Vorsicht – auch als *Pilaster* bezeichnen könnte⁵¹⁶. Im 11. Jahrhundert lassen sich solche Pilaster auch im Rheinland beobachten, das hier wohl eine gewisse Vorreiterrolle gespielt hat, und zwar entlang des gesamten Rheines, vom Elsas⁵¹⁷, über den mittelhheinischen Raum⁵¹⁸ bis zum Niederrhein und ins Maasgebiet⁵¹⁹. In anderen Regionen traten solche Pilaster erst im 12. Jahrhundert auf⁵²⁰. Die in Ravenna noch fehlenden Sockel- oder Basisprofile sind bei den Pilastern des 11. Jahrhunderts fast durchwegs vorhanden und „vervollständigten“ sie im Sinne der antikrömischen Regel. Pilaster und kämpferprofillose Lisenen traten im Übrigen von Anfang an parallel auf, häufig sogar an ein und demselben Bau.

Gelegentlich, wenn auch sehr selten gibt es schon im 11. Jahrhundert Bogenfriese *ohne* Lisenen⁵²¹. Ein Zusammenhang mit Blendbögen, und somit auch mit einer *Schichtung* der Wand ist dabei nicht zu beobachten. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Vervollständigung des Motivs, dem seine Herkunft aus der Wandschichtungs-Architektur

⁵¹² Veringendorf /Württ. (Türme, sp. 11. Jh.), Bierstadt (bei Wiesbaden, Presbyterium, 2. H. 11. Jh.), Plankstetten (Weihe 1139), Ilbenstadt/ Hessen, (ab 1123).

⁵¹³ S. Martin-de-Londres (A.12. Jh.)

⁵¹⁴ Sant Martí del Canigó (Weihe 1009), Arles de Tech (11. Jh.)

⁵¹⁵ Saint-Aventin (E. 11. Jh.)

⁵¹⁶ Diesen Pilastern fehlt allerdings ein Basisprofil.

⁵¹⁷ Frühe Beispiele finden sich am Oberrhein an der Apsis in Eschau im Elsass (erste Hälfte bis Mitte 11. Jahrhundert), im elsässischen Rufach (Anfang 3. Drittel 11. Jahrhundert), nur durch Zeichnungen überliefert: Presbyteriumanlage der ehemaligen Pfarrkirche von Geberschweier im Elsass (um 1110/1120).

⁵¹⁸ Etwa am Westbau des Trierer Domes (um 1046 voll.), ebenso bei St. Maria im Kapitol in Köln (Weihen 1049 und 1065) zu beobachten.

⁵¹⁹ Hastiere (Prov.Namur), Liebfrauenkirche (um 1033/35), ebenso im benachbarten Celles, am Querhaus der Pfarrkirche St. Hadelin (die Lisenen beim Presbyterium allerdings ohne Kämpferprofile), wohl 2. Viertel 11. Jahrhundert.

⁵²⁰ Vor allem in Süddeutschland: Ladenburg, Sebastianskapelle (fr. 12. Jh.), Kleinkomburg, Klosterkirche (1. H. 12. Jh.), Allerheiligenkapelle in Regensburg (nach 1160).

⁵²¹ Klosterkirche in Ottmarsheim, 1. bis 2. Viertel 11. Jahrhundert (Weihe 1049).

zuletzt nicht mehr anzusehen ist. Der Vollständigkeit halber sei aber an dieser Stelle auf verwandte Formen im ostmediterranen Raum, insbesondere in Armenien und Syrien hingewiesen, die schon lange vor der Jahrtausendwende entstanden. Es sind durchwegs Konsolen-Reihen oder Zahnschnitt-Profile, deren Einzelelemente durch Bögen oder Palmetten miteinander verbunden werden⁵²². Sie bieten in der Konsequenz zwar zunächst das *Bild* eines Bogenfrieses, verraten aber genauer besehen sehr schnell ihre ganz anders geartete Herkunft. Auch an "polylobe" Bögen, ein Portalarchivolten-Ornament, das im Rund des Portalbogens geführt ist wäre zu denken⁵²³. Doch alle diese „Bogenfrieze“ traten niemals in Verbindung mit Lisenen auf, sie können daher a priori auch nicht Teil einer *Blenden*-Architektur sein. Und *echte* Bogenfrieze stehen nun mal im Zusammenwirken mit Blendarkaden.

IV.8.2.2. Das „französische“ System

Im diametralen Gegensatz zum wandschichtenden „italienischen“ Gliederungsprinzip steht ein Gliederungsprinzip antikrömischer Provenienz. Ausgehend von den Säulenordnungen der Antike bildete sich zu Beginn des hohen Mittelalters ein Gliederungssystem aus, das hier seiner Herkunft entsprechend als „französisches“ Wandgliederungssystem bezeichnet werden soll. Lisenen, Pilaster, Säulen und Gesimse gehören zu seinen Standardelementen, die das ganze Mittelalter über in Gebrauch waren. In der Antike bildeten Säulen zusammen mit entsprechenden Gebälken jene "Säulenordnungen" aus, die spä-

⁵²² So endet die Hauptapsis der Wallfahrtskirche Qalaat Simān (Syrien) aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts mit einem Kranzgesims, das statt einzelne Konsolen (s. Qalb Lozeh, vor 469 beg.) eine Art „durchgehenden Bogenfries“ aufweist. Allerdings sind die Friesbögen genaugenommen kleine halbkreisförmige Nischen *zwischen* Konsolen, in deren „Rückwand“ jeweils eine Palmette aufgeschichtet ist (Im 12. Jahrhundert finden wird dieses Motiv gelegentlich in der Provence, etwa am Turm von S.Symphorien bei Bououx). Vergleichbare Formen gibt es auch in Armenien, etwa an der Dachtraufe der Johanneskirche in Mastara (6.Jh.) und am Kuppeltambour der Heilig-Kreuz-Kirche in Achtamar (915-21). Hier sind es Zahnschnitt-Frieze, die durch halbkreisförmige „Brücken“ miteinander verbunden sind. Von solchen Architekturen könnte die kleine Kirche São Frutuoso de Montelios bei Braga (datiert auf 665) im Norden Portugals beeinflusst sein, wo sich ein unregelmäßiger Hufeisen- und Dreiecksbogenfries unter dem Dachansatz des Vierrungsturmes findet. Die Kirche ist allerdings denkmalpflegerisch stark überformt.

⁵²³ Ktesiphon (Irak), Taq-i Kisra, Hauptbogen (3. oder 5. Jh.). Ähnliche Formen sind auch am Apsisbogen im Inneren der syrischen Basilika von Qalb-Lozeh (vor 469 beg.) erhalten.

testens seit der Hellenistischen Epoche zum wesentlichen Gegenstand architekturtheoretischer Abhandlungen wurden⁵²⁴. Säulen und Gebälke sind die von Mauern und Wänden unabhängigen Grundelemente, aus denen bis in die Spätantike hinein im Wesentlichen *Architektur* besteht. Schon in spätklassischer Zeit aber, vor allem aber in der hellenistischen Epoche verbanden sich die Elemente der Säulenordnungen immer häufiger mit Wänden, avancierten zu Gliederungselementen von Wänden: Säulenordnungen und Wände existierten nunmehr nicht alleine *nebeneinander*, sondern bildeten architektonisch eine Einheit. Zugleich führte dies zu ersten formalen Veränderungen der antiken Säulenordnungen: Säulen traten - der neuen Aufgabe entsprechend - zunächst als *Halbsäulen* auf⁵²⁵ und verwandelten sich schließlich zu Pilastern⁵²⁶.

Diese Bindung der Säulenordnung an die Wand stellt in der Baukunst des Mittelalters die Grundlage für jegliche Art der Wandgliederung dar, die nicht dem „italienischen“ Schichtungsprinzip angehört. Die in West- und Mitteleuropa seit dem späten 11. Jahrhundert nachweisbare „Renaissance“ antikrömischer Bautraditionen veränderte dabei das antike Vorbild weiter. So wurden die eher "wohlgefälligen" Proportionen der Säulen aufgegeben zugunsten einer immer schlankeren Ausbildung der Säulenschäfte. Vor allem aber verschwanden wesentliche Teile des antiken Gebälks, von dem schließlich nur noch das Kranzgesims übrigblieb.

Doch zunächst begann die Entwicklung ganz unspektakulär. Wie in Gernrode zu beobachten wurden Strebepfeiler zur Aufnahme von Gewölbeschubkräften auch zur Wandgliederung genutzt (Abb. 96). Weitere Strebepfeiler dieser Art zeigen frühmittelalterliche Architekturen in den mediterranen Regionen Europas⁵²⁷. Die einfache Strebepfeilergliederung ist noch bis weit ins 12. Jahrhundert hinein in der Normandie festzustellen⁵²⁸.

⁵²⁴ Hermogenes, nach Vitruv (Einleitung zum VII. Buch).

⁵²⁵ In dieser Form erstmals nachweisbar in der Cella des Apollontempels in Bassai (Halbsäulen als Köpfe von Zungenmauern, nach 429 v. Chr.), als Halbsäulen *vor der Wand* zuerst in Tegea (Wandgliederung der Cella, um 350 v. Chr.).

⁵²⁶ Wohl erstmals nachweisbar an der Rückseite des Apollontempel III (des sog. Tempels der Athener) auf Delos (417 vor Chr.), der vielleicht – direkt oder indirekt – auf Kallikrates zurückgeht.

⁵²⁷ So schon bei San Vitale in Ravenna im 6. Jahrhundert. Die Beispiele aus der karolingischen Epoche, die Strebepfeiler an der Aachener Pfalzkapelle aus dem 8. Jahrhundert, sowie in Asturien beim Belvedere am Naranco und an Santa Cristina de Lena aus dem 9. Jahrhundert waren oben schon genannt.

⁵²⁸ Cerisy-la-Forêt, aber auch noch bei S.Georges in S.Martin-de-Boscherville.

Meistens, aber keineswegs immer befinden sich solche Strebepfeiler an Apsiden, bei denen Schubkräfte der Kalottenwölbung des Inneren wirken⁵²⁹. Hier liegt *eine* der Wurzeln des „französischen“ Gliederungssystems.

Die einfachen Apsisstrebepfeiler „verschwinden“ im 11. Jahrhundert meist noch deutlich unterhalb des Dachansatzes mit einem Wasserschlag in der Apsidenwand, eine Anbindung an ein Kranzgesims wurde also zunächst garnicht gesucht⁵³⁰. Insbesondere am Oberlauf der Loire und den umliegenden Landschaften aber ersetzte man seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts immer häufiger Strebepfeiler durch Strebesäulen, die zunächst ebenfalls unterhalb des Dachansatzes mit einem Wasserschlag auf die Wandoberfläche zurückband (Abb. 97)⁵³¹.

Der Einsatz von Säulen zur Wandgliederung ist ein wesentliches Merkmal des „französischen“ Gliederungssystems. Die in ihr sich manifestierende Rückbesinnung auf antikrömische Architektur ist sporadisch schon seit der Mitte des 11. Jahrhunderts nachweisbar, setzte sich in den einzelnen Regionen aber zu unterschiedlichen Zeiten, zum Teil erst zu Beginn des 12. Jahrhunderts durch. Zunächst waren es sicherlich Überreste „einheimischer“, also auf französischem Boden stehender römischer Architekturen, die den Zeitgenossen des 11. Jahrhunderts noch in größerer Zahl als heute vor Augen standen, und von denen sich die entwerfenden Meister anregen ließen. Mehr noch scheinen aber Einflüsse aus dem ostmediterranen Raum eine Rolle gespielt zu haben, vor allem Einflüsse

⁵²⁹ Eine andere Möglichkeit zur Aufnahme des Gewölbeschubs wäre die entsprechend starke Ausbildung der Apsiswand, was sich aber durch eine tunnelartige Wirkung der Fenstergewände negativ bemerkbar machen würde. Möglicherweise war dies der Grund, warum Apsiden, deren auf dem Kreis beruhende Grundrißform im Inneren immer ablesbar bleibt im 12. Jahrhundert außen häufig polygonal ausgebildet wurden (Idensen/Westfalen, bischöfliche Eigenkapelle, Weihe 1129). Die polygonale Form bedingt eine Verstärkung der Mauer an den von den Fenstern am *weitesten* entfernten Punkten der Wand - die statische Wirkung dieser Mauerverstärkung ist somit der von Strebepfeilern vergleichbar. Freilich entspricht die Wandverstärkung mittels Strebepfeilern nicht den tatsächlichen Kraftverhältnissen am Gewölbeansatz: Bei Kallottenwölbungen wirkt – wie bei Tonnengewölben – eine annähernd gleichmäßig verteilte, keine punktförmig angreifende Schubkraft. Halbkreisapsiden mit großen Mauerstärken entsprechen den Kraftverhältnissen dieses Gewölbes besser.

⁵³⁰ Chateau-Gontier (bei Angers, 1. Dr. 11. Jh.), S.Jean, Apsis mit kräftigen, in der Mitte abgestuften Strebepfeilern (Anfang des 11. Jahrhunderts), Beaulieu-les-Loches, (Indre-et-Loire), Nordwand der Kirche (1007 geweiht), Cherval (Perigord), S.Martin, (11. Jahrhundert), Nevers, (Nièvre), S.Etienne (zw. 1064 und 1097), Tours, Priorat Saint-Cosme (E. 11./A. 12. Jahrhundert).

⁵³¹ Abteikirche S.Benoît-sur-Loire, Umgangskapellen und Presbyteriumseitenschiff (um 1073), ähnliche Strebesäulen auch an den erhaltenen Apsiden der Abteikirche Cluny III und an der Abteikirche von Paray-le-Monial (beide E. 11./A. 12. Jahrhundert), Beaulieu-sur-Dordogne (um 1100 begonnen).

aus dem frühchristlichen Syrien⁵³². So weist etwa die Hauptapsis der im Hochmittelalter allerdings bereits ruinösen Wallfahrtskirche in Qalaat Simān (Abb. 95) vom Ende des 5. Jahrhunderts eine dem „französischen“ Gliederungssystem unmittelbar vergleichbare Säulengliederung auf⁵³³.

Der Antikenbezug des „französischen“ Wandgliederungssystems zeigt sich desweiteren in der Ausbildung eines charakteristischen mittelalterlichen Kranzgesimses. Es besteht aus einer auskragenden, auf Konsolen ruhenden Platte und hat entsprechende antike Kranzgesimse ionischer oder korinthischer Ordnung mit ihrem Zahnschnitt zum Vorbild. Seit dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts verband sich dieses Kranzgesims dann zunehmend mit den beschriebenen Strebepfeilern⁵³⁴ und -säulen⁵³⁵, die nunmehr nicht mehr unterhalb der Trauflinie endeten, sondern von unten gegen die Platte des Kranzgesimses liefen. Dabei achtete man in der Regel darauf, die Strebepfeiler und -säulen in den gleichmäßigen Rhythmus der Konsolen zu integrieren, indem man in bestimmten Abständen jeweils eine Konsole durch einen Strebepfeiler oder eine Strebesäule gleichsam „ersetzte“. Auch hier lassen sich ostmediterrane Voraussetzungen anführen⁵³⁶.

Eine Variante zum konsolgetragenen Kranzgesims findet sich im mittelalterlichen Burgund, vor allem im Rhône-Saône-Bereich, wo ein durchlaufendes Gesimsprofil den oberen Wandabschluss bildet. Die Profile bestehen meist aus Rundstäben in Verbindung mit rechtwinkligen Stäben, gelegentlich auch mit Kehlen⁵³⁷. Solche durchlaufenden Gesimse traten im Übrigen am Ende des 11./Anfang des 12. Jahrhunderts auch am Mittelrhein auf, wobei insbesondere auf den Heinrichsbau des Speyerer Domes und den Mainzer Dom zu verweisen ist.

Mit der Kombination von Säulen und Konsolgesimsen war aus den einzelnen, der Wand zugeordneten Gliederungselementen ein Gliederungssystem geworden, das sich nun

⁵³² Siehe hierzu die Ausführungen in Kapitel IV.7.3.

⁵³³ Desgleichen die Apsis der Basilika in Qalb Lozeh (vor 469 beg.).

⁵³⁴ Cerisy-la-Forêt (zwischen 1030 und 1050).

⁵³⁵ Solignac (Haut-Vienne), Abteikirche S. Pierre (1.H. 12. Jahrhundert), Chailivoy-Milon (Cher), S. Martin, (1.H. 12. Jahrhundert), außerdem bei allen Kirchen der Auvergnatischen Gruppe aus dem 12., vielleicht frühen 13. Jahrhundert zu beobachten.

⁵³⁶ Etwa die gerade genannte syrische Basilika in Qalb Lozeh (vor 469 beg.).

⁵³⁷ Cruas (E. 11./A. 12.Jh.), Sisteron, Apsiden der Kathedrale (12. Jh.), La Garde Adhemar (12. Jh.).

durch weitere Elemente ergänzen und bereichern ließ. Die Säulen stehen in der Regel auf Postamenten, die beträchtliche Höhen erreichen können und daher mitunter schon als eigenständige Pfeiler zu bezeichnen sind. Sie finden sich vor allem im Südwesten Frankreichs, vom Mittelmeer- und Pyrennäenraum bis ins Poitou hinein⁵³⁸. Auch solche pfeilerhaften Postamente sind in Syrien vorgebildet, wobei wiederum die Hauptapsis von Qalaat Simān angeführt werden kann (Abb. 95). Gelegentlich reichen diese Postamente bis in Höhe der Fenstersohlbänke hinauf⁵³⁹. Die in gleicher Höhe liegenden Fenstersohlbänke wirken an sich schon wie eine horizontale Trennungslinie, die die Wand in einen unteren und einen oberen Wandbereich unterteilt. Mit dem Wechsel der Strebepfeilerform genau in Höhe der Fenstersohlbänke wird diese Trennungslinie dann noch eigens hervorgehoben⁵⁴⁰. Schließlich springt auch der eigentliche Wandgrund in Höhe der Fenstersohlbänke zurück⁵⁴¹, womit eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Herausbildung des Erfurter Gliederungssystems erfüllt ist. Dieser Wandrücksprung ist allerdings - wie die angeführten Beispiele zeigen - wohl eine Spätform jener Gurtgesimse, die in der Normandie und in normannisch beeinflussten Regionen, vor allem im Westen Frankreichs in Höhe der Fenstersohlbänke für eine „geschoßweise“ Untergliederung der Apsidenwand sorgen. Auch diese Untergliederung findet übrigens eine Parallele an der Hauptapsis von Qalaat Simān.

Seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert gehört das „französische“ Wandgliederungssystem zum "Standard" selbst der kleineren Sakralarchitekturen in weiten Teilen des Landes.

⁵³⁸ S. Jacques in Béziers (E. 11./A. 12. Jahrhundert), Valence (Drôme), Kathedrale (E. 11./A. 12. Jahrhundert), Beauvais, S. Etienne (um 1130), Etampes, S. Martin (M. 12. Jh.), Lichères/Angoumois, S. Denis (um 1150), Chateaufort-sur-Charente (Westfront, M. 12. Jh.), Surgères/Saintonge (12. Jh.), S. Amant de Boixe (Westfront, Weihe 1170).

⁵³⁹ Conques, S. Foy (2. H. 11. Jahrhundert), Perse (bei Conques, nach E. 11. Jahrhundert), Toulouse, S. Sernin (E. 11./A. 12. Jahrhundert).

⁵⁴⁰ Solche Säulenpostamente, die ein ganzes Geschoß einnehmen finden sich seit dem 11. Jahrhundert gelegentlich auch im Inneren von Kirchenräumen, etwa im Langhaus von S. Foy in Conques oder am Atrium und im Inneren von S. Ambrogio in Mailand (Atrium inschriftlich datiert auf 1098). Im 12. Jahrhundert treten sie an den mehrgeschossigen Westfassaden Aquitaniens auf, etwa bei S. Amand de Boixe (Weihe 1170).

⁵⁴¹ Chauvigny (E. 11./A. 12. Jh.), Brioude/Auvergne, S. Julien (12. Jh.). Die Herkunft dieses Motivs ist sehr schön am Presbyterium der Kathedrale in Verdun zu verfolgen: Dort werden die einzelnen Wandfelder zwischen den Strebepfeilern in „normannischer“ Art (s. Außenwandgliederung der Kathedrale in York oder südliche Hochschiffwand Mont-S. Michel) von Bögen überfangen, die sich aus den Strebepfeilern heraus entwickeln. Somit steht ein „isolierter“ Bogen über den Apsisfenstern, dessen Zwickel-Oberfläche deutlich vor dem Wandgrund der Apsis liegen würde, wenn sich der gesamte Wandgrund nicht unterhalb der Fenstersohlbänke mittels einer Schmiede vorschichten würde. Ähnlich übrigens die Apsis in Mont-devant-Sassey in Lothringen (um 1144).

Ausnahmen bilden die beschriebenen „italienischen“ Gliederungen in den Randbereichen Frankreichs, also im Pyrennäenvorland und in Teilen Burgunds, außerdem in den Pyrenäenregionen der iberischen Halbinsel, im Wesentlichen in Katalonien. Es gibt aber auch Ausnahmen in Gestalt völlig ungegliederter Wände, und zwar vor allem im mittelalterlichen Niederburgund⁵⁴² - also in der Alpen- und Voralpenregion, und im Rhône- und im Rhônetal -, sowie in Aquitanien und im Roussillon⁵⁴³. An eben diesen gliederungslosen Wänden tritt zu- meist das schon beschriebene durchlaufende, von Konsolen nicht unterstützte Kranzgesims auf. Wiederum ist dabei auf die Parallele mit oberrheinischen Bauten, insbesondere den Heinrichsbau des Speyerer Domes hinzuweisen.

Beim Vergleich der beiden beschriebenen Gliederungssysteme lässt sich über die äußere Erscheinungsform hinaus vor allem ein *struktureller* Gegensatz feststellen. War das „italienische“ System ein „fragmentierendes“, in die Wandoberfläche *eindringendes* System, so ist das „französische“ System ein „additives“, Gliederungselemente einem Wandgrund *hinzufügendes* System. Beide Gliederungssysteme scheinen auf den ersten Blick nicht kompatibel zu sein – jedoch mit Ausnahmen, wie nun zu zeigen sein wird.

IV.8.2.3. Die Elemente des Erfurter Gliederungssystems

Auf den Außenwänden der Erfurter Peterskirche (Abb. 40, Farbtafel IIIa und IIIb/S. 176) lassen sich sowohl Elemente des „italienischen“ wie des „französischen“ Gliederungssystems beobachten – womit schon ohne nähere Erläuterung die Herkunft der Erfurter Wandgliederung aus Regionen *außerhalb* Deutschlands festgestellt ist. Halbsäulen und ausladendes Kranzgesims gehören in Erfurt eindeutig zusammen, sind dort Teil des "französischen" Gliederungssystems. Das Kranzgesims selber sieht allerdings in Erfurt ganz anders aus, als das "normale" konsolentragene Gesims in Frankreich. Es ist ein *durchlaufendes* Profil, wie es im mittelalterlichen Burgund geläufig ist. Meist fehlt dort aber die Anbindung an eine Säulengliederung, denn ein solches Gesims lässt eine rhythmische

⁵⁴² S. Donat/Provence (11.Jh.), Cruas (E. 11./ A. 12.Jh.), Sisteron, Kathedrale (12.Jh.), La Garde Adhemar (12. Jh.).

⁵⁴³ Etwa Serrabone (11./ 12. Jh.), Kathedrale von Elne (12. Jh.), in der Tradition älterer Architekturen des späten 10./ frühen 11. Jahrhunderts (Sant Pere de Rodes, Sant Miquel de Cuixà, Sant Martí del Canigó).

Unterteilung, in die Säulen zu integrieren wären eigentlich nicht zu. Die "verschleifende" Verbindung von Säule und Kranzgesims im Architravbereich über den Halbsäulen stellt sicherlich eine originäre Erfindung des Erfurter Meisters dar. Dem "italienischen" Gliederungssystem entlehnt ist dagegen das Bogenfries-Motiv, doch die charakteristischen Lisenen und damit die Einbindung der Bogenfriese in ein Blenden- oder Wandschichtungssystem gibt es hier nicht.

IV.8.2.4. Die Verbindung der beiden Wandgliederungssysteme

Die beiden grundsätzlich verschiedenen Wandgliederungssysteme sind natürlich in der Realität nicht derart scharf voneinander zu trennen, wie es unsere Darstellung vielleicht zunächst suggerierte. Schon die Umwandlung der Lisenen des "italienischen" Gliederungssystems zum Pilaster zeigt, wie sehr die Grenzen mitunter verwischen. Denn Pilaster sind ja vom Wesen her Gliederungselemente, die einem Wandgrund aufgelegt werden, gehören also eigentlich dem *additiven* "französischen" Gliederungssystem an. Nur der flach-rechtwinklige Querschnitt der aufgeschichteten Pilaster trennt dieses Gliederungssystem noch vom originären „französischen“ des späten 11. und 12. Jahrhunderts.

Doch selbst dies ist gegen Ende des 11. Jahrhunderts nicht mehr überall gegeben. Die Stelle der Lisenen und Pilaster nahmen nunmehr häufig Halbsäulen ein, also Elemente, die dem gesamten „italienischen“ Gliederungssystem vom Prinzip her fremd sind. Es sind - entsprechend ihrer Position auf der Wand - allerdings extrem lange und schmale "Strecksäulchen". Solche Strecksäulchen treten meist in Verbindung mit Bogenfriesen auf, bei *einfachen* rundbogigen Blenden sind sie zunächst relativ selten⁵⁴⁴. Zwei Varianten gilt es dabei zu unterscheiden. Zum einen gibt es einfache Bogenfriese, bei denen die Lisenen tatsächlich vollständig durch Strecksäulchen ersetzt sind⁵⁴⁵. Fast häufiger sind aber doppelschichtige Bogenfriese, bei denen die innere Schicht auf Lisenen, die äußere auf Strecksäulchen ruht, die den Lisenen aufgeschichtet sind⁵⁴⁶.

⁵⁴⁴ So sind sie vor allem an Apsiden zu beobachten, etwa beim Speyer und Mainzer Dom.

⁵⁴⁵ Como, S. Abbondio (ab 1063 Westgiebel), San Tomasi in Lémone, in Almenno San Bartolomeo bei Bergamo (11. Jh.)

⁵⁴⁶ Como, S. Abbondio (ab 1063), Presbyterium und Langhaus

Der Einsatz solcher Strecksäulen lässt sich wiederum fast gleichzeitig in Italien und in Süddeutschland⁵⁴⁷ beobachten. In Mitteldeutschland sind Säulen dieser Art zunächst eher selten zu finden. Eines der frühesten Beispiele stellt ganz sicher die Hauptapsis der Augustinerchorherrenkirche in Hamersleben (um 1115) dar, doch sind die Säulen hier durchaus selbstständige, nicht der Wand verhaftete Bauglieder⁵⁴⁸. Dem norditalienischen Vorbild wesentlich näher steht die Langhausgliederung der Quedlinburger Stiftskirche (1. Viertel 12. Jh.). Auch die Außengliederung der Goslarer Pfalzkapelle St. Ulrich⁵⁴⁹ stammt aus dieser Zeit, sowie - wie erläutert - die Außenwandgliederung des Umgangschores der Hildesheimer Godehardikirche (ab 1133).

Ähnliche „Strecksäulchen“ gibt es schon seit der Mitte des 11. Jahrhunderts in der Normandie, allerdings meist im Kircheninneren. Es sind die Vorgänger jener Dienste, die in der Folge die Rippen normannischer Kreuzgewölbe aufnehmen werden. Wo nun dieses Element zum ersten Mal auftrat, lässt sich ohne genauere Untersuchung noch nicht sagen. Möglicherweise ist das „Strecksäulchen“-Motiv in der Normandie im Kircheninnenraum entwickelt, und in Norditalien lediglich zur Außenwandgliederung „umgedeutet“ worden⁵⁵⁰. Doch der Ersatz von Lisenen durch Strecksäulchen ist in der Zeit um 1100 nicht die einzige Möglichkeit, das „italienische“ und „französische“ Wandgliederungssystem miteinander zu verbinden.

Die Abteikirche von Romainmôtier im mittelalterlichen Burgund, im heute schweizerischen Jura besteht aus einer Haupt- und einer Vorkirche, zeigt also ein Anlageschema, das für Burgund um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert durchaus typisch ist. Von der ursprünglichen Kirche ging nur der einstige Dreiapsidenchor verloren, ansonsten besitzt sie noch ihr ursprüngliches Aussehen. Langhaus und Querhaus zeigen eine flache Blendengliederung mit einfachem Rundbogenabschluss. Die „stehengebliebenen“ Wandanteile

⁵⁴⁷ Eines der frühesten Beispiele ist die Blendengliederung der Hauptapsis des Speyerer Doms (80-er Jahre des 11. Jahrhunderts), weitere Beispiele: Sindelfingen, Apsiden der Augustinerchorherrenstiftskirche St. Martin (1. Drittel 12. Jahrhundert), Westfront der Pfarrkirche in Wannweil (um 1100).

⁵⁴⁸ So auch noch die Säulen der Hauptapsis der Goslarer Neuwerkkirche (fr. 13. Jh.).

⁵⁴⁹ Haenchen 1998.

⁵⁵⁰ Es gibt eine ganze Reihe von Hinweisen, dass die normannische Architektur seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts im westlichen Alpenraum und in Norditalien eine Rolle gespielt hat, etwa in Payerne oder bei S. Abbondio in Como. Darüber wird an anderer Stelle zu berichten sein.

zwischen den Blenden lassen sich dabei als Lisenen beschreiben. Auf der Wand der um 1100 angefügten Vorkirche dagegen sind diese Lisenen nur im unteren Bereich angelegt. Sie enden unvermittelt in Höhe der Fenstersohlbänke und setzen sich darüber als Halbsäulen fort. Unter dem Dachansatz tragen sie eine Folge von Bogenfriesen. Das Gliederungssystem ist dem Erfurter schon verwandt, auch hier wirken die Lisenenanteile wie überhohe Postamente der Säulen. Doch die Bogenfriese von Romainmôtier sitzen *auf* den Kapitellen, nicht *zwischen* ihnen, außerdem fehlt der deutliche Wandrücksprung in Höhe der Fenstersohlbänke. Schließlich spricht auch die Datierung der Vorhalle - etwa zeitgleich mit dem Baubeginn der Erfurter Kirche - eher gegen eine zunächst zu vermutende Abhängigkeit Erfurts von Romainmôtier.

Dennoch: Die Figur der auf Postamenten aufsitzenden Säulen ist zwar im ganzen Frankreich des späten 11. und des 12. Jahrhunderts weit verbreitet, aber diese Säulen sind stets kräftige, „volle“ Säulen gewesen, keine *Strecksäulen*. Die Postamente waren ebenso kräftig ausgebildet, wie die Säulen. Dagegen sind die Postamente der Vorhalle in Romainmôtier - den Strecksäulchen entsprechend - eher grazil ausgebildet, weil flach gehalten. Die Erfurter Wandgliederung steht der Vorhallengliederung von Romainmôtier deutlich näher, als den übrigen mit Vollsäulen und kräftigen Postamenten operierenden Gliederungen in Frankreich. Wenn auch die Vorhallengliederung von Romainmôtier selber wohl nicht für die Erfurter Wandgliederung verantwortlich ist, so lässt sich zumindest Architektur der Region, also des mittelalterlichen Hochburgund als Voraussetzung dafür vermuten⁵⁵¹.

Weniger eindeutig ist das Motiv des Wandrücksprungs in Sohlbankhöhe, das als Spätform zweizoniger, durch Gesimse unterteilter Fassaden normannischer Provenienz zu sehen war, wobei eine regionale Bindung dieses Motivs nicht beobachtet werden konnte. Das

⁵⁵¹ Erinnert sei in diesem Zusammenhang daran, dass die Verbindung von Wandvorlage und aufsitzender Säule uns deutlich früher schon begegnete, und zwar im „Ersetzen“ einzelner Pfeiler- oder Vorlageabschnitte durch „eingestellte“ Säulen. Wir nannten als frühe Beispiele die nach 806 entstandene Kapelle des Bischofs Theodulf in Germigny-des-Prés an der mittleren Loire und S.Pierre in Vienne (Datierung unsicher, schwankt zwischen dem 6. und 11. Jahrhundert), sowie Saint-Romain-le-Puy aus dem frühen 11. Jahrhundert. Im ausgehenden 11. Jahrhundert ließen sich die Langhauspfeiler in der Osthälfte der Kathedrale von Le-Puy anführen. Siehe hierzu Kapitel IV.5.2. Auch hier zeichnet sich also ein Schwerpunkt im mittelalterlichen Burgund und seinen Nachbargebieten im Osten des heutigen Frankreich ab.

Erfurter Kranzgesims dagegen verweist wieder auf Burgund, denn dort gab es Kranzgesimse mit durchlaufendem Profil, denen obendrein die rhythmische Unterteilung durch Konsolen fehlt, in die Säulen zu integrieren wären. Die "verschleifende" Verbindung von Säule und Kranzgesims im Architravbereich über den Halbsäulen stellt – wie oben schon angedeutet – sicherlich eine originäre Erfindung des Erfurter Meisters dar.

Fehlt noch das eigentümliche Motiv des Nebeneinanders von Bogenfries und Säulenge-tragenem Kranzgesims, ein Motiv, das vielleicht noch am stärksten die Verbindung beider Wandgliederungsprinzipien dokumentiert. Eine solche Verbindung ließ sich schon an der oben angeführten Fassadengliederung des Westbaues von St. Pantaleon in Köln (um 1000) feststellen (Abb. 107). Anstelle von Säulen tragen hier allerdings flache Pilaster ein horizontales Gesims, wobei die Pilaster ihrerseits den Lisenen der Bogenfries-Gliederung aufgeschichtet sind. Einen weiteren, aber gegenüber dem Kölner Beispiel fast zaghaft wirkenden Ansatz dieser Art bietet der Dom in Acqui Terme in der Lombardei (Weihe 1067), dessen Hauptapsis eine Lisenen-Bogenfriesgliederung aufweist, wobei den Lisenen jeweils eine weitere, etwas schmalere, aber bis zum Dachansatz hinaufreichende Lisene aufgeschichtet ist. Von diesem Beispiel abgesehen hat das Wandgliederungssystem von St. Pantaleon aber im 11. Jahrhundert zunächst keine Nachfolge gefunden.

Erst in der Zeit nach 1100 treten vergleichbare Architekturen in größerer Zahl auf. Auch hier ist der Blick zunächst wieder nach Oberitalien zu richten. Die Kirche San Zeno in Verona aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts weist auf den Seitenschiffs- und Obergadenfassaden Strebpfeiler auf, die den regelmäßigen Rhythmus des Bogenfrieses unterbrechen. Die Strebpfeiler befinden sich in der Ebene vor dem Bogenfries, überdecken ihn also. Sie stehen allerdings in keinem formalen Zusammenhang mit dem Kranzgesims, einem durchlaufenden, und obendrein nicht von Konsolen getragenen mehrteiligen Profil. Insofern ist die Fassadengliederung von S.Zeno nicht unmittelbar mit der in Erfurt zu vergleichen. Gleiches gilt für das Züricher Liebfrauenmünster (1.Viertel 12. Jahrhundert), dessen vortretende Lisenen am südlichen Seitenschiff die Bogenfrieze ganz ähnlich, wie in Verona überlagern.

Auch für einen weiteren hochburgundischen Bau wird eine vergleichbare Fassadengliederung angenommen. Die Kirche des südlich von Bern gelegenen ehemaligen Priorats Rüeggisberg stammt aus dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts und ist seit 1541 Ruine. Nur das nördliche Querhaus und ein Teil der Vierung haben sich von der Kirche erhalten. Der Dreiapsidenchor war bei den Untersuchungen Hahnlosers 1938 – 47 nur noch archäologisch fassbar. Trotzdem rekonstruierte er die Fassadengliederung der Hauptapsis⁵⁵². Er nahm eine Säulengliederung mit abschließendem Kranzgesims an, also ein "französisches" Gliederungssystem, das aber einer Bogenfriesgliederung aufgeschichtet ist. Auch hier fehlt die Zweigeschossigkeit der Wand. Diese Annahme beruhte allerdings weniger auf erhaltenen Baugliedern - die es nicht gibt -, sondern kam wohl im Analogieschluss zustande, der sich auf die Fassadengliederung eines nicht weit entfernt von Rüeggisberg gelegenen, gut erhaltenen Baues im Jura stützt.

IV.8.2.5. Der Schlüsselbau für das Erfurter Wandgliederungssystem in Hochburgund

Das Benediktinerkloster Payerne wurde 961 oder 962 vom burgundischen Königshaus gestiftet. Als Gründerin nennen die Urkunden Adelheid, die Gemahlin des deutschen Königs Otto I. Die königliche Stiftung erlangte sehr schnell überregionale Bedeutung. Payerne war von Beginn an Cluny unterstellt und somit – nach Beginn der Personalunion und dem Anschluss Burgunds an das deutsche Reich – das erste cluniazensische Reformkloster auf dem Boden eben dieses Reiches. Damals wurde hier der spätere deutsche König Konrad II zum burgundischen König gekrönt (1033).

Die verwickelte Baugeschichte der Klosterkirche hat Hans Rudolf Sennhauser im Einzelnen untersucht⁵⁵³, worauf hier nicht weiter einzugehen ist. Wichtig ist alleine die Hauptapsis der Kirche (Abb. 99), die im letzten Viertel des 11. Jahrhundert entstand und zu den jüngsten Bauteilen der Kirche gehört⁵⁵⁴. Sie wurde somit nur wenige Jahre vor Baubeginn

⁵⁵² Hahnloser o.J., s. auch das nach Hahnlosers Angaben von Frau Prof. E.-J. Beer erstellte Modell im Museum von Rüeggisberg.

⁵⁵³ Sennhauser 1970.

⁵⁵⁴ Nach Ausweis der Bauplastik (Sennhauser 1970).

in Erfurt errichtet, und sollte die Planung in Erfurt auf die 80-er Jahre des 11. Jahrhunderts zurückgehen sogar *unmittelbar* zuvor.

Die Hauptapsis (Abb. 99) ist zweigeschossig ausgebildet, was im Jura seltenen ist. Möglicherweise spielt dabei ein normannischer Einfluss eine Rolle⁵⁵⁵. Diese Zweigeschossigkeit dürfte hier der Grund für einen deutlichen Wandrücksprung knapp unterhalb der Fensersohlbänke der oberen Fensterreihe sein. Über diesen Rücksprung hinweg ist die Fasadengliederung aufgebracht. Es ist zunächst ein "französisches" System, bestehend aus rechteckigen Pfeilervorlagen in der unteren, und Halbsäulenvorlagen in der oberen Wandzone. Die Wandvorlagen der unteren Wandzone werden dabei zu Postamenten der Halbsäulen in der oberen Zone. Diese Halbsäulen laufen - entsprechend der "Normallösung" französischer Kirchen - gegen ein Konsolengetragenes Kranzgesims und fügen sich in den Rhythmus der Konsolenreihe ein, indem sie jeweils die *Stelle* einer Konsole einnehmen.

Das "französische" Gliederungssystem wird nun überlagert von einer "italienischen" Blendengliederung, die *zwischen* den Halbsäulen, und quasi *unabhängig* von ihnen hervortritt. Die Blenden reichen bis zum Sockel der Apsis in der unteren Wandzone hinab. Oberhalb des Sockels und der seitlichen Vorlagen bleiben dabei jeweils zwei vertikale Wandstreifen übrig, die sich mit einem horizontalen Wandstreifen oberhalb des Sockels zu einem nach oben hin offenen "Rahmen" verbinden. Wie die Eckvorlagen des Nordquerhauses von St. Godehard in Hildesheim (Abb. 102), die als „Ersatz“ für die verlorenen Bauteile der Erfurter Peterskirche dienen werden auch diese "Rahmen" vom Wandrücksprung unterhalb der oberen Fensterreihe erfasst und büßen in der oberen Wandzone dabei ebenfalls ein wenig von ihrer ursprünglichen Breite ein.

Schon diese *Beschreibung* lässt deutlich erkennen: Von allen vergleichbaren Wandgliederungen kommt die Hauptapsis der Abteikirche von Payerne (Abb. 99, Farbtafel IIIc/S. 176) der Erfurter Wandgliederung (Abb. 40, Farbtafel IIIa und IIIb/S. 176) am nächsten. Die entscheidenden Merkmale sind hier versammelt: Die Zweizonigkeit der Wand mit fla-

⁵⁵⁵ Vgl. die Apsiden der Kirchen von Cerisy-la-Forêt, Lessay, Caen (S.Trinité).

chen Lisenen der unteren Zone, die sich als Postamente für Halbsäulen der oberen Wandzone erweisen, ein deutlicher Wandrücksprung, an dem sich dieser Wechsel vom Postament zur Halbsäule vollzieht, schließlich die Parallelität des "italienischen" und des "französischen" Gliederungsprinzips in der oberen Wandzone, wo Säulenkapitelle und Friesbögen *nebeneinander* existieren.

Es gibt freilich auch charakteristische Unterschiede, die nicht verschwiegen sein sollen. Die Verbindung von Säulen und Kranzgesims entspricht noch entfernt der "französischen Normallösung" - die Erfurter Lösung war ihr gegenüber als originäre Erfindung des entwerfenden Architekten eingestuft worden. Gravierender ist aber die Abänderung der "italienischen" Blenden, von denen in Erfurt nur die Bogenfriese übrigblieben. Lisenen, auf denen die Halbsäulen liegen gibt es in Erfurt nicht mehr, so dass die Bogenfriese an die Halbsäulen - genauer: an deren Würfelkapitelle - herangeführt sind. Sie "hängen" gleichsam zwischen den Halbsäulen. Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass die Hauptapsis von Payerne aus dem im 11. Jahrhundert geläufigen Kleinquaderwerk mit relativ grober Oberfläche besteht. Nur die Gliederungselemente der Wand sind aus exakt gearbeiteten großen Quadern hergestellt. Die Anregung zur *vollflächigen* Ausführung der Erfurter Wand in Quadermauerwerk kann daher nicht aus Payerne stammen. Die Annahme mittelrheinischer Voraussetzungen - im Anschluss an den Heinrichsbau des Speyerer Domes - bleibt also bestehen.

Die Verbindung der beiden Wandgliederungsprinzipien auf der Hauptapsis der Klosterkirche in Payerne ist in der Baukunst des 11. Jahrhunderts fast einzigartig - sieht man einmal von der ähnlichen Lösung am Westbau von St. Pantaleon in Köln (Abb. 107) ab. Dieser etwa ein Jahrhundert ältere Bau könnte theoretisch das Vorbild für die Payerner Apsis abgegeben haben, sehr wahrscheinlich ist dies aber nicht. Eher werden für *beide* Bauten die gleichen Voraussetzungen zu vermuten sein, und die sind eigentlich nur formal zu erklären. Die Verbindung von Säulenordnung und Bogenarchitektur erinnert nämlich an das Prinzip des antikrömischen Tabularium-Motivs. Dabei wird eine Rundbogenöffnung in einer Mauer auf der Wandoberfläche von einer Säulen-Gebälk-Stellung gerahmt - ein klassisches Gliederungsmotiv römischer Theaterwände⁵⁵⁶. Die mittelalterliche „Variante“

⁵⁵⁶ Deswegen auch gelegentlich als „Theaterwand-Motiv“ bezeichnet.

des Motivs in Payerne oder Köln ist dem vermuteten Vorbild gegenüber deutlich abgewandelt. Die Säulen-Gebälk-Rahmung lässt sich zwar - trotz „Verschlankung“ der Säulen bzw. Pilaster - im Prinzip noch erkennen, dagegen wurden die *Rundbogenöffnungen* des antiken Tabularium-Motivs zu *Blend*en, und diese wiederum zu *Blend*enfolgen, eben den Rundbogenfriesen weiterentwickelt.

Die Apsisgliederung der Abteikirche von Payerne hat wenig Nachfolger gefunden. Dies gilt insbesondere für das Nebeneinander von Bogenfriesen und Säulen, wie etwa beim Kranzgesims des Südturms der Abteikirche von Paray-le-Monial, oder die Wandgliederung der Dreikonchenanlage der Kirche Saint Sulpice in Marignac (Charente-Maritime) zu beobachten. Auch die (zerstörte) dreizonige Ostapsis der Kathedrale in Besancon (Abb. 100) zeigte als Abschluss der oberen Wandzone - unterhalb der dritten, der Zwerggalerie - Bogenfriese mit Lisenen, denen Halbsäulen aufgeschichtet waren.

Alle diese Architekturen gehören dem ausgehenden 12. Jahrhundert an⁵⁵⁷, scheiden somit als mögliche Vorbilder für Erfurt aus. Allein die Payerner Apsis ist vor der Erfurter Peterskirche entstanden. Entscheidend für die Frage des Architekturzusammenhangs zwischen Payerne und Erfurt ist aber nicht die Datierung, sondern das Zusammentreffen gleich mehrerer charakteristischer Motive bzw. Figuren bei beiden Architekturen in Payerne und Erfurt. Erst dieses Zusammentreffen schließt die Möglichkeit einer parallelen, bloß zufällig gleichen Entwicklung dieses Wandgliederungssystems an beiden Orten aus, das Erfurter System muss an der Payerner Hauptapsis seinen Ursprung haben. Warum allerdings Ideen, die in Payerne entwickelt wurden nur wenig später in Erfurt auftreten lässt sich mit den Möglichkeiten der Baugeschichte nicht beantworten. Hier wird man sicherlich dem Historiker die weitere Forschung überlassen müssen.

⁵⁵⁷ Paray-le-Monial fortgeschrittenes 12. Jahrhundert, Marignac E. 12. Jahrhundert. Die Apsis von Besancon könnte sogar erst aus dem 13. Jahrhundert stammen (Kleeblattbögen der Zwerggalerie!).

IV.8.3. Die Portale

Zu den Wandgliederungselementen im weitesten Sinne zählen auch die beiden Portale der Erfurter Peterskirche, insbesondere das südliche Querhausportal (Abb. 60) - beim Westportal wurde die rahmende Architektur auf der Wand nachträglich vollständig abgearbeitet. Sie ist anhand der Abbruchspuren nur noch der Struktur nach erkennbar. Auch die Portalöffnung selber scheint dort umgestaltet worden zu sein. Beides ist beim Querhausportal noch weitgehend unverändert erhalten. Zwei Merkmale lassen sich hier anführen. Zunächst handelt es sich um ein Stufenportal - noch ohne eingestellte Säulen -, wobei sich diese Stufung aus dem Gewände in den Rundbogenbereich hinein fortsetzt, somit Archivolten ausbildet. Vor allem aber fällt die rechteckige Rahmung des Archivoltenbogens ins Auge, die sich quasi als "Absplitterung" aus dem Portalgewände herausbildet. Das Portalgewände selber entwickelte sich aus dem um 90 Grad herumgewinkelten Sockelprofil, so dass sich eine kontinuierliche Abfolge von Formen ergibt, die alle ihren Ursprung im Sockelprofil haben.

Ähnlich mag das Westportal ausgesehen haben. Wenigstens die nachträglich abgearbeitete Rechteckrahmung ist in Spuren noch erkennbar (Abb. 14). Inwieweit auch dieses Portal ein Stufenportal war, lässt sich heute allerdings nicht mehr klären.

In Mitteldeutschland sind Stufenportale ohne eingestellte Säulen relativ selten (Osterwieck, M. 12. Jh.). Im fortgeschrittenen 12. Jahrhundert finden sie sich häufiger, weisen dann aber zusätzlich Säulen auf, die in die Stufenwinkel hineingestellt sind. Bedeutendstes Beispiel ist sicherlich das Westportal der Klosterkirche Paulinzella (um 1115), daneben sind das Quedlinburger Nordportal (Weihe 1129, mit einfacher Stufung), sowie das Königslutterer Querhausportal (um 1140) zu nennen. Das Erfurter Stufenportal reiht sich somit in die Gruppe der mitteldeutschen Stufenportale ein, ohne dass es seiner Stufung wegen nun als Erstling angesprochen werden könnte. Dieser Rang gebührt sicherlich dem Westportal des 1823 abgebrochenen Goslarer Domes. Dessen Datierung ist schwierig, es dürfte jedoch in jedem Fall im 11. Jahrhundert entstanden sein. Das kämpferlose Stufenportal im Inneren der Westvorhalle war im Wesentlichen eine Kopie des Stufenpor-

tals vom Konradsbau des Speyerer Domes. Inwieweit dieses Goslarer Portal allerdings das Erfurter beeinflusst hat muss zunächst offenbleiben.

Das Speyerer Stufenportal ist etwa ein Jahrhundert älter, als das Erfurter und unterscheidet sich von ihm durch seine kontinuierliche, auf Kämpferprofile und Tympanon verzichtende Führung der Stufung in die Archivolten hinein. Es lieferte wohl wiederum den entscheidenden Impuls für die südwestdeutschen säulenlosen Stufenportale des späten 11. und 12. Jahrhunderts, die - bis auf die frühen Beispiele - Kämpferprofile und Stürze mit Tympana aufweisen⁵⁵⁸.

Anders als die Portalstufung war die Rahmung und Entwicklung des Gewändes aus dem gewinkelten Sockelprofil heraus in Mitteldeutschland zuvor noch nicht zu beobachten gewesen. In dieser Beziehung lässt sich das Erfurter Portal durchaus als mitteldeutscher Erstling bezeichnen. Aber auch *nach* dem Bau der Peterskirche finden sich Portale mit Rahmungen in Mitteldeutschland nur gelegentlich. Die beiden Portale an der Nordseite von St. Godehard in Hildesheim (Abb. 102) dürften, wie die Wandgliederung direkt mit der Erfurter Kirche zusammenhängen. Auch die Rahmung des Westportals der Lausiger Klosterkirche wird auf Erfurt zurückgehen, wobei die Kirche selber keine weiteren Vergleichbarkeiten mit Erfurt aufweist.

Beim Nordquerhausportal in Königslutter aber fehlt die Rahmung schon wieder, nur das Sockelprofil wird im Halbkreis um das Rundbogenportal herumgezogen. Doch vor allem handelt es sich hier um ein Säulenportal, so dass schon aus diesem Grunde von einem Einfluss aus Erfurt kaum noch gesprochen werden kann. Eher wäre hier auf das Westportal in Paulinzella zu verweisen. Erfurter Einfluss ist auch bei anderen Portalen mit Rah-

⁵⁵⁸ Wimpfen im Tal (um 1030/40, mit Kämpferprofilen, aber ohne Sturz und Tympanon), Hirsau, St. Peter und Paul (1082-91, Westportal), Alpirsbach (1. Dr. 12. Jh.), Niedermünster/Els. (nach M. 12. Jh.) und - als Spätling der Speyerer Nachfolge (ohne Kämpferprofile, Sturz und Tympanon, mit eingekehlten Gewände- und Archivoltenstufen) - die Klosterkirche Neuweiler im Elsass (3. V. 12. Jh.), ähnlich Ellwangen, Stiftskirche Südportal, um 1200), jedoch mit Tympanon.

mungen und/oder um das Portal herumgeführten Sockelprofilen eher unwahrscheinlich, so dass sich eine "Entwicklungsreihe" kaum aufstellen lässt, wie Berger es versucht hatte⁵⁵⁹.

Die Figur des aus dem Sockelprofil heraus entwickelten Portalgewändes ist sicherlich Hirsauer Ursprungs. An der ruinösen Hirsauer Klosterkirche St. Peter und Paul zeigen gleich mehrere Portale diese Weiterführung des Sockelprofils im Portalgewände. Leider sind die oberen Bereiche der Portale dort bis auf das des südlichen Querhausarmes - ein einfaches Sockelumlaufportal ohne Rahmung - zerstört, so dass nicht mit Sicherheit zu sagen ist, ob nicht auch das Rahmen-Motiv um die Portalbögen bei einem dieser Portale in Hirsau vorgebildet war. Das Rahmenmotiv findet sich allerdings beim Torbau der Grobkomburg (1. H. 12. Jh.), vor allem aber am Westportal der Klosterkirche Alpirsbach, das jedoch erst aus der Zeit um 1120 stammen soll⁵⁶⁰. Mindestens das *Auftreten* dieses Portalmotives in Südwestdeutschland ist damit gesichert. Sollten die beiden Erfurter Portale, wie vermutet, erst der Umbauplanung angehören, könnte das Alpirsbacher Portal, oder ein anderes südwestdeutsches, vielleicht sogar ein Hirsauer Rahmenportal dem Erfurter als Vorbild gedient haben.

Die Genese des Portalrahmen-Motivs lässt sich nur schwer zurückverfolgen. Eine gewisse Formenverwandtschaft scheint wiederum mit dem Tabularium- oder Theaterwand-Motiv antikrömischer Provenienz zu bestehen, also jener Figur, die schon als wahrscheinlichste Voraussetzung für die Verbindung der beiden mittelalterlichen Wandgliederungsprinzipien an der Payerner Hauptapsis anzunehmen waren. Die Portale stehen dem antiken Vorbild mit ihrer Rundbogenöffnung, die von einer Säulen-Architravgliederung eingeraht wird allerdings deutlich näher, als das Gliederungs-Motiv der Payerner Apsis. Solche Portale sind im 12. Jahrhundert vor allem in Burgund relativ häufig anzutreffen. Als Beispiel sei auf das Nordquerhausportal der Abteikirche von Paray-le-Monial verwiesen. Formal sind sie die nächsten Verwandten des Erfurter, Hildesheimer oder Alpirsbacher Rahmen-Portals.

⁵⁵⁹ In der Nachfolge des Erfurter Querhausportals sieht Berger - in Anlehnung an Meier (Meier 1911) - die Portale von Lausigk, Hildesheim/St. Godehard und Hamersleben, wogegen die Portale von Königsutter und Hillersleben seiner Ansicht nach über Erfurt „hinausgingen“ (S. 294 ff.).

⁵⁶⁰ Schmidt o.J., S. 8

In der Baukunst des hohen Mittelalters nehmen diese burgundischen Portale eine besondere Stellung ein, denn es scheint, dass die burgundischen Portale antikrömischer Provenienz die ersten wirklich repräsentativen Portale des Mittelalters waren. Zuvor wurden Portale kaum zur Architekturbildung genutzt - und zwar in *ganz* Europa. Portale waren bis dahin einfach nur Mauerdurchbrüche, die den Eintritt ins Innere eines Gebäudes ermöglichen, mehr nicht. Diesem Zweck entsprechend einfach waren sie gestaltet. Zumeist weisen sie eine rechteckige Öffnung auf, die von einem Sturzstein überdeckt ist⁵⁶¹. Der Sturz wird zur Mitte hin häufig giebelartig verstärkt⁵⁶², und über dem Sturz ist in der Regel ein gemauerter Entlastungsbogen angeordnet. Solche Portale gibt es noch bis ins 12. Jahrhundert hinein⁵⁶³. Manche Portale sind einfache Rundbogenportale *ohne* horizontalen Sturz⁵⁶⁴ - möglicherweise liegt hier eines der Vorbilder für das Speyerer Portal. Häufig sind die Stürze bei solchen Rundbogenportalen aber auch nur im Laufe der Zeit verloren gegangen⁵⁶⁵. Leider wurden viele frühe Portale überarbeitet oder gar gänzlich ersetzt, deren einfache Gestalt späteren Nutzern nicht mehr genügte, darunter viele Portale überkommener Bauten des 10. und 11. Jahrhunderts.

Vor allem im Süden Frankreichs haben sich aber einige Portale des 11. Jahrhunderts erhalten⁵⁶⁶. Besondere Bedeutung erlangten dabei die Portale in Katalonien und im Languedoc. Die frühen Reliefs auf den Türstürzen⁵⁶⁷ dürften den Beginn der Entwicklung

⁵⁶¹ Gernode (10. Jh.), Epfig/Els. (fr. 11. Jh.), Altenstadt/Els. (1. Dr. 11. Jh.), Bergholzzell/Els. (1. H. 11. Jh.), Surburg/Els. (um 1050/60). Leider gibt es noch keine umfassende Untersuchung zur Geschichte des Portalbaues, die die „einfacheren“ Portale der Zeit vor dem 12. Jahrhundert umfasst, so dass hier nur auf wenige Arbeiten, wie Kautzsch 1944 verwiesen werden kann, die die Gestalt solcher Portale und ihre Entwicklung wenigstens für *eine* Region (das Elsass) genauer darstellt.

⁵⁶² Schon seit karolingischer Zeit: Das Portal aus Pfeddersheim (heute im Museum in Worms).

⁵⁶³ Vor allem in der Auvergne, etwa das Südportal von Notre-Dame-du-Port in Clermont. Weiteres Beispiel ist das Westportal der Kathedrale in Maguelone/Herauld (inschriftl. datiert auf 1178).

⁵⁶⁴ Etwa S. Pierre in Jumièges (930/40 oder letztes Dr. 10. Jh.). Auch die Vorhalle der Abteikirche in Jumièges (um 1045) weist ein solches Portal auf.

⁵⁶⁵ Deutlich zu erkennen in Aime/Isère, wo die beiden Gewände als Auflager des herausgebrochenen Sturzsteines noch vorhanden sind. Der ursprüngliche Entlastungsbogen bildet heute den oberen Abschluss des Portales aus. Vielfach dürften solche Portalstürze aus Holz bestanden haben, wie noch heute an zwei Portalen in S. Donat/Provence erhalten, deren deutlich geringere Lebensdauer sicherlich öfter zum Verlust der Tympanonzone geführt haben dürfte.

⁵⁶⁶ Etwa in Arles de Tech.

⁵⁶⁷ Etwa 20 Portale mit reliefierten Stürzen sind in Katalonien bekannt, die beiden bedeutendsten sind die Türstürze in Saint-Genis-de-Fontaines (1019/20) und Saint-André-de-Sorède (um 1020/30).

des reliefierten Portaltympanons markieren, eine Entwicklung, die einen ersten Höhepunkt im frühen 12. Jahrhundert insbesondere im Quercy erreichte⁵⁶⁸. Diese Portaltympana wiederum sollten eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Relieftympana „gotischer“ Portale der Île-de-France und der Champagne werden. Auch in Burgund, und dort vorzugsweise im französischen Herzogtum entstanden seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhundert Portale mit Relieftympana⁵⁶⁹.

Die Reliefs aller dieser Portale sind von ihrer Architektur her zweiteilig aufgebaut. Sie unterscheiden bis in die „Gotik“ hinein zwischen dem horizontalen Türsturz und dem eigentlichen Tympanonfeld darüber. Auch das Erfurter Südportal ist in diesem Sinne ein Tympanon-Portal (Abb. 60). Zwar ist weder der Sturz, noch das Tympanonfeld selber reliefiert, es gibt jedoch noch heute Reste von Malereien bei diesem Portal, und zwar sowohl auf dem Sturz, als auch im Tympanonfeld. Die Malereien lassen sich gleichsam als „einfachere Variante“ des Tympanonreliefs verstehen, was ein weiteres Mal auf die vermutete burgundische Herkunft des Erfurter Portals verweist.

IV.8.4. Erfurt und das „Hirsauer Schema“

Die Architektur der Erfurter Peterskirche gilt neben der der Klosterkirche Paulinzella als bedeutendstes Beispiel für die „Hirsauer Bauschule“ auf mitteldeutschem Boden. Dem aufmerksamen Leser wird jedoch nicht entgangen sein, dass das „Hirsauische“ Moment bei unserer Analyse der Kirche fast überhaupt keine Rolle spielte. Dafür war umsomehr von regionalen Einflüssen insbesondere aus dem südwestdeutschen und niederrheinischen Raum auf den Neubau der Erfurter Peterskirche die Rede, die im Wesentlichen nichts mit der Hirsauer Klosterreform zu tun haben. Doch wie steht es nun mit der Zugehörigkeit der Kirche dieses Hirsauisch reformierten Klosters zu einer „Hirsauer Bauschule“, von der insbesondere die ältere Literatur, aber keineswegs nur sie spricht? ⁵⁷⁰

⁵⁶⁸ Die beiden Portale in S.Sernin in Toulouse (A. 12. Jh.), das Westportal von S.Foy in Conques (zw. 1107/1125), die Portale in Moissac (um 1135), Beaulieu-s.-D. (um 1130/40).

⁵⁶⁹ Charlieu (2. H. 11. Jh.), Anzy-le-Duc (A. 12. Jh.), weitere Portale in Perrecy-les Forges, Fleury-la-Montagne und Montceaux-l'Étoile. Bedeutendste Portale sind in der Abteikirche in Vezelay (um 1140) und der Kathedrale in Autun (2. H. 12. Jh.) erhalten.

⁵⁷⁰ Noch dem jüngsten Bearbeiter der Peterskirche Rolf Berger etwa gilt der Bau *vor allem Anderen* als „erster

Mit „Hirsauisch“ sind bestimmte bauliche Merkmale beschrieben, die den Kirchenbauten Hirsauisch reformierter Klöster eigen sein und - wenigstens teilweise - sogar auf das Mutterkloster in Hirsau selbst zurückgehen sollen. Schöpfer dieser Architekturen seien monastische Bauhütten, die ihrerseits alle an einem Kirchenbau beteiligten Gewerke umfassten, von Steinmetzen über Maurer, Zimmerleute, Bildhauer zur Herstellung der Bauplastik bis hin zu jenen „magistri operis“, die auf jeder Baustelle für Entwurf und Bauausführung verantwortlich zeichnen. Die Mitglieder dieser Bauhütten sollen allesamt Hirsauisch reformierte Benediktiner-Mönche aus dem Stand der Konversen gewesen sein. Solche Bauhütten sollen *als Ganze* von Baustelle zu Baustelle gezogen sein und dort jeweils nach „Baugewohnheiten“ gearbeitet haben, die im Bereich des Hirsauisch reformierten Ordens entwickelt und als einheitliche Norm für alle Hirsauischen Bauhütten mehr oder weniger verbindlich waren. Die „Baugewohnheiten“ selber ließen sich aus zwei überlieferten Quellen des 11. Jahrhunderts ableiten, den „Constitutiones Hirsaugienses“ des Hirsauer Abtes Wilhelm von etwa 1091, die die Anlage und Einteilung eines (reformierten oder zu reformierenden) Klosters beschreibt - allerdings keine *Bauvorschriften* enthält -, und den „Consuetudines Farfenses“ des Abtes Hugo von Farfa (zwischen 1039 und 1048 entstanden), die wegen der ausgiebigen Behandlung des cluniazensischen Prozessionswesens vor allem für die Anlage der Westvorhalle in Cluny und - davon abgeleitet - auch für die Vorhallenanlagen Hirsauer Reformbauten im Allgemeinen von Bedeutung ist. Soviel zu der erstmals von Dehio/Betzold⁵⁷¹ entwickelte Theorie einer „Hirsauer Bauschule“.

Mit dieser Theorie einer „Hirsauer Bauschule“ versuchte man, bestimmte, immer wiederkehrende Merkmale bei Kirchenbauten Hirsauisch reformierter Klöster zu erklären. Die „Hirsauischen“ Merkmale „in Grundriss, Aufriss und Dekoration“ waren erstmals von C.H. Baer zusammengestellt worden⁵⁷². Zu den Grundrißmerkmalen zählte Baer etwa die Dreischiffigkeit des Presbyteriums mit der Besonderheit des geraden Presbyteriumschlusses bei einem - von ihm so bezeichneten - „schwäbisch-alemannischen Kirchentyp“, dem

Großbau der Hirsauer Reform in Mitteldeutschland“.

⁵⁷¹ Dehio/Betzold 1884/1901, S. 212

⁵⁷² Baer 1897, S. 114 ff., Zusammenfassung S. 126/127

auch die Erfurter Peterskirche (Bau II) angehören soll⁵⁷³. Auch die Existenz einer Westvorhalle zählte er dazu, hob aber zugleich die „mannigfaltige“ Ausbildung dieser Vorhallen heraus – eine Mannigfaltigkeit, die allerdings die eigentlich die zugrundeliegende These einer einheitlichen *Bauschule* schon wieder infragestellt. Beim Aufriß beschrieb Baer eine „beinahe gesucht erscheinende Einfachheit“, die sich am Außenbau in ungegliederten Bruchsteinwänden ausdrücke (nur Apsiden, Westfassaden, Türme und Portale bildeten hier eine Ausnahme), im Inneren an glatten Hochschiffwänden und im Verzicht auf Wölbungen (mit Ausnahme von Gewölben in Untergeschossen zweigeschossiger Raumbereiche). Wölbungen insbesondere von Presbyterien bezeichnete er als „Nachahmungen, nicht als eigene“ (d.h. Hirsauische) „Erfindungen“. Als „Hirsauische“ Einzelformen nannte er vor allem die Verwendung von Säulen bei den Arkaden im Langhaus, die er auf antike Vorbilder zurückführte - auch hier mit Ausnahmen in Regionen außerhalb Schwabens, wo es an „Materialien und Arbeitern zur Herstellung kunstvoller Säulen“ fehlte, und wo man stattdessen den Pfeiler verwandte, der aber ähnlich wie in Erfurt⁵⁷⁴ mit vorgesetzten Säulen oder Kantenrundstäben versuchte, die „erstrebte, aber hier unmöglich zu erstellende Säule“ zu ersetzen. Auch den Einsatz des choris minor-Pfeilers beschrieb Baer schon, ohne freilich diesen Begriff explizit zu verwenden. Ferner hob er die Rechteckrahmung über den Arkaden der Hochschiffwand hervor - die Rechteckrahmung von Portalen wäre hier den Aufzählungen Baers der Vollständigkeit halber noch hinzuzufügen. Als „Errungenschaft der Hirsauer Bauschule“ zählte Baer schließlich auch das Eckblatt der attischen Säulenbasis sowie eine charakteristische Variante des Würfelkapitells mit konzentrisch ineinander angeordneten Schilden, außerdem das Würfelfries-Ornament.

Freilich führte Baer auch eine ganze Reihe von Ausnahmen an, wie die Verwendung von Pfeilern statt der Säulen bei den Langhausarkaden oder gar einen Stützenwechsel, wie die genannte „Mannigfaltigkeit“ der Vorhallenbildung oder die Einwölbung von Presbyterien, schließlich die Vielfalt von Turmbildungen einschließlich einiger Vierungstürme. Spätestens hier wäre eigentlich die unterstellte Hirsauer „Schulbildung“ infrage zu stellen, was

⁵⁷³ Baer 1897, S. 115, bezogen auf den vorgefundenen Zustand *nach* dem Planwechsel, den man ja bekanntlich damals noch nicht als solchen erkannt hatte.

⁵⁷⁴ Baer 1897, S. 122

schon vor weit einem halben Jahrhundert durch Manfred Eimer⁵⁷⁵ und Wolfbernhard Hoffmann⁵⁷⁶ geschah. Hoffmann stellt die Einwände gegen eine „Hirsauer Bauschule“ in kritischer Würdigung der Überlegungen Eimers am Ende seiner Arbeit systematisch zusammen, sie seien kurz referiert⁵⁷⁷.

Im Vergleich der noch erfassbaren Kirchen Hirsauisch reformierter Klöster ließen sich nach Hoffmann einige immer wiederkehrende Merkmale isolieren, wie etwa die Presbyteriums-Seitenschiffe, der chorum minor oder die Westvorhalle, das Fehlen von Krypten oder Rechteckrahmungen um die Bögen der Hochschiffarkaden und andere Details, doch waren alle diese Elemente nicht nur bei Hirsauisch reformierten Klöstern, sondern auch bei Kirchen anderer Reformorden zu finden – Hoffmann spricht hier von Zügen einer „allgemeinen monastischen Erneuerungsbewegung“. Andererseits ließen sich individuelle, vom allgemeinen „Hirsauischen Schema“ abweichende Merkmale beobachten - etwa bei der Ausstattung einer Kirche mit Türmen -, die Hoffmann jeweils auf „landschaftliche Eigenarten“ zurückführen konnte, Eigenarten, die wiederum mit der Hirsauer Reform nichts zu tun haben - angefangen von der Kirche St. Peter und Paul in Hirsau selber, die für Hoffmann „oberrheinischer Bautradition“ folgt. Daran anschließend unterschied Hoffmann Architekturen in Gebieten mit einer von den Bauleuten der „Hirsauer“ Kirchen *vorgefundenen* Bautradition - so etwa im südlichen Niedersachsen - von „bautraditionslosen Gebieten Mitteldeutschlands“ - zu denen auch Thüringen und somit die Erfurter Peterskirche zu rechnen ist. Die Traditionslosigkeit sieht Hoffmann als Grund für die Übernahme bestimmter Merkmale „aus dem Schwäbischen“ (Vergleich mit Alpirsbach), wie etwa die Erfurter Osttürme⁵⁷⁸ - allerdings auf Grund der Becker'schen Rekonstruktion, die als nicht zutreffend zu erkennen waren⁵⁷⁹. Soviel zu den Einwänden Hoffmanns gegen eine „Hirsauer Bauschule“.

Was ist von all den „Hirsauischen“ Merkmalen nun wirklich in Erfurt zu finden? Schon der erste Entwurf sah eine dreiteilige Presbyteriumanlage vor - ob sie wie bei den „Hirsauer“

⁵⁷⁵ Eimer 1937

⁵⁷⁶ Hoffmann 1950/1

⁵⁷⁷ Hoffmann 1950/1, S. 119 ff.

⁵⁷⁸ Hoffmann 1950/1, S. 46

⁵⁷⁹ Siehe Kapitel III.1.3.

Kirchen auch dreischiffig gedacht war, Haupt- und Nebenchöre also über Arkaden räumlich miteinander verbunden sein sollten ließ sich nicht eindeutig klären. Mit St. Peter und Paul in Hirsau selber wird gewöhnlich die jüngere, die *ausgeführte* Erfurter Presbyteriumanlage mit ihrem geraden Schluss erklärt, doch es fehlt hier sowohl die Unterteilung des östlichen Raumsegmentes im eigentlichen Presbyteriumraum in drei Kapellen, als auch die Grundrißstaffelung der drei Schiffe, beides charakteristische Merkmale der Hirsauer Abteikirche. Mehr noch: Das flach geschlossene „Hirsauische“ Presbyterium erweist sich bei genauerer Betrachtung als Ergebnis einer „Übertragung“ der ursprünglichen Erfurter Westbaulösung ans Ostende der Kirche, die „Übereinstimmung“ mit der Hirsauer Abteikirche ist also eher ein Zufall. Von den klassischen „Hirsauischen“ Merkmalen fehlte beim ersten Entwurf die obligatorische Vorhalle ebenso, wie der „chorus-minor“-Pfeiler. Als die Kirche dann mit der Planänderung eine Vorhalle zwischen den Türmen erhielt, fiel diese eher bescheiden aus⁵⁸⁰. Auch die Pfeiler der Hochschiffarkaturen sind eher „untypisch“ für die „Hirsauer Bauschule“. „Chorus-minor“-Pfeiler und Vorhalle wurden wenigstens mit der Planänderung hinzugefügt. Dem im flachgedeckten Mittelschiff durchaus angelegten Schlichtheits-Gedanken widerspricht dann aber eindeutig die geplante Tonnenwölbung der Seitenschiffe. Auch beim Außenbau wäre ein etwa vorhandenes „Schlichtheitsgebot“ - Baers „beinahe gesucht erscheinende Einfachheit“ - mit einer durchaus als ungewöhnlich reich zu charakterisierenden Gliederung „verletzt“ worden, einer Gliederung, die obendrein nicht an der Westfassade, den Türmen oder bei den Portalen zu finden ist, sondern an den Seitenwänden von Langhaus und Presbyterium. Ihre Rückführung auf die Abteikirche im burgundischen Payerne lässt dabei eher an cluniazensische, als an hirsauische Einflüsse denken, zumal solche Wandgliederungen in Hirsau um 1100 noch völlig unbekannt sind. Beim eher schlicht gehaltenen Südquerhausportal - das einzige, was sich in Erfurt beurteilen lässt - findet sich wenigstens die „Hirsauer Rahmung“, eines der „klassischen“ Elemente „Hirsauischer Dekoration“. Hirsauisch im engeren Sinne, da zuvor schon an der Hirsauer Abteikirche St. Peter und Paul zu beobachten ist hier die Herumführung des Sockelprofils um das Portal entlang der Gewände. Bezeichnenderweise fehlte diese Rahmung aber gerade im Inneren an den Hochschiffwänden über den Arkadenbögen, also an jener Stelle, wo viele - nicht nur Hirsauisch reformierte - Kirchen dieses

⁵⁸⁰

Unklar bleibt dabei allerdings die zeichnerisch überlieferte Vorhalle *vor* der Westfront der Kirche, von der wir aber bislang nicht einmal den Grundriss kennen, ganz zu schweigen vom Fehlen sämtlicher Anhaltspunkte auf die Entstehungszeit dieser Vorhalle.

„klassische“ Merkmal der „Hirsauer Bauschule“ aufweisen. An „Hirsauischer Dekoration“ weist die Erfurter Peterskirche sonst noch Würfelkapitelle bei den Nischensäulen der Langhauspfeiler und an der Außenwandgliederung des Langhauses auf, sowie - nach der Planänderung - Würfelfriesen an den Osttürmen.

Das Erfurter Quadermauerwerk ist nur bei wenigen „Hirsauer“ Bauten zu beobachten, die aber wie Biburg oder Prüfening mindestens gleichzeitig, zumeist aber später als die Erfurter Peterskirche entstanden, keinesfalls jedoch früher. Dem Hirsauer Mutterkloster selber war großflächiges Quadermauerwerk um 1100 noch unbekannt⁵⁸¹, doch ließ es sich bei einigen Architekturen im südwestdeutschen Raum beobachten - die allerdings allesamt *außerhalb* des Hirsauer Kreises stehen. Auch hier liegt eher ein regionaler Zusammenhang vor, der vom Heinrichsbau des Speyerer Domes ausging.

Umgekehrt sind manche „Hirsauische“ Merkmale der Erfurter Peterskirche nicht unbedingt auf die Hirsauer Reform zurückzuführen. Die zu nicht genauer bestimmbarer Zeit, wohl aber noch im 12. Jahrhundert vor die Westfront gesetzte offene Paradiesvorhalle ähnelt mehr der traditionellen Lösung vor der Westturmfront liegender Paradiesvorhallen, wie sie heute noch beim Mindener Dom zu beobachten ist, als irgendeiner Vorhallenarchitektur Hirsauisch reformierter Klöster. Auch die dreiteilige (erste) Presbyteriumanlage mit Apsidenschluss ist in Mitteldeutschland nicht unbedingt auf den Einfluss eines Hirsauisch reformierten Klosters zurückzuführen, denn sie war noch *vor* Baubeginn in Erfurt bei der Kirche des Gorzisch reformierten Klosters Ilseburg zu beobachten. Presbyteriumanlagen dieser Art sind zudem auch bei den etwas jüngeren *Augustinerchorherrenstiften* Hamersleben und Halberstadt (Liebfrauen) vorhanden, die mit der Hirsauer Reform wenig zu tun haben. In Hamersleben gibt es zudem eine bauliche Sonderung des „chorus-minor“ durch entsprechende Pfeilerbildung. Dies legt eher den Schluss nahe, dass die Merkmale der vermeintlichen „Hirsauer Bauschule“ in Wirklichkeit bauliche Maßnahme waren, die zur Durchführung bestimmter liturgischer Handlungen unerlässlich sind, wie sie zwar durch die Hirsauer Reform, aber eben *nicht nur durch sie alleine* festgeschrieben wurden.

⁵⁸¹ Die beiden aus Quadermauerwerk bestehenden Westtürme, von denen einer - der sog. „Eulenturm“ - noch aufrecht steht wurden erst um 1120 hinzugefügt.

Hoffmann hatte darin Merkmale einer „allgemeinen monastischen Erneuerungsbewegung“ gesehen.

Die vor allem von Eimer und Hoffmann geäußerte Skepsis gegenüber der Existenz einer „Hirsauer Bauschule“ ist also zu erneuern und zugleich zu erweitern. Letzteres betrifft vor allem jene architektonischen Merkmale, die Hoffmann als „landschaftliche Eigenarten“ interpretiert hatte. Hoffmann meinte damit lokale Bautraditionen, in die durchaus auch die Bauwerke Hirsauisch reformierter Klöster eingebunden sind. Dies trifft sicherlich für viele Hirsauische Kirchen zu. In Thüringen aber, und damit auch auf dem Erfurter Petersberg hatte Hoffmann eine solche Bautradition ausdrücklich vermißt. Diese Einschätzung besteht freilich nur *teilweise* zu Recht, denn entgegen Hoffmanns Ansicht gab es in Thüringen schon deshalb solche „Bautraditionen“, weil hier eben schon *vor* 1100 bedeutende Bauwerke existierten. Der Merseburger Dom des 11. Jahrhunderts ist nur eines von ihnen, und leider fast das einzige, das wenigstens in Teilen noch erhalten ist (Ostbau) und nicht vollständig der Neubautätigkeit des späteren Mittelalters zum Opfer fiel. Auch die frühmittelalterlichen Vorgängerbauten auf dem Erfurter Petersberg gehörten vielleicht zu den bedeutenderen thüringischen Bauwerken, genaueres lässt sich leider mangels archäologischer Befunde dazu nicht sagen. Die thüringischen Bautraditionen mögen nicht so ausgeprägt sein, wie etwa in Niedersachsen, doch wie unsere Untersuchung zeigen konnte spielte sie beim Neubau auf dem Erfurter Petersberg durchaus eine Rolle, insbesondere ist der Einfluss des Merseburger Domes unübersehbar.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass die Erfurter Peterskirche vergleichsweise wenige „Hirsauische“ Merkmale aufweist, ja, dass wichtige Merkmale bei der ersten Bauplanung noch garnicht vorhanden waren und erst mit dem Planwechsel hinzugefügt wurden. Insbesondere scheint das Hirsauer Mutterkloster selber für den Neubau auf dem Erfurter Petersberg keine nennenswerte Rolle gespielt zu haben, auch wenn der grundsteinlegende Abt Burchard selbst aus Hirsau stammte. Waren schon vor über einem halben Jahrhundert Zweifel an der Existenz einer „Hirsauer Bauschule“ geäußert worden, so ist die Erfurter Peterskirche hervorragend geeignet, um gerade die *Nicht*-Existenz einer solchen „Hirsauer Bauschule“ anschaulich darzustellen.

V. Zusammenfassung: Die Stellung der Klosterkirche auf dem Erfurter Petersberg in der europäischen Architekturgeschichte um 1100

Die Analyse der einzelnen Architekturelemente der Erfurter Peterskirche, ihre isolierte Betrachtung und Beschreibung hatte ein verhältnismäßig genaues Bild von ihrer jeweiligen Herkunft, aber auch ihren Nachfolgern in Mitteldeutschland ergeben. Hinsichtlich ihrer Herkunft ließ sich einerseits feststellen, dass bestimmte Merkmale in Erfurt eindeutig aus weiter entfernten Regionen *importiert* worden waren. Andererseits war ein Rückgriff auf einheimische Motive nachweisbar, die bereits deutlich *vor* dem Neubau der Erfurter Peterskirche in Mitteldeutschland vorhanden waren. Letztere ließen sich noch einmal unterscheiden in Merkmale, die bereits seit der ottonischen Epoche in Mitteldeutschland heimisch waren, und solche, die erst im Laufe des 11. Jahrhunderts, und ebenfalls aus weiter entfernten Regionen nach Mitteldeutschland gelangten. Schließlich waren die Regionen selbst zu unterscheiden, deren Einfluss sich in Erfurt bemerkbar machte.

Beginnen wir mit Letzteren. Quer durch den mitteldeutschen Raum zieht sich jene mitteleuropäische „Kulturgrenze“, die sich im heutigen Deutschland seit der karolingischen Epoche nachweisen lässt, und die im Wesentlichen entlang der Nordgrenze der europäischen Mittelgebirge verläuft. Politisch ist sie weitgehend identisch mit der Südgrenze des mittelalterlichen Sächsischen Herzogtums, die im mitteldeutschen Raum etwa in Höhe der Stadt Kassel die Fulda schneidet, den Harz über seine südlichen, noch heute thüringischen Ausläufer quert und schließlich entlang des Unterlaufs der Unstrut die alte, das Reich nach Osten hin begrenzende Elbe-Saale-Linie erreicht. Thüringen liegt südlich dieser Grenze und ist kulturell vom mainfränkischen, durch die Missionstätigkeit des Bonifatius vor allem aber vom Fuldaer Raum abhängig - zu den wichtigsten Gründungen des Bonifatius überhaupt gehörte schließlich die des Bistums Erfurt (741). Noch in der Zeit um 1100 ist diese Grenze in der zeitgenössischen Architektur nachweisbar, erst im Laufe des 12. Jahrhunderts - freilich mit ersten Ansätzen in der Mitte des 11. Jahrhunderts - verwischen die relativ scharfen Konturen dieser Kulturgrenze im Zuge des fortschreitenden Landesausbaues.

Während die Architektur im Norden des mitteldeutschen Raumes um 1100 noch weitgehend von der westfälischen Architektur beeinflusst ist oder mit ihr zusammenhängt, weist der Süden – und dazu gehört auch ganz Thüringen – Einflüsse aus dem fränkischen und oberrheinischen Raum auf. Dies zeigt sich nicht zuletzt an der Erfurter Peterskirche. Die markantesten Merkmale des Baues, das Gliederungssystem und die Herstellung ganzer Wandflächen einschließlich der Gliederungselemente in Quadermauerwerk wurden aus dem südwestdeutschen Raum bzw. aus dem mittelalterlichen Königreich Burgund, dem heute schweizerischen Jura importiert. Für das Gliederungssystem ließ sich dabei mit der Abteikirche in Payerne sogar ein ganz bestimmter Bau namhaft machen. Weniger konkret ist die Spur hinsichtlich der vollflächigen Ausbildung der Wand in Quadermauerwerkstechnik, was um 1100 im gesamten oberrheinischen Raum und östlich davon zu beobachten war. Im Blickfeld stand dabei der Heinrichsbau des Speyerer Domes, der als Beginn des großflächigen Quadermauerwerksbaues in Südwestdeutschland gelten darf. Eine direkte Verbindung zwischen Erfurt und Speyer - oder einem anderen oberrheinischen Bau - ließ sich allerdings nicht erkennen.

Der geplante Dreiapsidenchor ist in Burgund ebenfalls häufig anzutreffen. Vergleichbare Anlagen dieser Art gibt es freilich auch in der Maas- und Niederrheinregion. Außerdem entstanden vor dem Erfurter Neubau, gegen Ende des 11. Jahrhunderts in Drübeck und Ilsenburg bereits zwei mitteldeutsche Dreiapsidenanlagen. In welchem Verhältnis nun die Erfurter Presbyteriumanlage zu den beiden mitteldeutschen, zu den niederrheinischen und zu den burgundischen Chören stand, lässt sich angesichts der offenen Fragen bei der Rekonstruktion des geplanten, aber wohl niemals begonnenen Dreiapsidenchores in Erfurt nicht sagen. Etwa *zeitgleich* mit Erfurt entstandene Dreiapsidenanlagen in Paulinzella, Breitung und Sangerhausen, aber auch die älteren Anlagen von Drübeck und Ilsenburg (beide in Sachsen gelegen!) sprechen wegen der räumlichen Verbindung zwischen Mittel- und Presbyteriumseitschiff für burgundische Herkunft, wogegen die Ostanlage im (ebenfalls sächsischen) Hamersleben mit seinen abgeschlossenen Presbyteriumseitskapellen und dem Fehlen von Querhauskapellen eher dem niederrheinischen Kreis zuzurechnen ist.

Burgundisch - mit Vorgängern zu Beginn des 11. Jahrhunderts in der Normandie - könnte auch das Motiv der in die Arkadenleibung eingestellten Säulen-Bogen-Rahmen sein. Dieses Motiv fand in Mitteldeutschland zunächst keine Nachfolge, trat erst im *ausgehenden* 12. Jahrhundert wieder auf. Auf Voraussetzungen *nördlich* der besagten Kulturgrenze ließen sich dagegen die Erfurter Langhauspfeiler zurückführen. Mit ihren in Nischen eingestellten Halbsäulen sind sie unmittelbar den Kryptenpfeilern des Merseburger Domes entlehnt - diese stehen von allen angeführten vierteiligen Pfeilern den Erfurtern noch am nächsten. Den Merseburgern verwandte Pfeilerfiguren fanden sich allerdings auch im niederrheinischen Raum.

Aus alledem deutet sich im gesamten mitteldeutschen Raum zu Ende des 11. und Beginn des 12. Jahrhunderts ein burgundischer Einfluss an - trotz mancher Züge aus Regionen nördlich der genannten Kulturgrenze, die freilich wie im Falle der Erfurter Langhauspfeiler mit ihren Nischensäulchen teilweise schon *vor* Eröffnung der Erfurter Baustelle in Mitteldeutschland vorzufinden waren. Eine ganze Reihe von Bauwerken weisen Merkmale burgundischer Provenienz auf, darunter manche, wie die Sangerhäuser Ulrichskirche sogar mit ganz anders gearteten Elementen, die in Erfurt überhaupt nicht zu beobachten waren.

Einige der Erfurter Architekturmerkmale folgen freilich eher einheimischer, sprich: mitteldeutscher Tradition, und zwar nördlich, wie südlich der bezeichneten Kulturgrenze. Der ursprüngliche, wohl in der Art eines niedersächsischen Westriegels geplante Westbau etwa gehört dazu. Auch die Anlage des Langhauses, mit ihrem flachgedeckten Mittelschiff ist eher in Deutschland beheimatet - in Burgund sind die Kirchen zu dieser Zeit schon fast durchgehend eingewölbt. Die Bedeutung des Kirchenneubaues auf dem Erfurter Petersberg liegt demnach nicht so sehr in der Anlage selber - sie blieb eher konventionell und dem damals auch in Mitteldeutschland bereits Üblichen verpflichtet. Es sind vor allem die *gliedernden* Architekturelemente der Peterskirche, die bei diesem Bau zum ersten Mal in Mitteldeutschland auftraten und hier eine größere Nachfolge fanden. „Schulbildend“ ist dabei vor allem das Gliederungssystem der Außenwand geworden, das sich zunächst - und fast als „Kopie“ des Erfurter Systems - bei der 1133 begonnenen Hildesheimer Godehardikirche wiederfindet, sodann an der Stiftskirche in Königslutter (modifiziert an der

Hauptapsis, ebenfalls als „Kopie“ von Erfurt an den beiden Querhausapsiden). Wesentliche Elemente dieses Systems ließen sich während des ganzen 12. Jahrhunderts im mitteleutschen Raum beobachten, schließlich sogar noch im 13. Jahrhundert bei der Hauptapsis der südbrandenburgischen Zisterzienserklosterkirche Doberlug.

Doch viel entscheidender ist etwas Anderes: Mit dem Erfurter Gliederungssystem trat zum ersten Mal *überhaupt* ein Wandgliederungssystem in Mitteldeutschland auf, dicht gefolgt vom ähnlichen, aber einfacheren Quedlinburger Gliederungssystem. *Darin* liegt das eigentlich Revolutionäre der Erfurter Peterskirchen-Architektur. Neben diesem Wandgliederungssystem fanden natürlich auch die Nischenpfeiler des Langhauses, die der Erfurter Meister aus dem Bereich der (Merseburger) Krypta ins Langhaus von St. Peter gleichsam „hinaufgeholt“ hatte ihre Nachfolge, sie waren sowohl in Erfurt selber - in der Schottenkirche -, als auch an der Vorkirche in Paulinzella, und schließlich noch gegen Ende des Jahrhunderts in Thalbürgel zu beobachten.

Bei alledem war bislang nur vom Erfurter *Ursprungsentwurf* die Rede. Gegenüber diesem innovativen ersten Entwurf weist der zweite Plan nur wenige wirkliche Neuerungen auf. Dazu gehört vor allem der nicht mehr absidial, sondern flach geschlossene Ostchor, der nur bei oberflächlicher Betrachtung des Grundrisses als „Kopie“ der Presbyteriumanlage von St. Peter und Paul in Hirsau erscheint. Tatsächlich resultiert er im Wesentlichen aus der Verlagerung der Westturmanlage des älteren Entwurfes ans Ostende der Kirche. Die Anlage einer Ostturmfront ließ sich aus der topographischen Lage der Erfurter Peterskirche am Hang des Petersberges, und der damit verbundenen Fernwirkung der Türme erklären. In diesem Sinne hatten aber schon ältere Anlagen Ostturmfronten ausgebildet, in Mitteldeutschland, aber auch im Rheinland, so dass von einer Neuerung hier nicht gesprochen werden kann. Im Langhaus führte der zweite Meister den baulich gesonderten chorum minor ein, der sich aus den der Hirsauer Reform eigenen liturgischen Grundbedingungen ergibt. Schließlich wurde in das letzte westliche Mittelschiffsjoch zwischen den – nach dem Planwechsel nun nicht mehr weitergeführten – Westtürmen eine auf Säulen ruhende Gewölbeeinheit eingestellt, die den Raum in eine Eingangshalle und eine Empore unterteilte. Auch die Eingangshalle ergibt sich aus den liturgischen Gewohnheiten der Hirsauer Reform. Sie fiel aber gegenüber den Lösungen im Südwesten Deutschlands

eher bescheiden aus. Wohl deshalb fügte man etwas später vor der Westfront noch eine weitere, nun deutlich größere und nach außen hin offene Vorhalle an, deren bauliche Gestalt aber nur noch über ältere Darstellungen der Kirche zu erschließen ist.

Vom älteren Entwurf in den jüngeren übernommen sind im Wesentlichen die Gliederungssysteme. Sie wurden aber vereinfacht: Im Inneren fielen die Nischensäulen weg, am Äußeren des Presbyteriumbaues die Postamente der unteren Wandzone. Auf den zweiten Meister geht die Anlage von Steindächern zurück, deren Relikte noch an der Nordseite des Presbyteriums und am Nordquerhaus zu sehen sind. Sie wurden zwar im Ganzen nie ausgeführt, mit den Steindächern auf den Nebenapsiden der Halberstädter Liebfrauenkirche gibt es aber möglicherweise einen Nachfolger, der in – bislang nicht näher zu fassender Weise – auf die Erfurter Peterskirche zurückgehen könnte.

Die Neuerungen des *zweiten* Entwurfes haben in Mitteldeutschland nicht jene Nachfolge gefunden, die dem *ersten* Entwurf, insbesondere seinem Gliederungssystem beschieden war. Die Anlage von Osttürmen wurde in Erfurt selbst beim Neubau des Domes noch ein zweites Mal realisiert, weitere mitteldeutsche Nachfolger lassen sich jedoch nicht nachweisen. Der choris minor als baulich gesonderte Raumeinheit findet sich zwar auch bei anderen mitteldeutschen Bauten, dürfte aber mit der Hirsauischen Liturgie zusammenhängen und keinem *bestimmten* Vorbild, wie etwa der Erfurter Peterskirche folgen.

Bleiben also die Gliederungselemente des *ursprünglichen* Kirchenentwurfes in ihrer Bedeutung zu würdigen. Während die Anordnung von Nischensäulen der Mittelschiffspfeiler die Auflösung kubischer Baukörper, eben der Arkadenpfeiler einleitete, die sich schon in der Paulinzeller Vorhalle, vor allem aber in Thalbürgel mit der Auflösung der Kanten in Kantensäulchen und Rundstäbe bis in den Bereich der Arkadenbögen hinein fortsetzte, stellt das Erfurter Wandgliederungssystem zum ersten Mal in der Architekturgeschichte Mitteldeutschlands ein geschlossenes Wandsystem dar. Dieses System fand zwar eine gewisse Nachfolge, aber noch im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts erhielt es durch das ähnliche, aber bei weitem nicht so komplexe Quedlinburger Wandgliederungssystem starke Konkurrenz. Dieses Quedlinburger Wandsystem setzte sich in der Folge gegenüber dem Erfurter in Mitteldeutschland durch, wurde allerdings seit Mitte des Jahrhunderts

seinerseits bedrängt durch eine traditionalistische Architekturauffassung, die unter anderem die Rückkehr zur gliederungslosen – nicht: *un*-gegliederten! – Wand praktizierte. Nichtsdestotrotz finden sich Elemente der beiden Gliederungssysteme, des Quedlinburger, wie des Erfurter bis ins 13. Jahrhundert hinein immer wieder einmal.

Was lässt sich nun aus all dem an Erkenntnissen bezüglich der Zusammensetzung der Bauhütte auf dem Erfurter Petersberg gewinnen? Zu unterscheiden sind zunächst die verschiedenen am Bau beteiligten Personen bzw. Personen-Gruppen. Neben den Bauherren - den namentlich bekannten Äbten Burchard, der 1103 den Grundstein für den Neubau legte, sowie Ripert und Wernher I. und II. - gab es sicherlich einen oder mehrere - nicht einmal namentlich überlieferte - Bauverwalter. Die Anteile dieser beiden Personengruppen am Zustandekommen des Neubaus sind schwer einzuschätzen, beziehen sich aber weniger auf den Entwurf und die Ausführung, als auf die Vorbereitung. Für die Baufinanzierung zuständig waren die Bauverwalter. Die Zusammenstellung der Bauhütte selber, also die Auswahl der Handwerker, und dort insbesondere des „magister operis“ – des Werkmeisters – oblag dagegen den Äbten. Schon die Rede von einer *Zusammenstellung* der Bauhütte macht deutlich, dass keine geschlossene, alle Gewerke umfassende Bauhütte anzunehmen ist, die zuvor auf einer anderen Baustelle gearbeitet und dann als Ganzes nach Erfurt gewandert ist, um dort auf dem Petersberg weiterzuarbeiten, sondern von einer ganz neuen, in ihrer spezifischen Zusammensetzung *nur in Erfurt* arbeitenden Bauhütte. Inwieweit diese erste Bauhütte von Abt Burchard zusammengestellt wurde, oder schon von seinem Vorgänger, dem bedeutenderen Abt Gisbert aus Reinhardsbrunn, der das Kloster aber schon 1100 verließ muss offenbleiben.

Wesentlich mehr lässt sich über die Bauhütte selber aussagen. Dort gab es zunächst einmal den Werkmeister, der für den Entwurf der Kirche verantwortlich zeichnet und - im neuzeitlichen Sinne - der eigentliche *Architekt* der Kirche war. Sein Name ist ebensowenig bekannt, wie irgendwelche anderen Namen von Bauhandwerkern auf dem Erfurter Petersberg. Neben dem Entwurf oblag ihm vor allem die Leitung der *Bauausführung* - auch dies verbindet ihn mit dem modernen Architekten. Mindestens zwei solcher Werkmeister dürfte es im Verlauf des halben Jahrhunderts, in dem auf dem Erfurter Petersberg gebaut wurde gegeben haben, einen, dem die Ursprungsplanung oblag, und einen zweiten, der

für die Planänderung verantwortlich zeichnet. Warum Beides nicht in *einer* Hand gelegen haben kann wird noch zu erläutern sein. Doch beginnen wir mit dem ersten Werkmeister, nach dessen Entwurf man 1103 zu bauen anfang.

Der Entwurf ist, soweit man dies heute noch beurteilen kann einheitlich und bis ins Detail ausgearbeitet gewesen. Die Vorbildung des ursprünglichen *magister operis* bezüglich des Baues von Kirchen dürfte aber zunächst nicht über die Kenntnisse *einheimischer*, flachgedeckter Wand- und Pfeilerarchitekturen hinausgereicht haben, wie sie um 1100 vor allem im Norden und Osten des mitteleuropäischen Kulturraumes anzutreffen waren. Der höchstwahrscheinlich in der Art eines sächsischen Westriegels geplante Westbau und die Pfeilerarkaturen im Langhaus sprechen dafür, dass wir in ihm wohl einen *einheimischen*, sprich: thüringischen oder sächsischen Werkmeister zu sehen haben.

Der dreiapsidiale Schluss des ursprünglichen Presbyteriums erweist ihn allerdings als „fortschrittlichen“ Entwerfer, dem die neuesten „Architekturtendenzen“ im mitteldeutschen Kirchenbau nicht fremd waren. Dennoch scheinen seine Fähigkeiten, diese seine Kenntnisse auch *praktisch* umzusetzen begrenzt gewesen zu sein. Mit der Planung eines Tonnengewölbes in den Seitenschiffen etwa - einem Gewölbe, das im Bereich unterirdischer Krypten auch in Mitteldeutschland durchaus geläufig war, bei Oberkirchen aber, im Inneren von Langhäusern nur in wenigen Regionen Europas, wie in Burgund oder in Katalonien schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts anzutreffen ist - war er ganz offensichtlich überfordert, denn er setzte den Kämpferpunkt der Tonnen viel zu weit oben an, so dass das Gewölbe mit der Konstruktion des Seitenschiffsdaches in Konflikt geraten wäre und daher nicht mehr ausgeführt wurde.

Nichts deutet darauf hin, dass ihm die Problematik des Verhältnisses zwischen Gewölbe und Fassadengestaltung mit dem notwendigerweise *überhohen* Maueranteil über den Fenstern, die mit der „Erfindung“ der Zwerggalerie beim nur wenig älteren Speyerer Dom so grandios gelöst worden war überhaupt bewusst war. Im Gegenteil: Die Fassadengliederung entspricht dem, was bei einem *flachgedeckten* Seitenschiff, wie etwa dem Nordschiff der Quedlinburger Stiftskirche zu erwarten ist. Andererseits war das Durchgliedern von Fassaden mit Halbsäulen und Bogenfriesen im Thüringen der Zeit um 1100 noch

keineswegs üblich, und die etwas unsicher wirkenden Anschlüsse der Erfurter Seitenschiffs-Gliederung an Turm und Querhaus, die allesamt der ursprünglichen Planung zugehören, offenbaren, dass der Werkmeister auch hier im Umgang mit solchen „neuartigen“ Gliederungselementen nicht sehr erfahren war. Immerhin *kannte* er Wandgliederungen dieser Art, bewies außerdem mit der – modifizierten – „Übernahme“ des durchgliederten Pfeilers der Merseburger Domkrypta ins Erfurter Langhaus einen gewissen Sinn für Gliederungen mit den Elementen der Säulenordnungen.

Auch Tonnenwölbungen im Langhaus kannte er, und der Verzicht auf unterteilende Gurte weist auf Kenntnis solcher Gewölbe in Burgund oder im südfranzösischen Raum. Das zwischen den geplanten Westtürmen bis zur Westwand der Kirche durchlaufende Mittelschiff schließlich deutet darauf hin, dass er entsprechende Architekturen nicht nur im hochburgundischen *Königreich*, sondern auch im benachbarten französischen *Herzogtum* Burgund gesehen haben wird. Wahrscheinlich stammt auch seine Kenntnis der in die Arkadenleibung eingestellten Säulen-Bogen-Rahmen ebenfalls aus dieser Region, die allerdings auch im übrigen heutigen Frankreich verbreitet ist.

Weitaus wichtiger scheint aber der Kontakt zum Burgundischen *Königreich* gewesen zu sein. Dort gibt es neben Tonnenwölbungen auch Halbsäulengliederungen auf überhohen Postamenten, die der der Erfurter Peterskirche schon sehr ähneln. Wir sind in der glücklichen Lage, mit der Abteikirche von Payerne sogar einen ganz bestimmten Bau anführen zu können, den der Erfurter Werkmeister in jedem Fall gesehen haben wird, denn auf der erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts entstandenen Hauptapsis finden sich alle jene Elemente wieder, die zusammengenommen in Erfurt das System der Wandgliederung ausmachen - freilich noch in einer „ursprünglicheren“, weil eben noch nicht zum *System* zusammengezogenen Gestalt.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der erste Erfurter Werkmeister wohl ein einheimischer, mitteldeutscher „Architekt“ war, der aber auf seinen Reisen neueste Architektur vor allem in Burgund gesehen haben muss, in Payerne sogar die Anregung für sein Erfurter Wandgliederungssystem erhielt, der aber auch Manches davon nicht wirklich begriffen hatte und somit außerstande war, das Gesehene praktisch, entwerfend umzuset-

zen, wie etwa die Wölbungsproblematik in den Seitenschiffen und ihr Verhältnis zur Fassadengestaltung in Erfurt beweist.

Gleichsam von selbst beantwortet sich damit auch die Frage nach möglicher Herkunft des Erfurter Werkmeisters aus dem monastischen Umkreis einer „Hirsauer Bauschule“: Sie fällt eindeutig negativ aus. Wenn überhaupt, so kann man allenfalls von einem Einfluss aus dem Bereich der *Cluniazensischen* Reform sprechen, die gerade in Burgund einen Großteil der Klöster erfasst hatte - schließlich ist die Abtei von Payerne die erste von Cluny aus reformierte Abtei auf dem Boden des Reiches gewesen. Da unser Werkmeister aber wohl aus Mitteldeutschland stammte kann er nicht gut dem monastischen Umfeld der *Cluniazensischen* Reform zugerechnet werden, denn die gab es in Mitteldeutschland nun mal nicht. Entsprechende Architekturen in Burgund wird er als *Außenstehender* auf Reisen kennengelernt haben, nicht als Mitglied einer monastischen, von Klosterbaustelle zu Klosterbaustelle wandernden Bauhütte, wie sie die Verfechter einer „Hirsauer Bauschule“ postulieren.

Um einen Gliederungsbau wie die Peterskirche realisieren zu können bedurfte es natürlich auch qualifizierter Bauhandwerker. Insbesondere brauchte der Erfurter Werkmeister Steinmetzen für die Herstellung der Halbsäulengliederung, und die setzt nun mal die Kenntnis der Quadertechnik voraus, die damals in Mitteldeutschland mitunter selbst bei fortschrittlichen Bauten garzisch reformierter Klöster nicht einmal zur Herstellung von *Kantenquaderungen* vorhanden war.

Der Payerner Werkmeister, der für die dortige Hauptapsis verantwortlich zeichnet verfügte wenigstens über Steinmetzen, die ihm alle Gliederungselemente und die Ausbildung der Gebäudekanten in Quadertechnik herstellten. Die *Wandflächen* dagegen bestehen auch in Payerne noch aus konventionellem, hammergerecht behauenen Kleinquaderwerk. In Erfurt war jedoch von Anfang an eine Ausführung des *gesamten* Baues, also auch der Wandflächen *zwischen* den Gliederungselementen in Quadertechnik geplant. Dies setzt nicht nur eine größere Anzahl von Steinmetzen mit Kenntnissen der Quaderherstellung auf der Erfurter Baustelle voraus, als dies bei anderen Baustellen der Fall war. Es wirkte sich auch auf den Planungsablauf aus, denn nun musste der Werkmeister auch so etwas

wie einen „Steinplan“ aufstellen, in dem – wenn auch nicht jeder einzelne Quader – so doch wenigstens die einheitliche Höhe einer jeden, um den gesamten Bau herumlaufenden Quaderschicht vorgegeben wurde. Eine Bauorganisation, wie sie für die Kathedrale von Amiens nachgewiesen wurde deutet sich hier zwar schon an, dürfte aber längst nicht perfekt durchstrukturiert gewesen sein.

Immerhin hatte die Ausführung des Baues ganz in Quadertechnik auch zur Folge, dass man Maurer benötigte, die mit dem gegen Beschädigungen empfindlichen Quadermaterial sorgfältiger und vorsichtiger umgingen, als mit dem überall in Europa, und auch in Mitteldeutschland noch üblichen hammergerecht zugehauenen Steinmaterial. Solche Maurer waren in Burgund ebensowenig zu finden, wie die erforderliche Anzahl von Quaderwerk-herstellenden Steinmetzen, so dass neben der Kenntnis burgundischer Architektur, wie sie der Erfurter Werkmeister ohne Zweifel besaß noch eine weitere Quelle zur Klärung der Architektur auf dem Erfurter Petersberg heranzuziehen ist, eine Quelle freilich, die sich mehr auf die Herkunft der *Bauhandwerker* bezieht. Sie könnten nämlich im südwestdeutsch-oberrheinischen Raum geschult worden sein, wo es seit dem Heinrichsbau des Speyerer Domes Quadermauerwerk ganz ausgezeichnete Qualität für das *gesamte* Mauerwerk gab. Dies gilt bezeichnenderweise aber auch für mehrere andere, *zur gleichen Zeit* in Mitteldeutschland tätige Bauhütten, insbesondere die Bauhütten in Paulinzella und Hamersleben, insofern stellt Erfurt hier keinen Einzelfall dar.

Südwestdeutsch-Oberrheinisches war beim Entwurf des ersten Erfurter *Werkmeisters* freilich nicht zu beobachten, insofern wird spätestens hier klar, dass die Erfurter Bauhütte Bauleute sehr unterschiedlicher Herkunft vereinte. Da die Verbindung eines Werkmeisters mit Kenntnissen burgundischer Architektur und Steinmetzen oberrheinischer Provenienz in Erfurt das erste – nachweisbare – Mal in Mitteldeutschland zu beobachten ist, müssen wir davon ausgehen, dass die Erfurter Bauhütte wirklich hier in Erfurt erst neu *zusammengestellt* wurde. In der Folge mögen die beteiligten Bauhandwerker dann allerdings – ganz oder teilweise – zusammengeblieben und innerhalb des mitteldeutschen Raumes weitergewandert sein, um an anderen Orten – etwa auf der Baustelle von St. Godehard in Hildesheim – in gewohnter Weise zusammenzuarbeiten. Spätestens bei der Hauptapsis der Stiftskirche in Königsutter treten dann aber neue Architekturelemente norditalienischer

Provenienz hinzu, die eindeutig auf ein Aufbrechen der Geschlossenheit einer solchen Bauhütte hinweisen – wenn sie denn überhaupt jemals bestanden hat!

Wie sah nun die Erfurter Bauhütte zum Zeitpunkt des Planwechsels aus? Der ursprüngliche Bauplan der Peterskirche war – wie dargelegt – im Laufe des Bauvorganges modifiziert worden. Ein Planwechsel verbreiterte das bereits teilweise hochgezogene Mittelschiff des Langhauses auf Kosten der Seitenschiffe, der funktional vielleicht vorher schon vorgesehene, baulich aber nicht herausgehobene *chorus minor* am Ostende des Langhauses wurde durch Einfügung eines kreuzförmigen Pfeilers und entsprechende Schwibbögen über den Pfeilervorlagen der drei Schiffe vom übrigen Langhaus gesondert, und schließlich entstand der gesamte Ostbau nach einem völlig neuen Plan, dem die zuvor vorbereitete, wohl aber nicht mehr versetzte Dreiapsidenanlage zum Opfer fiel. Sie war durch eine östliche Doppelturmanlage ersetzt worden – in Ergänzung zur schon ursprünglich angelegten Westturmfront. Zwischen die Türme des alten Westbaues, am Westende des Mittelschiffs hatte man eine kleine Empore eingebaut, die im Erdgeschoßbereich durch Säulen und Rippenanfänger einer darunterliegenden Vorhalle noch erkennbar ist.

Wie schon angedeutet ist für den veränderten Entwurf und den Planwechsel in Erfurt ein Werkmeister verantwortlich, der mit dem Werkmeister des Ursprungsbaues nicht identisch sein kann. Dagegen spricht schon der Zeitpunkt der Umbauplanung, die mit dem Eintreffen des Abtes Wernher I. in Erfurt, also *nach* 1127 in Verbindung zu bringen war, ein Vierteljahrhundert nach Baubeginn⁵⁸². Vor allem spricht aber der Baubefund dagegen. Wie dargestellt war das Wandgliederungssystem am Ostbau der Erfurter Peterskirche mit dem Wegfall der Lisenen in der unteren Wandzone vereinfacht, und damit vereinheitlicht worden. Auch die Modifizierung des Kranzgesimses am Ostbau und schließlich der - wenn auch wohl gescheiterte - Versuch, den Ostbau mit einem Steindach einzudecken sprechen für einen neuen Meister, außerdem die Beobachtung Beckers, dass die Architekturelemente des Ostbaues „bei sonst fast gleicher Ausbildung wesentlich zierlicher gestaltet sind, als beim Langhausseitenschiff“. Die „Hirsauischen“ Elemente der Umbauplanung, das Einfügen des *chorus-minor*-Pfeilers in die Langhausarkatur oder die Westvorhalle, sowie das mit „Hirsauer Rahmung“ versehene Südquerhausportal könnten gleichfalls ein

⁵⁸² Siehe Kapitel III.5.

Indiz dafür sein, doch hier ist Vorsicht geboten, denn diese Elemente können durchaus auf Wünsche des neuen Bauherrn zurückgehen.

Woher stammte nun dieser zweite eindeutig fassbare Werkmeister? Einen ersten Hinweis könnten gerade die beschriebenen „Hirsauischen“ Merkmale sein, denn die Realisierung möglicher Bauherrenwünsche setzt die Kenntnis entsprechender Bauwerke mit solchen Merkmalen voraus. Portalrahmungen waren etwa beim Alpirsbacher Westportal (um 1120) oder dem Portal des Torhauses in Großkornburg (ebenfalls 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts) zu beobachten, sie oder vergleichbare, heute vielleicht nicht mehr erhaltene Portale in Südwestdeutschland könnten dem Erfurter Werkmeister bekannt gewesen sein. Auch der kreuzförmige chorus-minor-Pfeiler ist bei vielen südwestdeutschen Kirchen zu finden, doch ist dieses Element zu weit verbreitet, als dass sich hier eine Abhängigkeit aus dieser Gegend postulieren ließe. Berücksichtigt man freilich, dass der „jüngere“ Werkmeister lediglich einen bereits bestehenden Entwurf umarbeiten und ergänzen, nicht aber völlig neu erstellen musste, berücksichtigt man desweiteren, dass die Planänderung mit dem Eintreffen des Abtes Wernher I. aus *Hirsau* in Verbindung stehen könnte, wo die charakteristischen „Neuerungen“ der Erfurter Peterskirche bereits beim Ursprungsentwurf des 11. Jahrhunderts angelegt waren, so lässt sich zumindest vermuten, dass dieser Erfurter Werkmeister ebenfalls aus dem südwestdeutschen Raum stammte und vom neuen Abt Wernher 1127 „mitgebracht“ worden war. Ob er freilich aus dem monastischen Umfeld stammte, also selber Benediktiner war lässt sich nicht entscheiden.

Inwieweit mit dem Wechsel des Bauhüttenleiters auch eine Auswechslung von Bauhandwerkern einherging muss natürlich offenbleiben. Sicherlich gab es die übliche, vor allem altersbedingte Fluktuation bei den Mitgliedern der Bauhütte, und nach fast einem halben Jahrhundert Bauzeit dürfte bei der Gesamtweihe der Kirche im Juni 1147 von jenen Bauhandwerkern, die 1103 an den ersten Baumaßnahmen mitgewirkt hatten sicherlich niemand mehr in der Bauhütte tätig gewesen sein. Doch für eine Auswechslung der Bauhandwerker im Gefolge des *Leitungswechsels* der Bauhütte gibt es keinen sachlichen Grund - es sei denn den einer möglichen *persönlichen* Bindung an den *alten* Werkmeister. Am Baubestand selber lässt sich eine Auswechslung von Bauhandwerkern jedenfalls nicht ablesen.

Die Erfurter Peterskirche gehört innerhalb der Architekturgeschichte Mitteldeutschlands ohne Zweifel zu den „schulbildenden“ Bauwerken. Hinsichtlich ihres Anlageschemas nimmt sie allerdings keinen herausragenden Platz ein, bleibt - bis auf den ersten, nur geplanten, aber nicht realisierten dreiapsidalen Ostbau - sogar eher hinter dem damals auch hierzulande Üblichen zurück. Ihre Bedeutung liegt in der Einführung eines vollständigen Gliederungssystems, also dem Gedanken, die glatte, ebene Wand nicht nur durch die Folge gleichmäßig aneinandergereihter Fensteröffnungen gleichsam sekundär zu rhythmisieren, sondern durch Besetzung der Wandflächen mittels eigens und ausschließliche aus diesem Grunde eingeführten Gliederungselementen primär zu unterteilen. Damit die Gliederungssysteme ihre Wirkung entfalten konnten wurde der gesamte Bau in Quadermauerwerk erstellt, so dass sich alle Bereiche der Wand, die gliedernden Bauteile selber, aber auch die ebenen, ungegliederten Flächen zwischen ihnen ohne ungewollte, etwa durch „mangelhafte“ Herstellungstechnik bedingte „Störungen“ präsentieren. Dies gilt nicht nur für die Außenwandgliederung, sondern auch für die Gestaltung der Langhauspfeiler, für die der erste Werkmeister eigens eine in der Merseburger Krypta entwickelte Pfeilerfigur - leicht modifiziert - ins Erfurter Langhaus übertrug. Die „Schulbildung“ des Erfurter Wandgliederungssystems erklärt sich daraus, dass es das erste in Mitteldeutschland auftretende System überhaupt war, dicht gefolgt von jenem, schon im thüringischen Paulinzella auftretenden, wohl aber mit dem Neubau der Quedlinburger Stiftskirche in Mitteldeutschland eingeführten, aber weniger kompliziert zusammengesetzten Wandgliederungssystem italienischer Provenienz, das gerade wegen seiner „Einfachheit“ schließlich das Erfurter Wandsystem verdrängte.

Mit der „internationalen“ Architekturentwicklung vermochte freilich weder die Quedlinburger, noch die Erfurter Kirche mitzuhalten, ebensowenig, wie die zum Vergleich herangezogene südwestdeutsche oder burgundische Architektur. Es blieb der normannischen Baukunst vorbehalten, den Boden zu bereiten für jene Entwicklung, die noch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts - also während der Bauzeit der Erfurter Peterskirche - mit dem Neubau der Abteikirche von S. Denis in der Île-de-France einsetzte, und die bereits vor der Weihe der Erfurter Kirche ihre ersten architekturgeschichtlich wegweisenden Meisterwerke hervorbrachte, die wir seit dem Beginn der europäischen Kunstgeschichtsschreibung vor einem halben Jahrtausend mit dem Begriff der „Gotik“ verbinden.

Literaturverzeichnis

- Achter 1956 Irmgard Achter: Zur Rekonstruktion der karolingischen Klosterkirche in Centula, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 19, 1956, S. 133 ff.
- Althoff/Schubert 1998 Gerd Althoff/Ernst Schubert: Herrschaftsrepräsentation im ottonischen Sachsen, in: Vorträge und Forschungen, herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Bd. XLV, Sigmaringen 1998
- Arens 1985 Fritz Arens: Die Königspfalz Goslar und die Burg Dankwarderode in Braunschweig, in: Stadt im Wandel, Landesausstellung Niedersachsen, Ausstellungskatalog Bd. 3, herausgegeben von Cord Meckseper, Braunschweig 1985
- Aubert 1966 Marcel Aubert: Romanische Kathedralen und Klöster in Frankreich, Wiesbaden 1966
- Aubert/Maillé 1947 Marcel Aubert / Marquise de Maillé : L'architecture cistercienne en France, Paris 1947
- Badstübner 1961 Ernst Badstübner: Die Praemonstratenser-Klosterkirche zu Veßra in Thüringen (Corpus der romanischen Kunst Mitteldeutschlands, Reihe A, Bd. 1), Berlin 1961
- Badstübner 1972 Ernst Badstübner: Die romanischen Bauten von Breitung an der Werra (Corpus der romanischen Kunst im Sächsisch-Thüringischen Gebiet, Reihe A, Bd. 3), Berlin 1972
- Badstübner 1985 Ernst Badstübner: Klosterkirchen im Mittelalter. Die Baukunst der Reformorden, München 1985 (2.Aufl.)
- Badstübner 1992 Ernst Badstübner: Kirchen der Mönche, Leipzig 1992 (2.Aufl.)
- Baer 1897 Casimir Hermann Baer: Die Hirsauer Bauschule, Freiburg/Leipzig 1897
- Bandmann 1953 Günter Bandmann: Zur Bedeutung der romanischen Apsis, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch, Bd.XV, 1953, S. 28 – 46

Barbknecht 1986	Monika Barbknecht: Die Fensterformen im rheinisch-spätromanischen Kirchenbau, Diss. Köln 1986, Köln 1986
Baumann/Gosebruch 1981	Walter Baumann/Martin Gosebruch: Stift Gandersheim. Königstein im Taunus, 1981
Becker 1920	Karl Becker: Ausgrabungen in der ehemaligen Peterskirche zu Erfurt, in: Die Denkmalpflege 1920, S. 91 - 92
Becker 1929	Karl Becker: Ehemaliges Peterskloster auf dem Petersberg, in: Kunstdenkmale der Provinz Sachsen, Bd.1, Die Stadt Erfurt, Burg 1929, S. 529 – 642
Becker 1935	Karl Becker: Zur Baugeschichte des Klosters Drübeck, in: Georg Dehio / Ernst Gall (Hrsg.): Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler I. Niedersachsen und Westfalen, Berlin 1935, S. 108 - 109
Becker 1959	Werner Becker: Die romanischen Baudenkmäler der Stadt Weißensee in Thüringen. Ein Beitrag zur hochromanischen Baukunst in den hochmittelalterlichen Städten Thüringens. Diss. Berlin 1959
Behn 1934	Friedrich Behn: Die Karolingische Klosterkirche von Lorsch an der Bergstraße. Nach den Grabungen von 1927-1928 und 1932-1933, Berlin/Leipzig 1934
Bellmann/Leopold 1960	Friedrich Bellmann/Gerhard Leopold: Kanonikerstift St. Wiperti zu Quedlinburg, in: Pfalzenexkursion des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 10. – 14. 10. 1960, Berlin 1960, S. 39 - 42
Bellmann/ Leopold 1964	Friedrich Bellmann/ Gerhard Leopold: Die ottonische Abteikirche Memleben, in: Varia Archaeologica, Festschrift für Wilhelm Unverzag, Berlin 1964, S. 354 - 363
Berger 1994	Rolf Berger: Die Peterskirche auf dem Petersberg zu Erfurt - eine Studie zur Hirsauer Baukunst -, Diss, Witterschlick/Bonn 1994
Berger 1995	Hirsauer Baukunst - ihre Grundlagen, Geschichte und Bedeutung, Band I, Witterschlick/Bonn 1995

- Bergner 1898 Heinrich Bergner: Die Anfänge der kirchlichen Baukunst in Thüringen, in: Monatszeitschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 2, 1898, S. 53 – 64
- Bernard 1988 Honoré Bernard: Saint-Riquier, les fouilles de la Tour du Sauveur , in: Bulletin de la Société nationale des antiquaires de France (1988) , S. 66-71
- Bernard 1989 Honoré Bernard: Une restitution nouvelle de la Basilique d'Angilbert, in: Revue du Nord, vol. 71 (1989), S. 307-362
- Bertram 1910 Max Paul Bertram: Die ältesten Spuren der Erfurter Benediktiner in Thüringen, in: Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen, 1910, S. 1 – 25, S. 197 - 215
- Beseler/Roggenkamp1954 Hartmut Beseler/H. Roggenkamp: Die Michaelskirche zu Hildesheim, Berlin 1954
- Betzold 1936 Gustav v. Betzold: Zur Geschichte der romanischen Baukunst in der Erzdiözese Mainz, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 8/9, 1936
- Beyse 1925 Otto Beyse: Die St. Godehardi-Klosterkirche zu Hildesheim, in: Alt-Hildesheim 5, 1925, S. 12 - 23
- Binding 1965 Günther Binding: Die Kloster-Kirche Helmarshausen, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, 1965, S. 108 – 117
- Binding 1972 Günther Binding (Hrsg.): Romanischer Baubetrieb in zeitgenössischen Darstellungen. Köln 1972
- Binding 1975 Günther Binding u.a.: Das ehemalige romanische Zisterzienserkloster Altenberg. Köln 1975
- Binding 1987/1 Günther Binding: Bischof Bernward als Architekt der Michaeliskirche in Hildesheim. Köln 1987
- Binding 1987/2 Günther Binding (Hrsg.): Der mittelalterliche Baubetrieb Westeuropas. Katalog der zeitgenössischen Darstellungen. Unter Mitarbeit von M. Barbknecht, N.Nußbaum, A. Steinmetz und S. Stolz. Köln 1987

Binding 1991	Günther Binding: Zur Methode der Architekturbetrachtung mittelalterlicher Kirchen. Köln 1991
Binding 1993	Günther Binding: Baubetrieb im Mittelalter, Darmstadt 1993
Binding/Untermann 1993	Günther Binding und Matthias Untermann: Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, Darmstadt 1993 (2.Aufl.)
Bock 1983	Ulrich Bock: Die armenische Baukunst, Geschichte und Problematik ihrer Erforschung, (Diss. Köln 1983), Köln 1983
Böckner 1881/1883	Rudolf Böckner: Die Peterskirche zu Erfurt, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt, 10, 1881, S. 1 – 118, und 11, 1883, S. 57 – 179
Böhme 1991	Horst Wolfgang Böhme (Hrsg): Burgen der Salierzeit, Bd. 1: In den nördlichen Landschaften des Reiches, Sigmaringen 1991
Böker 1988	Hans Josef Böker: Die "Lippoldsberger Bauschule". Zur Soziogenese und Rezeption einer Kirchenbauform des 12. Jahrhunderts, in: Festschrift Kubach, S. 123 ff.
Böker 1992	Bischof Sigwart und der Mindener Dombau im 12. Jahrhundert, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, 31, 1992, S. 23 – 37
Bohland 1953	Joseph Bohland, Der Altfried-Dom. Die Entwicklung des Hildesheimer Domes vom 8. Jahrhundert bis zum Ausgang des 13., Diss. Göttingen 1953.
Borchers 1955	G. Borchers: Die Kirche des ehemaligen Augustiner Chorherrenstifts Riechenberg bei Goslar (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar, H. 15), Goslar 1955
Bossert 1908	E. Bossert: Die Aureliuskirche in Hirsau, in: Lit. Beil. Staatsanz. 1908, S. 17 – 31
Brachmanski / Schirmer 1993	Hans-Peter Brachmanski / Hans-Werner Schirmer: Der Erfurter Petersberg, Erfurt 1993

Brandt/Eggebrecht 1993	Michael Brandt/Arne Eggebrecht (Hrsg): Bernhard von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen. Katalog der Ausstellung Hildesheim 1993
Braunfels 1985	Wolfgang Braunfels: Abendländische Klosterbaukunst, Köln 1985 (5.Aufl.)
Brenk 1977	Beat Brenk: Spätantike und frühes Christentum (Propyläen Kunstgeschichte, Supplementband I), Frankfurt/M. - Berlin - Wien 1977
Brinkmann 1900	Adolf Brinkmann: Die Ausgrabungen auf Kloster Posa, in: Sechster Jahresbericht des Vereins zur Erhaltung der Denkmäler der Provinz Sachsen für 1899 - 1900, Magdeburg 1900, S. 81 - 83
Brinkmann 1920	Adolf Brinkmann: Die Grabkirche Heinrichs I. in Quedlinburg, ihr Verhältnis zu den Nachbarkirchen ottonischer Zeit sowie zur Einhardsbasilika in Steinbach, in: Die Denkmalpflege 22, 1920, S. 57 – 59
Brinkmann 1927	Adolf Brinkmann: Die Ballenstedter Klosterkirche, das Vorbild für die Konradsburger, in: Denkmalpflege und Heimatschutz, 29, 1927
Brülls 1993	Holger Brülls: Die Klosterkirche zu Drübeck, München/Berlin 1993
Buschof 1934	Hans Buschof: Studien über die Entwicklung der Krypta im deutschen Sprachgebiet, Würzburg 1934
Cassata/Costantino/Santoro 1986	Giovanella Cassata/ Gabrielle Costantino/ Rodo Santoro: Romanisches Sizilien, Würzburg 1986
Chierici 1978	Sandro Chierici: Romanische Lombardei, Würzburg 1978
Christ 1913	Hans Christ: Zur Entstehungsgeschichte des Hauptportales von Paulinzelle, in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur, VI, 1913, S. 121 - 128.
Christ 1925	Hans Christ: Romanische Kirchen in Schwaben und Neckarfranken, I, Tafeln, Stuttgart 1925
Claussen 1957	Hilde Claussen: Spätkarolingische Umgangskrypten im sächsischen Gebiet, in: Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie 3, 1957, S. 118 ff.
Claussen 1990	Hilde Claussen: Kloster Corvey, München/Berlin 1990 (2.Aufl.)

Coers 1909	Paul Coers: Die Bautätigkeit der Augustiner in Niedersachsen während des 12. Jahrhunderts (Diss. Dortmund 1909)
Colsman 1991	Edla Colsman: St. Peter und Paul in Rosheim (42. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln), Diss Köln 1991, Köln 1991
Conant 1959	Kenneth John Conant: Carolingian and Romanesque Architecture: 800 - 1200, Harmondsworth 1959
Conrad/Mertens 1990	Dietrich Conrad: Kirchenbau im Mittelalter. Bauplanung und Bauausführung (unter beratender Mitwirkung von Klaus Mertens), Leipzig 1990 (3. Aufl. 1998)
Corwegh 1905	Robert Corwegh: Die beiden Arten der flachgedeckten romanischen Basiliken in sächsischen Landen, Halle-Wittenberg 1905
Dahm/Oswald 1969	Claus Dahm/ Friedrich Oswald: Der ottonische Gründungsbau der Klosterkirche Helmarshausen, in: Kunstchronik, 22, 1969, S. 153 - 157
Dehio 1964	Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg. München-Berlin 1964
Dehio 1966	Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, die Bezirke Dresden, Karl-Marx-Stadt, Leipzig. Berlin 1966
Dehio 1977	Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bremen, Niedersachsen. Darmstadt 1977
Dehio 1998	Georg Dehio (Hrsg.): Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Thüringen, bearbeitet von Stephanie Eißinger und Franz Jäger, München-Berlin 1998
Dehio/Betzold 1884/1901	Georg Dehio/ Gustav Betzold: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Stuttgart 1884 – 1901

Dehlinger 1936	Armand Dehlinger: Die Ordensgesetzgebung der Benediktiner und ihre Auswirkung auf die Grundrißgestaltung des benediktinischen Klosterbaues in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Reform von Hirsau, Diss. Dresden 1935, Borna/Leipzig 1936
D’Elia 1987	Pina Belli d’Elia: Romanisches Apulien, Würzburg 1987
Dobenecker 1896	Otto Dobenecker: Regesta Diplomatica necnon Epistolaria Historiae Thuringiae, Bd. 1, Jena 1896
Doering 1899	Oskar Doering: Die Ausgrabungen in der Liebfrauenkirche in Halberstadt, in: Die Denkmalpflege, 1, 1899, S. 121 - 123
Doering 1900	Oskar Doering: Ausgrabungen in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt, in: Sechster Jahresbericht des Vereins zur Erhaltung der Denkmäler der Provinz Sachsen für 1899 - 1900, Magdeburg 1900, S. 87 –90
Doering 1927	Oskar Doering: Die Kirchen von Halberstadt, Augsburg 1927
Doering 1929	Oskar Doering: Nordhausen, Augsburg 1929
Drack 1953/1957	Walter Drack: Zur Baugeschichte des Münsters zu Schaffhausen, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 14, 1953, S. 1 - 23 und Bd. 17, 1957, S. 14 - 53
Drafehn/Wolfram 1990	Hans-Jochen Drafehn und Rudolf Wolfram: Das Benediktinerkloster Bürgel, Jena 1990
Eck 1991	Silvia Eck: Die ehemalige Kirche des Klosters Reichenbach an der Murg, in: Hirsau St. Peter und Paul 1091 - 1991, Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10/1, mit Beilagen, Stuttgart 1991, S. 245 – 264
Eckstein 1975	Hans Eckstein: Die romanische Architektur. Der Stil und seine Formen, Köln 1975
Eckstein/Eissing/Klein 1992	Dieter Eckstein/Thomas Eissing/Peter Klein: Dendrochronologische Datierung der Wartburg und Aufbau einer Lokalchronologie für Eisenach/Thüringen, mit einem Nachwort von Günther Binding, Köln 1992

Effenberg 1986	Arne Effenberg: Frühchristliche Kunst und Kultur. Leipzig 1986
Effmann 1899	Wilhelm Effmann: Die karolingisch-ottonischen Bauten zu Werden, Bd.I, Straßburg 1899
Effmann 1912	Wilhelm Effmann: Centula, Münster 1912
Effmann 1929	Wilhelm Effmann: Die Kirche der Abtei Corvey, herausgegeben von Alois Fuchs, Paderborn 1929
Effmann 1933	Wilhelm Effmann: Zur Baugeschichte des Hildesheimer Domes, Hildesheim 1933
Eichwede 1904	Ferdinand Eichwede: Beiträge zur Baugeschichte der Kirche des kaiserlichen Stiftes zu Königslutter, Hannover 1904
Eimer 1935	Manfred Eimer: Die Chorturmkirche in Württemberg, in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 41, 1935, S. 254 ff.
Eimer 1937	Manfred Eimer: Über die sogenannte Hirsauer Bauschule, in: Blätter für Württembergische Kirchengeschichte, 1937, S. 1 - 56
Eimer o.J.	Manfred Eimer: Der schwäbisch-konstanzer Kirchentyp am Ende des 11. und im 12. Jahrhundert, ungedr., nach 1943 (masch.-schriftl. Exemplar am Lehrstuhl f. Baugeschichte der TU-Braunschweig,)
Eisner 1986	Michael Eisner: Zur Typologie der Grabbauten im Suburbium Roms (Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung, Ergänzungsheft 26), Mainz 1986
Engemann 1935	Johannes Engemann: Die Hirsauer Reformbewegung in der Kirchenprovinz Magdeburg, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, 53, 1935, S. 1 - 27

- Erdmann/Jacobsen/Kosch/Winterfeld 1988 Wolfgang Erdmann/ Werner Jacobsen/ Clemens Kosch/ Det-
hard von Winterfeld: Neue Untersuchungen an der Stiftskirche zu Gernrode,
in: Gosebruch 1988, S. 245 ff.
- Erlandsen 1883 Otto Erlandsen: Einige Nachträge resp. Bemerkungen zu der Schrift des Ma-
jor Böckner über die Peterskirche, in: Mitteilungen des Vereins für die Ge-
schichte und Alterthumskunde von Erfurt, 1883, S. 180 - 185
- Erlandsen 1895 Otto Erlandsen: Die Peterskirche zu Erfurt, in: Mitteilungen des Vereins für
die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt, 1895, S. 68 – 73
- Erthel 2015 Tim Erthel: Bauhistorische Untersuchungen zu den Westtürmen und der Vor-
kirche von St. Peter und Paul in Erfurt, in: Paulus 2015, S. 25 - 35
- Escher 1932 Konrad Escher: Die Münster von Schaffhausen, Chur und St.Gallen, Leipzig
1932
- Esterhues 1953 Friedrich Johannes Esterhues: Zur frühen Baugeschichte der Corveyer Abtei-
kirche, in: Westfalen 31, 1953, S. 320 ff.
- Evans 1938 Joan Evans: The Romanesque Architecture of the Order of Cluny, Cambridge
1938
- Faust 1979 Ulrich Faust: Die Benediktinerklöster in Niedersachsen, Schleswig-Holstein
und Bremen (Germania Benedictina VI), St. Ottilien 1979
- Faust 1984 Ulrich Faust: Die Frauenklöster in Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Ham-
burg und Bremen (Germania Benedictina XI), St. Ottilien 1984
- Faust 1994 Ulrich Faust: Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersach-
sen, Schleswig-Holstein und Hamburg (Germania Benedictina XII), St. Ottilien 1994
- Fehring 1970 Günter P. Fehring: Großkomburg (Stadt Schwäbisch Hall), Nordwürttemberg.
Ehemalige Stiftskirche St. Nikolaus, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege
in Baden-Württemberg, 1970, S. 79 ff.
- Feldtkeller 1937/38 Hans Feldtkeller: Die Schloßkirche zu Ilsenburg, in: Jahrbuch der Denkmal-
pflege in der Provinz Sachsen-Anhalt, 1937/38, S. 49 – 74

Feldtkeller 1938	Hans Feldtkeller: Der Westbau der Stiftskirche in Oberkaufungen, in: Westfalen 23, 1938, S. 348 ff.
Feldtkeller 1950	Hans Feldtkeller: Neue Forschungen zur Baugeschichte der Drübecker Stiftskirche, in: Zeitschrift für Kunstwissenschaft, 4, 1950, S. 105 – 124
Feldtkeller 1952	Hans Feldtkeller: Die Stiftskirche zu Walbeck. Ein Bauwerk des 10. Jahrhunderts, in: Harzzeitung 1952
Fiechter 1927	Ernst Fiechter: Zwiefalten, Augsburg 1927
Fiechter 1932	Ernst Fiechter: Das Westwerk an der Klosterkirche von St. Peter und Paul in Hirsau, in: Württembergische Vergangenheit, Stuttgart 1932, S. 135 - 162
Fillitz 1969	Hermann Fillitz: Das Mittelalter I (Propyläen Kunstgeschichte, Bd. 5), Frankfurt/M. 1969
Fink 2001	Andrea Fink: Romanische Klosterkirchen des hl. Bischofs Otto von Bamberg (1102 - 1139), Petersberg 2001
Fischer 1906	G.A.Fischer: Das ehemalige Zisterzienserkloster Georgenthal in Thüringen, in: Die Denkmalpflege XI, 1906, S 93 – 95
Frankl 1926	Paul Frankl: Die frühmittelalterliche romanische Baukunst, Wildpark-Potsdam 1926
Freunde der Citadelle... 2016	Freunde der Citadelle Petersberg zu Erfurt e. V. (Hrsg.): 350 Jahre Zitadelle Petersberg. Historischer Kontext - Bauphasen - Schicksal und Chancen des Petersberges. Kolloquium vom 29. – 31. Mai 2015, Erfurt 2016
Friederich 1932	Karl Friederich: Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert, Augsburg 1932
Frotschner 1993	Sven Frotschner: Die Stiftskirche in Frose, München/ Berlin 1993
Fuchs 1929	Alois Fuchs: Die karolingischen Westwerke und andere Fragen der karolingischen Baukunst, Paderborn 1929
Fuchs 1950	Alois Fuchs: Entstehung und Zweckbestimmung der Westwerke, in: Westfälische Zeitschrift 100, 1950, S.227 - 291

Gädeke 1980	Thomas Gädeke: Die Architektur der Klosterkirche in Königsutter, in: Gosebruch/ Grote 1980, S. 42 - 55
Gall 1927	Ernst Gall: Karolingische und ottonische Kirchen (Deutsche Bauten 9), Burg bei Magdeburg 1927
Gall 1951	Ernst Gall: "Chor" und "Altarraum", in: L'Architecture Monastique. Die Klosterbaukunst - Arbeitsbericht der deutsch-französischen Kunsthistorikertagung (1951), Bulletin des Relations Artistiques France-Allemande, Mayence 1951
Ganßauge 1937	Gottfried Ganßauge: Die Hersfelder Stiftskirche, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1937, S. 235 - 242
Gantner/Reinle 1968	Joseph Gantner und Adolf Reinle: Kunstgeschichte der Schweiz, Bd.I: Von den helvetisch-römischen Anfängen bis zum Ende des romanischen Stils, 2. überarbeitete Auflage, Frauenfeld 1968 (1.Aufl. 1936)
Gaul 1932	Otto Gaul: Die romanische Baukunst und Bauornamentik in Sachsen, Magdeburg 1932
Giesau 1912	Hermann Giesau: Eine deutsche Bauhütte aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Studien zur Geschichte der Frühgotik in Sachsen und Thüringen (Studien zur thüringisch-sächsischen Kunstgeschichte, Heft 1), Halle/S. 1912
Giesau 1937/38	Denkmalpflege an den Stätten Heinrichs I. und Ottos I., in: Jahrbuch der Denkmalpflege in der Provinz Sachsen-Anhalt, 1937/38, S. 9 -32
Giesau 1950	Hermann Giesau: Die Krypta der karolingischen Michaelskirche zu Rohr, in: Festgabe für Alois Fuchs, Paderborn 1950, S. 23 – 38
Gläser 1989	Manfred Gläser: Der Lübecker Hafen des 12. Und 13. Jahrhunderts. Grabungsergebnisse und Rekonstruktionen, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 69, 1989, S. 49 – 73

- Gläser 1992 Manfred Gläser: Die Funde der Grabungen Alfstraße 36/38 und An der Untertrave 111/112. Niederschlag der Stadtentwicklung Lübecks und seines Hafens im 12. Und 13. Jahrhundert, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 18, 1992, S. 187 - 248
- Götz 1981 Wolfgang Götz: Die baugeschichtliche Bedeutung des Domes von Ratzeburg, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 117, S. 113 – 137
- Goldschmidt 1910 Adolph Goldschmidt: Die Bauornamentik in Sachsen im XII. Jahrhundert, in: Monatshefte für Kunstwissenschaft, 3, 1910, S. 299 - 314
- Gosebruch 1980 Martin Gosebruch: Königslutter und Oberitalien, in: Gosebruch/ Grote 1980, S.28 - 41
- Gosebruch/ Grote 1980 Martin Gosebruch und Hans-Henning Grote (Hrsg.): Königslutter und Oberitalien. Kunst des 12. Jahrhunderts in Sachsen, Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum vom 12. Oktober bis 23. November 1980, Braunschweig 1980 (2. überarbeitete Aufl. 1982)
- Gosebruch/ Baumann o.J. Walter Baumann und Martin Gosebruch: Stift Gandersheim, Königsstein/Ts ohne Jahresangabe
- Grodecki 1958 Louis Grodecki: L'architecture ottonienne, Collection Henri Focillon IV, Paris 1958
- Grodecki/Wagner 1965 Louis Grodecki/Eva-Maria Wagner: Vorromanische Kunst, Frankfurt/M. 1965
- Grossmann 1956 Dieter Grossmann: Die Klosterkirche zu Lippoldsberg und die Einführung des Gewölbebaues in Nord-Mitteldeutschland, in: Kunst-Chronik, 9, 1959, S. 299 - 301
- Grossmann 1961 Dieter Grossmann: Das Palmetten-Ringbandkapitell, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. I, Köln 1961, S. 23 - 56
- Grossmann 1987 Dieter Grossmann: Kirche und Kloster St. Georg in Lippoldsberg, Lippoldsberg 1987 (5.Aufl.)

Grote 1926	Ludwig Grote: Die Ausgrabungen in der Schloßkirche zu Nienburg im Jahre 1926, in: Jahrbuch der Denkmalpflege in der Provinz Sachsen und Anhalt 1931
Gurlitt 1904	Cornelius Gurlitt: Die Erfurter Peterskirche. Eine Doktorfrage in der Denkmalpflege, in: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus, 1904, S. 8 – 12 und S. 51 – 53
Guth 1932	Albert Guth: Die Stiftskirche zu Hamersleben, Oschersleben 1932
Haacke 1980	Rhaban Haacke: Die Benediktinerklöster in Nordrhein-Westfalen (Germania Benedictina VIII), München – St. Ottilien 1980
Haas 1988	Walter Haas: Der Dom zu Speyer, Königsstein/Ts. 1988
Haas/Pfistermeister 1985	Walter Haas/ Ursula Pfistermeister: Romanik in Bayern, Stuttgart 1985
Haenchen 1988	Romanische Baukunst in Mariental, in: Das Zisterzienserkloster Mariental bei Helmstedt, herausgegeben vom Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds, München 1988, S. 45 – 74
Haenchen 1998	Mathias Haenchen: Die mittelalterliche Baugeschichte der Goslarer Pfalzkapelle St. Ulrich, Diss. TU-Braunschweig 1998, Dresden 1998
Haesler 1932	Friedrich Haesler: Der Merseburger Dom des Jahres 1015, Halle 1932 (Studien zur Thüringisch-Sächsischen Kunstgeschichte, 3.Heft)
Hager 1887	Georg Hager: Romanische Kirchenbaukunst in Schwaben, 1887
Hahnloser o.J.	Hans R. Hahnloser: Das Cluniazenserpriorat Rüeggisberg (Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte), Kleine Kunstführer, Serie III, Nr. 1, o.J.
Halbach 1984	Anke Halbach: Wohnbauten des 12. Bis 14. Jahrhunderts in Burgund, Diss. Köln 1984, Köln 1984
Halder 1989	Reinhold Halder: Zur Bau- und Kunstgeschichte des alten Zwiefaltener Münsters und Klosters, in: 900 Jahre Benediktinerabtei Zwiefalten. Herausgg. v. Hermann Josef Pretsch, Ulm 1989, 2. Aufl. Ulm 1990

- Hecht 1928 Josef Hecht: Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebiets, Bd. I, Basel 1928
- Hecht 1969/71 Konrad Hecht: Maß und Zahl in der gotischen Baukunst, in: Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 21, 1969, S.215 – 326; 22, 1970, S. 105 – 263; 23, 1971, S. 25 - 236
- Hengst 1994 Karl Hengst (Hrsg.): Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV; Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte 2), Teil 2, Münster – Zwillbrock 1994
- Hintzenstern 1986 Herbert von Hintzenstern: Dorfkirchen in Thüringen, Berlin 1986 (3.Aufl.)
- Hirsau 1991 o.V.: Hirsau St. Peter und Paul 1091 - 1991, Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10/1, m. Beilagen, Stuttgart 1991
- Hölscher 1927 Uvo Hölscher: Die Kaiserpfalz Goslar (Die deutschen Kaiserpfalzen 1), Herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Berlin 1927
- Hölscher 1962 Uvo Hölscher: Die Godehardikirche zu Hildesheim. Eine baugeschichtliche Untersuchung, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 2, München 1962, S. 9 – 44
- Hölscher 1964 Uvo Hölscher: Forschungen zur mittelalterlichen Sakralarchitektur der Stadt Goslar, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 3, 1964, S. 13 - 92
- Hölscher 1965 Uvo Hölscher: Die Stiftskirche von Königslutter. Eine baugeschichtliche Untersuchung, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 4, München 1965, S. 9 - 40
- Hölscher / Behr 1901 Uvo Hölscher und E. von Behr: Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover II: Reg. -Bez. Hildesheim, 1 und 2: Stadt Goslar, Hannover 1901
- Hoffmann 1950/1 Wolfbernhard Hoffmann: Hirsau und die "Hirsauer Bauschule", München 1950

Hoffmann 1950/2	Wolfbernhard Hoffmann: Klosterreichenbach und die Entstehung der schwäbischen Osttürme, in: Das Münster, 3, 1950, S. 113 ff.
Hoffmann 1951	Wolfbernhard Hoffmann: Hirsau und die "Hirsauer Bauschule", in: L'Architecture Monastique. Die Klosterbaukunst - Arbeitsbericht der deutsch-französischen Kunsthistoriker-Tagung (1951), Bulletin des Relations Artistiques France-Allemande, Mayence 1951
Holder-Egger 1899	Oswald Holder-Egger: Monumenta Erphurtensia, (aus Scriptores Rerum Germanicorum ex Monumentis Germaniae Historicis), Hannover-Leipzig 1899
Holtmeyer 1906	Alois Holtmeyer: Cistercienserkirchen Thüringens, Jena 1906
Homburger 1926/27	Otto Homburger: Materialien zur Baugeschichte der zweiten Kirche zu Petershausen bei Konstanz, in: Oberrheinische Kunst, II, 1926/27, S. 153 – 164
Honselmann 1980	Klemens Honselmann: Artikel "Abdinghof" in: Haacke 1980, S. 499 – 533
Honselmann/Sagebiel 1994	Klemens Honselmann/ Martin Sagebiel: Artikel "Paderborn – Benediktiner, gen. Abdinghofkloster", in: Hengst 1994, S. 205 – 215
Hopf 2015	Udo Hopf: Die Bau- und Nutzungsgeschichte der Klosterkirche – Forschungsüberblick und neue Erkenntnisse, in: Paulus 2015, S. 12 - 24
Hubert 1938	Jean Hubert: L'Art Preroman, Paris 1938
Humann 1889	Georg Humann: Über die Entstehung des Würfelkapitals und den Einfluß des Holzbaues auf die Ausbildung konstruktiver und ornamentaler Einzelheiten, insbesondere der Basen und Kapitäle des romanischen Stils, in: Bonner Jahrbücher d. Ver. für Altertumskunde im Rheinland, Jg. 88 (1889), S. 173 - 199
Jacobsen/Lobbedey/Kleine-Tebbe 1993	Werner Jacobsen/ Uwe Lobbedey, unter Mitarbeit von Andreas Kleine-Tebbe: Der Hildesheimer Dom zur Zeit Bernwards, in: Brandt/Eggebrecht 1993, Band I, S. 299 - 311
Jakobi 1904	Georg v. Jakobi: Untersuchungen über den Einfluß der Hirsauer Bauschule auf den sächsischen Kirchenbau des XI. und XII. Jahrhunderts, Diss. Hannover 1904

Jakobs 1961	Hermann Jakobs: Die Hirsauer, 1961
Joachim 1935	Harold Joachim: Die Stiftskirche zu Königslutter. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 12. Jahrhunderts, Göttingen 1935
Kahl 1939	Günther Kahl: Die Zwerggalerie, Herkunft, Entwicklung und Verbreitung einer architektonischen Einzelform der Romanik, Würzburg-Aumühle 1939
Kaiser 1973	Gerhard Kaiser: Archäologische Untersuchungen in der Erfurter Schottenkirche. Zum Grundriß und Aufbau der romanischen Basilika, in: Denkmale in Thüringen, erarbeitet im Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Erfurt, Weimar 1973, S. 185 – 204
Kautzsch 1912	Rudolf Kautzsch: Der Ostbau des Doms zu Mainz, in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Bd. V, 1912, S. 209 - 220
Kautzsch 1914/19	Rudolf Kautzsch: Der Ostbau des Doms zu Mainz II, in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Bd. VII, 1914 - 1919, S. 77 - 99
Kautzsch 1922	Rudolf Kautzsch: Oberitalien und der Mittelrhein, in: Atti del X. Congr. internat. di storia dell'arte in Roma, 1912, Rom 1922, S. 123 ff.
Kautzsch 1926	Rudolf Kautzsch: Die ältesten deutschen Kreuzrippengewölbe, in: Festschrift für Paul Clemen, Bonn 1926, S. 304 – 308 Kautzsch 1944 Rudolf Kautzsch: Der romanische Kirchenbau im Elsaß, Freiburg 1944
Kemmerich-Lortzing 2000	Regine Kemmerich-Lortzing: Kloster Lippoldsberg an der Weser. Eine romanische Benediktinerinnenkirche. (Tenea Wissenschaft), Berlin 2000
Kern 1978	Joachim Kern: St. Michael zu Hildesheim, Hildesheim 1978
Kestner 1909/10	Hermann Kestner: Der Niedersächsische Basilikenbau, in: Niedersachsen 15, 1909/10, S. 392 - 396
Kiesow 1998	Gottfried Kiesow: Romanik in Hessen, (Stuttgart 1984), 2. Aufl. 1998
Kimpel/Suckale 1985	Dieter Kimpel/ Robert Suckale: Die gotische Architektur in Frankreich 1130 – 1270, München 1985

Kingsley-Porter 1915	Arthur Kingsley-Porter: Lombard Architecture, New Haven 1915
Kitschenberg 1990	Matthias Kitschenberg: Die Kleeblattanlage von St. Maria im Kapitol zu Köln. Diss. Bochum 1987. Köln 1990
Klessmann 1952	Rüdiger Klessmann: Die Baugeschichte der Stiftskirche Möllenbeck an der Weser und die Entwicklung der westlichen Dreiturmgruppe (Göttinger Studien zur Kunstgeschichte 1), Göttingen 1952
Kluckhohn 1938	Erwin Kluckhohn: Die Kapitellornamentik in der Stiftskirche in Königsutter. Studien über Herkunft, Form und Ausbreitung, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 11/12, 1938/39, S. 527 - 579
Kluckhohn 1955	Erwin Kluckhohn: Die Bedeutung Italiens für die romanische Baukunst und Bauornamentik in Deutschland. Mit einem Nachwort von Walter Paatz, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 16, 1955, S.1 ff.
Koch 1942	Alfred Koch: Die Kirche zu Rohr in Thüringen - ein Karolingerbau, in: Zentralblatt der Bauverwaltung 62, 1942, S. 342 - 347
Koch/ Richter 1976	Rolf Albert Koch/ Hans-Joachim Richter: Der Dom zu Zeitz (Das Christliche Denkmal, Heft 101), Berlin 1976
Koch/ Schoder 1990	Alfred Koch und Hans Schoder: Klosterkirche Paulinzella, Saalfeld 1990 (10.Aufl.)
Köhler 1993	Mathias Köhler: St Ulrici in Sangerhausen (Große Baudenkmäler, Heft 458), München-Berlin 1993
Köhler-Schommer 1987	Isolde Köhler-Schommer: Vorromanische und romanische Hallenkirchen in Katalonien, St. Ingbert 1987
Kömstedt 1914	Rudolf Kömstedt: Die Entwicklung des Gewölbebaus in den mittelalterlichen Kirchen Westfalens (Studien zur deutschen Kunstgeschichte 172), Straßburg 1914
Krause 1974	Hans Joachim Krause: Die Stiftskirche auf dem Petersberg bei Halle (Das Christliche Denkmal, Heft 89), Berlin 1974

- Krause 1980 Hans Joachim Krause: Das Kloster als Bauwerk. Seine Gestalt, Geschichte und denkmalpflegerische Instandsetzung, in: Basilika, Baudenkmal und Konzerthalle – Kloster Unser Lieben Frauen Magdeburg, hrsg. von Museen, Gedenkstätten und Sammlungen der Stadt Magdeburg, 3. Aufl. Magdeburg 1980
- Krause/Voss 1989 Hans Joachim Krause und Gotthard Voss: Die Stiftskirche zu Hamersleben, Berlin 1989
- Krautheimer 1965 Richard Krautheimer: Early Christian and Byzantine Architecture (Pelican History of Art), Harmondsworth 1965
- Krautheimer 1928 Richard Krautheimer: Lombardische Hallenkirchen im 12. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Kunstwissenschaft, 1928, S. 176 – 191
- Kreusch 1963 Felix Kreusch: Beobachtungen an der Westanlage der Klosterkirche zu Corvey (Beiheft 5 der Bonner Jahrbücher), Bonn 1963
- Krönig 1938 Wolfgang Krönig: Hallenkirchen in Mittelitalien, Sonderheft aus dem Kunstgeschichtlichen Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana, II.Bd., Leipzig 1938, S.1 ff. (Kapitel I. Romanische Baukunst: S. 8 - 35)
- Kruse 1986 Karl Bernhard Kruse: Das ehemalige Benediktinerkloster St. Liudger in Helmstedt - erste Grabungsergebnisse und Datierungen, in: Deutsche Kunst- und Denkmalpflege I, 1986
- Kruse 1989 Karl Bernhard Kruse: Die Baugeschichte des Klosters Marienrode, in: Hildesheimer Heimat-Kalender 1989, S. 43 - 48
- Kruse 1997 Karl Bernhard Kruse: Das ehemalige Benediktinerkloster St. Liudger in Helmstedt, in: Die Bedeutung des Klosters St. Ludgerus für Helmstedt und Ostfalen, herausgegeben vom Landkreis Helmstedt, Helmstedt 1997
- Kubach 1934 Hans Erich Kubach: Das Triforium und seine Parallelen in Frankreich, Köln 1934
- Kubach 1951 Hans Erich Kubach: Ordensbaukunst. Kunstlandschaft und "Schule", in: L'Architecture Monastique. Die Klosterbaukunst - Arbeitsbericht der deutsch-französischen Kunsthistoriker-Tagung (1951), Bulletin des Relations Artistiques France-Allemande, Mayence 1951

Kubach 1974	Hans Erich Kubach: Architektur der Romanik, Stuttgart 1974
Kubach 1982	Hans Erich Kubach: Ein romanischer Bautypus Oberitaliens, die Schirmfassade, in: Romanico padano, Romanico europeo, Convegno internazionale di studi Modena – Parma 1977, Parma 1982
Kubach 1994	Hans Erich Kubach: Santiago und Toulouse im Rahmen der romanischen Emporenhallen Südwesteuropas, in: Festschrift Lorenz Dittmann, Frankfurt/M. 1994
Kubach/Köhler-Schommer 1997	Hans Erich Kubach und Isolde Köhler-Schommer: Romanische Hallenkirchen in Europa, Mainz 1997
Kubach/Elbern 1968/1980	Hans Erich Kubach/ Victor Elbern: Das frühmittelalterliche Imperium, 1968 (Paperback, 2. Aufl. 1980)
Kubach /Haas 1972	Hans Erich Kubach/ Walter Haas: Der Dom zu Speyer (Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz), 3. Bde., München 1972
Kubach/Verbeek 1978	Hans Erich Kubach und Albert Verbeek: Romanische Kirchen an Rhein und Maas, Neuss 1970/71, 3. Aufl. 1978
Kubach/Verbeek 1976/89	Hans Erich Kubach und Albert Verbeek: Romanische Baukunst an Rhein und Maas, Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler, 2 Textbände und ein Tafelband, Berlin 1976, Ergebnisband Berlin 1989
Kummer 1991	Stefan Kummer: Die Gestalt der Peter-und-Paulskirche in Hirsau - eine Bestandsaufnahme, in: Hirsau St.Peter und Paul 1091 - 1991, Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10/1, mit Beilagen, Stuttgart 1991, S. 199 – 208
Kunze 1925	Hans Kunze: Die kirchliche Reformbewegung des 12. Jahrhunderts im Gebiet der mittleren Elbe und ihr Einfluß auf die Baukunst, in: Sachsen und Anhalt, Jahrbuch der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt, Bd. I, Magdeburg 1925, S. 388 ff.
Kunze 1942	Hans Kunze: Die Klosterkirche in Limburg a.d.H. und die Frage der Doppelturmfassade am Oberrhein, in: Oberrheinische Kunst 10, 1942, S. 5 - 38

Lademann 1993	Jöris Lademann: Baukunst der Romanik in Niedersachsen (Ausstellung Braunschweig 1993), Braunschweig 1993
Lambacher 1990	Lothar Lambacher: Untersuchungen zur Kapitellplastik und Baugeschichte der ehemaligen Benediktiner-Klosterkirche St. Pancratius und Abundus in Ballenstedt am Harz, in: Forschungen und Berichte 29/30, 1990, S. 167 - 196
Lasteyrie 1928	Robert de Lasteyrie: L'architecture religieuse en France à l'époque romane, ed. M Aubert, Paris 1928
Lauter 1986	Hans Lauter: Die Architektur des Hellenismus, Darmstadt 1986
Lehmann 1949	Edgar Lehmann: Der frühe deutsche Kirchenbau, Berlin 1949 (2.Aufl.)
Lehmann 1950	Edgar Lehmann: Die Michaelskirche zu Rohr und ihre Krypta, in: Arte del primo millennio - Atti del Convegno di Pavia (1950) per lo studio dell'Alto Medio Evo. Turin 1950, S. 343 - 351
Lehmann 1957	Edgar Lehmann: Bemerkungen zum Staffelchor der Benediktinerklosterkirche Thalbürgel, in: Festschrift Johannes Jahn, Leipzig 1957, S.111 ff.
Lehmann 1958	Edgar Lehmann: Saalraum und Basilika im frühen Mittelalter, in: Formositas Romanica, Festschrift Josef Gantner, Frauenfeld 1958, S. 131 - 150.
Lehmann 1967	Edgar Lehmann: Grundlinien einer Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland, in: Kunst des Mittelalters in Sachsen. Festschrift Wolf Schubert zum 60. Geburtstag am 28. Januar 1963, herausgegeben von Elisabeth Hütterer, Fritz Löffler und Heinrich Magirius. Weimar 1967, S. 37 - 43
Lehmann 1982	Edgar Lehmann: Nachbemerkung, in: Voigtländer 1982, S. 151 - 156 (betr: Gernrode)
Leopold 1969	Gerhard Leopold: Grabungen im Bereich der ottonischen Klosterkirche Memleben: Westchor, in: Siedlung, Burg und Stadt, Festschrift Paul Grimm, Berlin 1969, S. 525 - 532
Leopold 1976	Gerhard Leopold: Das Kloster Memleben (Das Christliche Denkmal 96), Berlin 1976

Leopold 1989	Gerhard Leopold: Zur frühen Baugeschichte der Michaelskirche in Rohr, in: Bau- und Bildkunst im Spiegel internationaler Forschungen, Festschrift zum 80. Geburtstag von Prof. Edgar Lehmann..., Berlin 1989, S.27 – 34
Leopold 1993	Gerhard Leopold: Damenstiftskirche und Wipertikirche in Quedlinburg zur Zeit der ottonischen Herrscher, in: Brandt/Eggebrecht 1993, Bd. II, S. 371 ff.
Leopold 1998	Gerhard Leopold: Archäologische Ausgrabungen an Stätten der ottonischen Herrschaft, in: Althoff/Schubert 1998, S. 33 - 76
Leopold/ Schubert 1972	Gerhard Leopold/ Ernst Schubert: Die frühromanischen Vorgängerbauten des Naumburger Doms (= Corpus der romanischen Kunst im sächsisch-thüringischen Gebiet, Reihe A, Band IV), Berlin 1972
Leopold / Schubert 1984	Gerhard Leopold und Ernst Schubert: Der Dom zu Halberstadt bis zum gotischen Neubau, Berlin 1984
Liesenberg 1928	Kurt Liesenberg: Der Einfluß der Liturgie auf die frühchristliche Basilika, Diss.phil. Freiburg/Br. 1925, Neustadt a.d.H. 1928
Lippelt 1941	Ernst Lippelt: Kirchenbauten der Cluniazenser in Deutschland, Essen 1941
Lobbedey 1985	Uwe Lobbedey: Die Ausgrabungen im Dom zu Paderborn, Bd. 1, Bonn 1985
Lobbedey 1988	Uwe Lobbedey: St. Mauritz in Münster und die frühen Wölbungsbauten Westfalens, in: Festschrift Kubach 1988, S. 155 – 172
Lobbedey 1990	Uwe Lobbedey: Der Paderborner Dom, München 1990
Lobbedey 1998	Uwe Lobbedey: Ottonische Krypten, in: Althoff/Schubert 1998, S. 77 – 102
Lobbedey 1999/I	Uwe Lobbedey: Romanik in Westfalen, Würzburg 1999
Lobbedey 1999/II	Uwe Lobbedey: Die Anfänge der romanischen Baukunst in Westfalen, in: Früher Kirchenbau und die Anfänge der Romanik im Ruhrgebiet und in Westfalen, herausgegeben vom Verein „Archäologische Kulturlandschaft Ruhrgebiet e.V.“, Essen 1999, S. 53 - 97

Lömpel 1913	Heinrich Lömpel: Die monumentale Tonne in der Architektur, Diss. München 1913
Loertscher 1952	Gottlieb Loertscher: Die romanische Stiftskirche von Schönenwerd. Ein Beitrag zur Frage der Doppelturmfassade (Basler Studien zur Kunstgeschichte 5), Basel 1952
Lücken o.J. (1911)	Gottfried von Lücken: Die Anfänge der Burgundischen Schule, Basel o.J. (Diss. Straßburg 1911)
Lufen 1982	Peter Ferdinand Lufen: Die Ordensreform der Hirsauer und ihre Auswirkungen auf die Klosterarchitektur. Die liturgisch-monastischen, ethischen und ikonographischen Quellen und ihre Einflußnahme auf die Baukunst, Diss. Aachen 1981, Hannover 1982
Magni 1960	Mariacлотilde Magni: Architettura romanica comasca, Mailand 1960
Mallwitz 1872	Alfred Mallwitz: Olympia und seine Bauten. München 1972 (in der Sonderausgabe Darmstadt 1972)
Mango 1986	Cyril Mango: Byzanz (Weltgeschichte der Architektur), Stuttgart 1986
Marschall/ Slotta 1985	Hans-Günther Marschall und Rainer Slotta: Romanisches Lothringen, Würzburg 1985
Maué 1975	Hermann Maué: Rheinisch-staufische Bauformen und Bauornamentik in der Architektur Westfalens, Diss. Köln 1974, Köln 1975
Maurenbrecher 1929	Wolf Maurenbrecher: Die Form der Stütze. Die Stütze im Langhaus der abendländischen Kirche des frühen 12. Jahrhunderts, Diss. München 1928, Sonneberg 1929
Meier 1900/01	Paul Jonas Meier: Der Meister von Königslutter und Italien, in: Kunstchronik 1900/1901, S. 97 - 100
Meier 1908/09	Paul Jonas Meier: Die ottonischen Bauten in Quedlinburg, in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Bd. II, 1908/09; S. 240 - 258
Meier 1911	Burkhard Meier: Die romanischen Portale in Sachsen, (Diss.) Halle 1911

- Mertens 1975 Klaus Mertens: Der Dom zu Erfurt, Berlin 1975 (=Das Christliche Denkmal, Sonderheft 4)
- Mettler 1910 Adolf Mettler: Die zweite Kirche in Cluni und die Kirchen in Hirsau nach den "Gewohnheiten" des XI.Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Bd. III, 1910, S. 273 - 286 und Bd. IV, 1910, S. 1 – 16
- Mettler 1915 Adolf Mettler: Die beiden romanischen Münster in Hirsau und verwandte Kirchenbauten in Württemberg, in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, XXIV, 1915, S. 67 - 116
- Mettler 1927 Adolf Mettler: Mittelalterliche Klosterkirchen der Hirsauer und Zisterzienser in Württemberg, Stuttgart 1927
- Mettler 1928 Adolf Mettler: Kloster Hirsau, in: Deutscher Kunstführer (Hrsg. Adolf Feulner), Augsburg 1928
- Meyer 1826 H. J. Meyer: Reinhardsbrunn, in: Thüringens Merkwürdigkeiten, 1, 1826, S. 70 – 79
Meyer 1993 Angelika Meyer: Ruine der Stiftskirche in Walbeck (Große Baudenkmäler, Heft 437), München/Berlin 1993
- Meyer-Barkhausen 1939 Werner Meyer-Barkhausen: Die Akanthuskapitelle in Werden und Helmstedt als Nachklang der karolingisch-ottonischen Ornament-Entwicklung in Essen, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch 11, 1939, S. 9 - 25
- Meyer-Barkhausen 1958 Werner Meyer-Barkhausen: Die frühmittelalterlichen Vorbauten am Atrium von Alt-St. Peter in Rom, zweitürmige Atrien, Westwerke und karolingisch-ottonische Königskapellen, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch, Bd. XX, 1958, S. 7 - 40
- Meyer-Bruck 1952 Heinz Meyer-Bruck: Die Stellung des Braunschweiger Domes in der sächsischen Baukunst des 12. Jahrhunderts, Phil. Diss. Göttingen 1952 (Masch.-schr.)
- Misch 2016 Christian Misch: Der Erfurter Petersberg in den Jahrhunderten bis 1665, in: Freunde der Citadelle...2016, S. 49 ff., speziell zu Peterskirche: S. 54 – 59

Möbius 1953/54	Friedrich Möbius: Studien zu Paulinzella, Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig - Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 3/1953/54, S. 163 - 195 und 4/1953/54, S. 457 - 501
Möbius 1955	Friedrich Möbius: Die Klosterkirche Paulinzella, Berlin 1955
Möbius 1963	Helga und Friedrich Möbius: Sakrale Baukunst, Berlin 1963
Möbius 1972	Helga Möbius: Das Liebfrauenkloster in Magdeburg, Berlin
Möbius 1984	Friedrich Möbius: Die Chorphatie der westeuropäischen Klosterkirche zwischen 8. und 11. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Voraussetzungen, liturgischer Gebrauch, soziale Funktion, in: Friedrich Möbius und Ernst Schubert (Hrsg.): Architektur des Mittelalters. Funktion und Gestalt, Weimar 1984, S. 9 – 41
Möller 1843	Johann Heinrich Möller: Urkundliche Geschichte des Klosters Reinhardsbrunn, Gotha 1843,
Mrusek 1955/56	Hans-Joachim Mrusek: Zur städtebaulichen Entwicklung Magdeburgs im hohen Mittelalter, in: Wissenschaftl. Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gesellschafts-und sprachwissenschaftliche Reihe, Jg. V, 1955/56, H.6
Müller 1992	Joachim Müller: Die Klosterkirche Murbach im Elsaß (44. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln), Diss. Köln 1992, Köln 1992
Mueller von der Haegen 1980	Anne Mueller von der Haegen: Der Hildesheimer Kreis und Wunstorf in der Königslutternachfolge, in: Gosebruch/Grote 1980, S. 151 - 162
Muth 1988	Franz J. Muth (Hrsg.): Baukunst des Mittelalters in Europa. Festschrift Hans Erich Kubach zum 75. Geburtstag, Stuttgart 1988
Neumüller-Klauser 1991	Renate Neumüller-Klauser: Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte von Hirsau, in: Hirsau St. Peter und Paul 1091 - 1991, Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10/1, mit Beilagen, Stuttgart 1991, S. 475 - 500

Neubauer 1972	Edith Neubauer: Die romanischen skulptierten Bogenfelder in Sachsen und Thüringen, Berlin 1972
Nickel 1953/54	Heinrich Nickel: Untersuchungen zur spätromanischen Bauornamentik in Mitteldeutschland, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Jahrgang III, 1953/54, S. 25 - 74
Nicolai de Siegen/Wegele 1899	Nicolai de Siegen, Fr.X.Wegele (Hrsg.): Chronicon ecclesiasticum, Thüring. Geschichtsquellen, 2. Bd., Jena 1899
Oeters 1955	Ernst Oeters: Die Stiftskirche zu Wunstorf, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, 16, 1955, S. 121 – 180
Ostermann 1989	Patrick Ostermann: Romanische Sakralarchitektur zwischen Maas und Aisne, Diss. phil. Saarbrücken 1989
Oswald 1965	Friedrich Oswald: Beobachtungen zu den Gründungsbauten Markgraf Geros in Gernrode und Frose, in: Kunstchronik, 18, 1965
Oswald/Schäfer/Sennhauser 1966/71	Friedrich Oswald/ Leo Schäfer/ Hans Rudolf Sennhauser: Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, 3 Bde, München 1966, 1968, 1971
Overmann 1926	Alfred Overmann: Urkundenbuch der Erfurter Stifter und Klöster, Teil I, Hrsg. von der histor. Kommission für die Provinz Sachsen, Magdeburg 1926
Palol/Hirmer 1991	Pedro de Palol/ Max Hirmer: Spanien. Kunst des frühen Mittelalters vom Westgotenreich bis zum Ende der Romanik, München 1991
Panowsky 1920	Erwin Panowsky: Der Westbau des Doms zu Minden, in: Repertorium für Kunstwissenschaft, XLII, 1920, S. 51 - 77
Pappe 1967	Otto Pappe: Tausend Jahre Stadt und Kirche Zeitz. Berlin 1967
Paulus 1897	Eduard Paulus: Abschnitt über Hirsau, in: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Schwarzwaldkreis, Stuttgart 1897, S. 46 – 60

Paulus 2004	Helmut-Eberhard Paulus: 700 Jahre Erfurter Peterskloster: Geschichte und Kunst auf dem Erfurter Petersberg; 1103 - 1803 (Jahrbuch der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, Band 7), Regensburg 2004
Paulus 2015	Helmut-Eberhard Paulus (Hg.): Die Klosterkirche St. Peter und Paul in Erfurt. Neue Forschung zu den Wandmalereien und zur Baugeschichte (Berichte der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, Bd. 13), Petersberg 2015
Peper 1913	Hans Peper: Geschichte des Schlosses zu Ballenstedt, Ballenstedt 1913
Pfeifer 1918	Hans Pfeifer: Die Wiederherstellung des Münsters in Gandersheim und die baugeschichtlichen Ergebnisse derselben, in: Zeitschrift für Bauwesen 68, 1918, S. 117-142, und Blatt 8 und 9 im Atlasband
Plathner 1920/21	Carl Plathner: Zur Baugeschichte des Klosters auf dem Petersberge (bei Halle), in: Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 10, 1921, S. 65 - 93; 11, 1922
Preuss 1991	Sebastian Preuss: Limburg an der Haardt, München 1991
Puig y Cadafalch 1911	Joseph Puig y Cadafalch: L'arquitectura romànica a Catalunya, Bd. II, Barcelona 1911
Puig y Cadafalch 1928	Joseph Puig y Cadafalch: Le premier art roman. L'architecture en Catalogne et dans l'occident méditerranéen aux 10 ^e et 11 ^e siècles, Paris 1928
Puig y Cadafalch 1930	Joseph Puig y Cadafalch: La geografia i els orígens del primer art romànic, Barcelona 1930
Puig y Cadafalch 1961	Joseph Puig y Cadafalch: L'art wisigothique et ses survivances. Recherches sur les origines et le développement de l'art en France et en Espagne du IV ^e au XII ^e siècles, Paris 1961
Puttrich 1849	Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, Bearbeitet von L(udwig) Puttrich unter Mitwirkung von G.W.Geyer, 1. Abt. 2. Bd, Lief. 17: Mittelalterliche Bauwerke in den Herzogtümern Sachsen-Coburg-Gotha, Leipzig 1849

Putze 1991	Mathias Putze: Zu den Bauten des Aureliusklosters, in: Hirsau St. Peter und Paul 1091 - 1991, Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10/1, mit Beilagen, Stuttgart 1991, S. 11 – 62
Quarthal 1975	Franz Quarthal: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg (Germania Benedictina V), München
Ramm 1977	Peter Ramm: Der Merseburger Dom, Weimar 1977
Rauda 1917	Fritz Rauda: Die Baukunst der Benediktiner und Zisterzienser im Königreich Sachsen und das Nonnenkloster zum Heiligen Kreuz bei Meißen, Meißen 1917
Rave 1924	Paul Ortwin Rave: Der Emporenbau in romanischer und frühgotischer Zeit, Bonn/Leipzig 1924
Reinhardt 1953	Hans Reinhardt: L'abbatiale de Payerne, in: Congrès archéologique de France 1952, Paris 1953, S.375 - 391
Ressel 1977	Gert Ressel: Schwarzhheindorf und die frühstaufische Kapitellplastik am Niederrhein, Diss. Köln 1977, Köln 1978
Reuther o.J.	Hans Reuther: Bau und Ausstattung der St.-Godehardi-Kirche, in: St. Godehard zu Hildesheim, Hildesheim ohne Jahresangabe
Rey o.J.	Raymond Rey: La cathédrale des Cahors et les origines de l'architecture à coupoles d'Aquitaine, Paris o.J.
Riehl 1888	Berthold Riehl: Denkmale frühmittelalterlicher Baukunst in Bayern, München/Leipzig 1888
Ritter 1926	Wilhelm Ritter: Der Eilbertdom zu Minden in Westfalen, Diss.Hannover, in: Mindener Jahrbuch, Bd. II, 1926
Rivoira 1901	Giovanni Teresio.Rivoira: Le Origine della Architettura Lombarda, Bd. I, Rom 1901

Rivoira 1907	Giovanni Teresio.Rivoira: Le Origine della Architettura Lombarda, Bd. II, Rom 1907
Röhner 1899	Röhner: Das Vorbild der Paulinzeller Klosterkirche, in: Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde, NF 11, 1899, S. 540 – 542
Salmi o.J	Mario Salmi: L'Architettura romanica in Toscana, Mailand o.J.
Salzwedel 1980,1	Joachim Salzwedel: Die Krypta der einstigen Stiftskirche zu Riechenberg bei Goslar und die oberitalienisch-französischen Wurzeln ihrer Ornamentik, in: Gosebruch/ Grote 1980, S. 84 - 121
Salzwedel 1980,2	Joachim Salzwedel: Die Domvorhalle in Goslar. Ihr Verhältnis zu Königs- lutter, Italien und Frankreich in seiner Bedeutung für das sächsische 12. Jahrhun- dert, in: Gosebruch/ Grote 1980, S. 122 - 137
Schaefer 1945	Herwin Schaefer: The origin of the two-tower-facade in romanesque architec- ture, in: Art Bulletin 27, 1945, S. 91 ff.
Schaelow 1994	Karen Schaelow: Die Kirche St. Ulrich in Sangerhausen: Eine baugeschichtli- che Untersuchung, Diss. München 1994
Schippmann 1990	Klaus Schippmann: Grundzüge der Geschichte des sassanidischen Reiches, Darmstadt 1990
Schmid 1959	Karl Schmid: Kloster Hirsau und seine Stifter, 1959
Schmidt 1884	Erich Schmidt: Untersuchung der Chronik der St. Peterskirche zu Erfurt, in: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde, 1884, S. 107 – 184
Schmidt 1911	Paul F. Schmidt: Der Dom zu Magdeburg, Magdeburg 1911
Schmidt 1926/27	Louis Schmidt: Reinhardsbrunn, in: Monatsblätter für Wanderfrohe, 3, 1926/27, (11), S. 224 -242, 5. Abbildungen Schmidt 1932 Erich Johann Ru- dolf Schmidt: Kirchliche Bauten des frühen Mittelalters in Südwestdeutsch- land. Katalog des RGZM 11, 1932

Schmidt 1933/1	Walter Schmidt: Reinhardsbrunn und Georgenthal, in: Rund um den Friedensstein, 10, 1933 (11)
Schmidt 1933/2	Erich Schmidt: Untersuchungen zur Baugeschichte der Klosterkirche Paulinzella, in: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 81, 1933, S. 47 – 61
Schmidt 1934	Erich Schmidt: Grabungen in Hirsau OA Calw. Sommer und Herbst 1933, in: Schwäbisches Heimatbuch 20, S. 145 - 146
Schmidt 1950	Erich Schmidt: Baugeschichte der St. Aureliuskirche in Hirsau, Stuttgart 1950
Schmidt 1952	Erich Schmidt: Studien zur Bau- und Formengeschichte der Hirsauer Peterskirche, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte, 15, 1952, S. 117 - 127
Schmidt 1955	Joachim Schmidt: Die zwei- und dreiteiligen Turmgruppen in Verbindung mit dem Chorbau als Besonderheit der deutschen romanischen Baukunst (Diss. Tübingen 1955)
Schmidt 1956	Adolf Schmidt: Westwerke und Doppelchöre. Höfische und liturgische Einflüsse auf die Kirchenbauten des frühen Mittelalters, in: Westfälische Zeitschrift, 106. Bd., Münster 1956, II. Abt., S. 347 - 438
Schmidt o.J.	Richard Schmidt: Kloster Alpirsbach, Königsstein/Ts. ohne Jahresangabe
Schmidt/Govaerts 1961	Hermann Schmidt/ Eugen Govaerts: Die Lippoldsberger Chronik und ein Beitrag zu ihrer Deutung, Lippoldsberg 1961
Schöne 1999	Anne-Christin Schöne: Die romanische Kirche des ehemaligen Augustinerchorherrenstiftes in Hamersleben (Diss. Köln 1998), Köln 1999
Schönfeld de Reyes 1999	Dagmar von Schönfeld de Reyes: Westwerkprobleme. Zur Bedeutung der Westwerke in der kunsthistorischen Forschung. (Diss. Bonn), Weimar 1999
Scholke 1987	Horst Scholke: Romanische Architektur am Harz, VCH Acta humaniora, Leipzig 1987
Scholle 1932	Joseph Scholle: Das Erfurter Schottenkloster, Düsseldorf 1932

Schreiner o.J.	Peter Schreiner: Die Benediktiner-Abteikirche St. Nikolaus zu Brauweiler, Pulheim-Brauweiler ohne Jahresangabe
Schubert 1969	Ernst Schubert: Zur Datierung der ottonischen Kirche zu Memleben, in: Siedlung, Burg und Stadt, Festschrift Paul Grimm, Berlin 1969, S. 515 - 524
Schubert 1989/I	Ernst Schubert: Magdeburg statt Memleben?, in: Bau- und Bildkunst im Spiegel internationaler Forschungen, Festschrift zum 80. Geburtstag von Prof. Edgar Lehmann..., Berlin 1989, S.35 - 40
Schubert 1989/II	Ernst Schubert: Der Magdeburegr Dom. Ottonische Gründung und staufischer Neubau, in: Ullmann 1989, S. 25 - 44
Schubert 1998	Ernst Schubert: Imperiale Spolien im Magdeburger Dom, in: Althoff/Schubert 1998, S. 9 - 32
Schürenberg 1939	Lisa Schürenberg: Der Anteil der südwestdeutschen Baukunst an der Ausbildung des salischen Stils, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte, 8, 1939, S. 249 - 280
Schurr 1910	Bernhardus Schurr: Das alte und das neue Münster in Zwiefalten, Ulm 1910
Schütz/Müller 1989	Bernhard Schütz und Wolfgang Müller: Deutsche Romanik. Die Kirchenbauten der Kaiser, Bischöfe und Klöster, Freiburg/Basel/Wien 1989
Sedlmayr 1958	Hans Sedlmayr: Spätantike Wandsysteme (Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1958, Heft 7), München 1958
Seebach 1968	Carl-Heinrich Seebach: Kloster Drübeck, Neumünster 1968
Sell 1956	L. Sell: Studien zum romanischen Bau des ehemaligen Domes St. Peter und Paul in Zeitz. (Diplomarbeit, Typoskript), Leipzig 1956
Sennhauser 1970	Hans Rudolf Sennhauser: Romainmôtier und Payerne, Studien zur Cluniazenserarchitektur des 11. Jahrhunderts in der Westschweiz, Basel 1970
Sennhauser 1991	Hans Rudolf Sennhauser: Die Abteikirche von Payerne. Bern 1991

Speich/Schläpfer 1978	Klaus Speich/ Hans R. Schläpfer: Kirchen und Klöster in der Schweiz, Zürich 1978
Spindler 1918	Rudolf Spindler: Das Kloster auf dem Petersberg bei Halle (Diss. Halle), Berlin 1918
Springer 1862	Anton Springer: Die Künstlermönche im Mittelalter, in: Mitteilungen der k.u.k. Central Commission, Wien 1862, Nr. 1 und 2
Staßen 1777	Gallus Staßen: Necrologium S. Petrense, Handschrift von 1777 im Archiv der Lorenzkirche Erfurt.
Steiger 1952/53	Günter Steiger: Sigebonis Vita Paulinae und die Baugeschichte des Klosters Paulinzella, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Jena, gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 2, S. 47 - 62
Steinhauer/Stubenrauch 1992	Heinz Steinhauer und Werner Stubenrauch: Kloster Limburg an der Haardt, Dürkheim 1992 (2.Aufl.)
Stevens 1978	Ulrich Stevens: Burgkapellen im deutschen Sprachraum, Diss. Köln 1977, Köln 1978
Stoll/Roubier 1966	Robert Th. Stoll/ Jean Roubier: Britannia Romanica. Die hohe Kunst der romanischen Epoche in England, Schottland und Irland, Wien/ München 1966
Stolle/Thiele 1900	Konrad Stolle: Memoriale: Thüringisch-Erfurtische Chronik, herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen, bearbeitet von R. Thiele, Halle 1900
Storch 1839	Ludwig Storch: Reinhardsbrunn, in: Thüringen und der Harz, 1, 1839, S. 11 - 40, 1 Abb.
Stoltze 1929	Ludwig Stoltze: Die romanischen Hallenkirchen in Alt-Bayern, Bornaleipzig 1929
Stürmer 1984	Andreas Stürmer: Die ehemalige Kollegiatskirche Saint-Lazare zu Avallon. Diss. Köln 1984, Köln 1984

Strobel 1971	Richard Strobel: Die Hirsauer Reform und das Würfelkapitell mit Ecknasen, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, 30, 1971, S. 21 - 116
Strobel 1991	Richard Strobel: Die romanische Bauplastik in Hirsau, in: Hirsau St.Peter und Paul 1091 - 1991, Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10/1, mit Beilagen, Stuttgart 1991, S. 209 – 244
Strobel/Weis 1994	Richard Strobel/ Markus Weis: Romanik in Altbayern, Würzburg 1994
Stüwer 1980	Wilhelm Stüwer: Die Reichsabtei Werden an der Ruhr (Germania Sacra, N.F. 12), Berlin – New York 1980
Strzygowski 1918	Josef Strzygowski Die Baukunst der Armenier und Europa, Bde. I-II. Wien 1918.
Teschauer 1991	Otto Teschauer: Die Ruinenstätte und ihre Erforschung. Zur Geschichte der Grabungen, in: Hirsau St. Peter und Paul 1091 - 1991, Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10/1, mit Beilagen, Stuttgart 1991, S. 73 - 138
Thies 1995	Harmen Thies: Die Braunschweiger Stiftskirche St.Blasius und ihre Nachwirkung in Norddeutschland, in: Jochen Luckhardt/ Franz Niehoff (Hrsg): Heinrich der Löwe und seine Zeit, Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995, Bd. 2, München 1995 S. 257 - 271
Thümmler 1939	Hans Thümmler: Die Baukunst des 11. Jahrhunderts in Italien, in: Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte, Band III, 1939, S. 143 – 226
Thümmler 1949	Hans Thümmler: Die frühromanische Baukunst in Westfalen, in: Westfalen 27, 1949, S. 177 ff.
Thümmler 1953	Hans Thümmler: Die karolingische Baukunst in Westfalen, in: Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie 3, 1957, S. 84 ff.
Thümmler 1954	Hans Thümmler: Der Dom zu Osnabrück, München 1954
Thümmler 1956	Hans Thümmler: Karolingische und ottonische Baukunst in Sachsen, in: Das erste Jahrtausend, Bd. 2, Düsseldorf 1956, S. 867 – 897

Thümmler 1958	Hans Thümmler: Westfälische und italienische Hallenkirchen, in: Festschrift Martin Wackernagel zum 75. Geburtstag, Köln – Graz 1958
Thümmler 1965	Hans Thümmler: Neue Forschungen zur romanischen Baukunst in Westfalen, in: Westfalen, 43, 1965, S. 3 – 56
Thümmler 1973	Hans Thümmler: Romanik in Westfalen, Münster 1973
Ullmann 1989	Ernst Ullmann (Hrsg): Der Magdeburger Dom. Ottonische Gründung und staufischer Neubau. Bericht über ein wissenschaftliches Symposium in Magdeburg vom 7. 10. bis 10. 10. 1986 (Schriftenreihe der Kommission für Niedersächsische Bau- und Kunstgeschichte bei der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 59), Leipzig 1989
Unbehaun 1998	Lutz Unbehaun: Die Klosterkirche zu Paulinzella, Rudolstadt/Jena 1998
Untermann 1984	Matthias Untermann: Kirchenbauten der Prämonstratenser, Untersuchungen zum Problem einer Ordensbaukunst im 12. Jahrhundert (29. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln), Köln 1984
Untermann 1993	s.Binding 1993
Valentin 1963	Frank Valentin: Untersuchungen zur Kunst des 12. Jahrhunderts im Kloster Komburg, Diss. Stuttgart 1963
Verbeek 1950	Albert Verbeek: Die Außenkrypta. Werden einer Bauform im frühen Mittelalter, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 13, 1950, S. 7 ff.
Verzone 1967	Paolo Verzone: Werdendes Abendland (Kunst der Welt), Baden-Baden 1967
Viollet-le-Duc o.J. (1854)	Eugène Viollet-le-Duc: Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe siècle, Paris o.J. (1854), Bd. 1, S. 108
Voigtländer 1982	Klaus Voigtländer: Die Stiftskirche zu Gernrode und ihre Restaurierung 1858 - 1872, mit Beiträgen von Hans Berger und Edgar Lehmann, 2. durchgesehene Auflage, Berlin 1982

Vonderau 1924	Joseph Vonderau: Die Ausgrabungen am Dom zu Fulda in den Jahren 1919 – 1924 (17. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins), Fulda 1924
Vorbrodt 1965	Günter W. Vorbrodt: Das Stift Gernrode, Köln/Graz 1965
Wäscher 1955	Hermann Wäscher: Rätsel um die Wiperti-Krypta in Quedlinburg, in: Von Domen, Mühlen und goldenen Reitern, zusammengestellt von Reimar Gilsenbach und Ursula Zielinski (Bücher für Heimatpflege), Dresden 1955, S. 82 – 88
Wäscher 1959	Hermann Wäscher: Der Burgberg in Quedlinburg, Geschichte seiner Bauten bis zum ausgehenden 12. Jahrhundert nach den Ergebnissen der Grabungen von 1938 – 42, Berlin 1959
Wagner-Rieger 1971	Renate Wagner-Rieger: Premier art roman. Festschrift für Wolfgang Krönig, in: Aachener Kunstblätter 41, 1971, S. 27 ff.
Walz 1993	Josef Walz: Das Kloster zu Ilsenburg (Große Baudenkmäler, Heft 474) München/Berlin 1993
Wegele 1854	Franz Xaver Wegele: Annales Reinhardsbrunnenses, Jena 1854
Weidel/Kunze 1925	Karl Weidel/ Hans Kunze: Das Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg (Germania Sacra, Serie B Ic, Die regulierten Chorherrenstifte), Augsburg 1925
Weidemann 1978	Konrad Weidemann: Die Stiftskirche St. Simon und Juda, in: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 35: Goslar – Bad Harzburg. Hrsg. vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz, Mainz 1978, S. 76 – 81
Weigel 1985	Thomas Weigel: Die Stiftskirche zu Königslutter (Große Baudenkmäler, Heft 382), München – Berlin 1987
Werner 1965	Roland Werner: Der Klosterturm von Göllingen, Phil.-Dipl. Arbeit, Leipzig 1965
Wilhelm-Kästner 1929	Kurt Wilhelm-Kästner: Das Münster in Essen, Essen 1929

Will 1994	Robert Will: Romanisches Elsaß, Würzburg 1994 (3. Aufl., französische Originalausgabe: 1982)
Winkelmann/Claussen 1953	Wilhelm Winkelmann/ Hilde Claussen: Untersuchungen unter der Pfarrkirche zu Vreden, in: Westfalen 31, 1953, S. 304 ff.
Winterfeld 1988/I	Dethard von Winterfeld: Die Rippengewölbe des Domes zu Speyer, in: Kirchen am Lebensweg. Festgabe zum 60. Geburtstag und 20. Bischofsjubiläum für seine Eminenz Friedrich Kardinal Wetter (Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst in München 17), München 1988, S. 101 - 112
Winterfeld 1988/II	Dethard von Winterfeld: Worms, Speyer, Mainz und der Beginn der Spätromanik am Oberrhein, in: Muth 1988, S. 213 - 250
Winterfeld 1993/I	Dethard von Winterfeld: Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romanisches Umfeld, Würzburg 1993
Winterfeld 1993/II	Johannes Cramer/ Werner Jacobsen/ Dethard von Winterfeld: Die Michaeliskirche, in: Brand/Eggebrecht 1993, Bd. I, S. 369 ff.
Wischermann 1987	Heinfried Wischermann: Romanik in Baden-Württemberg, Stuttgart 1987
Wlost 1930	Alfred Wlost: Ergebnisse der Grabungen am 7. und 8. Juli 1930 innerhalb der Cyriaksruine bei Naumburg/Saale, in: Nachrichtenblatt der Landeselektricität G.m.b.H. Überlandwerk Camburg 1930, Nr. 12, (Chronik Anhang II, S. I - VIII)
Wolfram 1982	Rudolf Wolfram: Die Klosterkirche in Thalbürgel, Berlin 1982
Woolley o. J.	C. Leonard Woolley: Vor 5000 Jahren, Stuttgart o. J. (14. Auflage)
Wulf 1940	Götz-Dieter Wulf: Die Benediktinerklosterkirche Thalbürgel und ihre Stellung in der cluniazensisch-hirsauischen Baukunst, Diss. Berlin 1940
Wulf 1996	Walter Wulf: Romanik in der Königslandschaft Sachsens, Würzburg 1996
Zahn 1967	Wolfgang Zahn: Schottenklöster. Die Bauten der irischen Benediktiner in Deutschland (Diss. Freiburg 1967)

Zahn 1976	Leopold Zahn: Die Klosterkirche Sant Pere de Roda. Studien zur Bauschichte und kunstgeschichtlichen Stellung. Diss. Freiburg 1976, Berlin 1976
Zeisner 1940	Josef Maria Zeisner: Die Klosterkirche in Jerichow. Berlin 1940
Zeller 1907	Adolf Zeller: Die romanischen Baudenkmäler von Hildesheim, Berlin 1907
Zeller 1916	Adolf Zeller: Der Kirchenbau Heinrichs I. und der Ottonen in Quedlinburg, Gernrode, Frose und Gandersheim, Berlin 1916
Zeller 1928	Adolf Zeller: Frühromanische Kirchenbauten und Klosteranlagen der Benediktiner und der Augustiner-Chorherren nördlich des Harzes, Berlin/Leipzig 1928
Zemp 1907/08	Josef Zemp: Die Kirche von Romainmôtier, in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Bd I, 1907/08, S. 89 – 110
Zilkens 1983	Stephan Zilkens: Karner-Kapellen in Deutschland, Diss. Köln 1983, Köln 1983
Zimmermann 1956	Walther Zimmermann: Das Münster zu Essen, Essen 1956
Zimmermann 1959	Walther Zimmermann u.a.: Die Kirchen zu Essen-Werden (Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Beiheft 7), Essen 1959

Abbildungsverzeichnis

Farbtafel Ia	Ansicht der Erfurter Peterskirche von Südosten
Farbtafel Ib	Chorbau der Erfurter Peterskirche, Ansicht von Osten
Farbtafel IIa	Südquerhaus und südliches Chorseitenschiff der Peterskirche, Ansicht von Süden
Farbtafel IIb	Innenraum (heutiges Obergeschoß) der Peterskirche, Ansicht nach Nordwesten
Farbtafel IIIa	Südseitenschiffswand der Erfurter Peterskirche, Ansicht von Südwesten
Farbtafel IIIb	Südquerhausapsis der Erfurter Peterskirche, Ansicht von Südosten
Farbtafel IIIc	Payerne, Abteikirche, Gliederung der Hauptapsis (Detail)

Abb. 1	Mitteleuropa im 11. Jahrhundert
Abb. 2	Erfurt, Lageplan mit der Klosterkirche im Bereich der Zitadelle
Abb. 3	Darstellung der Erfurter Peterskirche nach Fritz (1661)
Abb. 4	Darstellung der Erfurter Peterskirche nach Stengel (1638)
Abb. 5	Ansicht der Erfurter Peterskirche von Süden (Landesbibliothek Weimar, 1520/30)
Abb. 6	Darstellung des Inneren der Erfurter Peterskirche, Stich von Schule (1804)
Abb. 7	Ansicht der Erfurter Peterskirche von Südosten, Stich von Schule (1804)
Abb. 8	Ansicht der Erfurter Peterskirche von Südosten, Zustand nach der Beschießung 1813, Bleistiftskizze von Dornheim
Abb. 9	Ansichten der Erfurter Peterskirche von N und von O, aus dem Welsch'schen Kartenwerk von 1723
Abb. 10	Grundriss der Erfurter Peterskirche, nach Becker
Abb. 11	Südansicht der Erfurter Peterskirche, nach Becker
Abb. 12	Nordansicht der Erfurter Peterskirche, nach Becker
Abb. 13	Längsschnitt der Erfurter Peterskirche, nach Becker
Abb. 14	Westansicht der Erfurter Peterskirche, nach Becker
Abb. 15	Ostansicht der Erfurter Peterskirche, nach Becker
Abb. 16	Erfurt, Peterskirche, Querschnitte durch das Langhaus, nach Becker
Abb. 17	Erfurt, Peterskirche, Grundriss und Ansicht der Langhauspfeiler, nach Becker
Abb. 18	Erfurt, Peterskirche, Grundriss und Ansicht der Turmpfeiler, nach Becker
Abb. 19	Grabungsplan der Erfurter Peterskirche, 1920/21, Karl Becker

- Abb. 20 Erfurt, Peterskirche, Maßverhältnisse (links) und daraus errechnete Achsabstände (rechts) im südlichen Seitenschiff, Haenchen 2000
- Abb. 21 Erfurt, Peterskirche, Wandaufriss des Langhauses nach dem ursprünglichen Entwurf, Haenchen 2000
- Abb. 22 Erfurt, Peterskirche, Grundriss der ursprünglich geplanten und der ausgeführten Kirche, Haenchen 2000
- Abb. 23 Erfurt, Peterskirche, Gegenüberstellung des ursprünglichen und des ausgeführten Aufrisses der Hochschiffwand, Skizze Beckers
- Abb. 24 Erfurt, Peterskirche, Querschnitt mit Rekonstruktion des zerstörten Mittelschiffs und der Seitenschiffsdächer nach den Abmessungen der Kirche im Welsch'schen Kartenwerk von 1723 (s. Abb. 9) , Haenchen, verändert nach Becker (s. Abb. 16)
- Abb. 25 Erfurt, Peterskirche, schematischer Grundrissvergleich des 1. und 2. Presbyteriumentwurfes, nach Becker (Ausschnitt aus Abb. 19)
- Abb. 26 Erfurt, Peterskirche, Rekonstruktion des ursprünglichen Presbyteriumentwurfes, Varianten mit quadratischem und längsrechteckigem Chorwinkelturm, Haenchen 2000
- Abb. 27 Erfurt, Peterskirche, Ansicht von Südwesten, mit Silhouette der einstigen Osttürme (Visualisierung mit Hilfe eines temporären Baugerüsts, 1992)
- Abb. 28 Erfurt, Peterskirche, Südliches Seitenschiff, Querhaus und Silhouette der einstigen Osttürme (temporäres Baugerüst, 1992)
- Abb. 29 Erfurt, Peterskirche, Chor und Querhaus von Südost
- Abb. 30 Erfurt, Peterskirche, Kapitellzone eines Langhauspfeilers
- Abb. 31 Erfurt, Peterskirche, Basis eines Langhauspfeilers
- Abb. 32 Erfurt, Peterskirche, Basis des Nördlichen Turmpfeilers
- Abb. 33 Erfurt, Peterskirche, Kapitellzone des nördlichen Turmpfeilers
- Abb. 34 Erfurt, Peterskirche, Kapitellzone des südlichen Turmpfeilers
- Abb. 35 Erfurt, Peterskirche, Zwickelstein von der ursprünglichen Choranlage, nach Becker
- Abb. 36 Erfurt, Peterskirche, Ansatz der Tonnenwölbung im südlichen Seitenschiff
- Abb. 37 Erfurt, Peterskirche, Ansatz des Steindaches an der Apsis des Nordquerhauses
- Abb. 38 Quadermauerwerk der Erfurter Peterskirche
- Abb. 39 Quadermauerwerk von St. Godehard in Hildesheim

- Abb. 40 Erfurt, Peterskirche, Außenwandgliederung des südlichen Seitenschiffes
- Abb. 41 Erfurt, Peterskirche, Außenwandgliederung im Chorbereich
- Abb. 42 Erfurt, Peterskirche, Kapitellzone der Halbsäulen am südlichen Seitenschiff
- Abb. 43 Erfurt, Peterskirche, Basisbildung der Halbsäulen am südlichen Seitenschiff
- Abb. 44 Merseburg, Pfeiler in der Krypta des Domes
- Abb. 45 Merseburg, Domkrypta, Grundrisse und Ansichten der Pfeiler
- Abb. 46 Pfeiler der Vorkirche in der Klosterkirche Paulinzella
- Abb. 47 Pfeiler des Braunschweiger „Domes“
- Abb. 48 Pfeiler der südlichen Hochschiffwand der Abteikirche auf dem Mont-Saint-Michel
- Abb. 49 Kopf eines „kantonierten“ Pfeilers in der Stiftskirche Marbach/Elsaß
- Abb. 50 Kryptenpfeiler in der Abdinghofkirche Paderborn
- Abb. 51 Kryptenpfeiler von St. Martin in Emmerich
- Abb. 52 Kryptenpfeiler des Essener Münsters
- Abb. 53 Kryptenpfeiler der Stiftskirche Vreden
- Abb. 54 Kryptenpfeiler der Stiftskirche Vreden
- Abb. 55 Westgotischer Pfeiler, heute im Museum Mérida
- Abb. 56 Germigny-des-Prés, Pfeiler des karolingischen Oratoriums
- Abb. 57 Pfeiler der sog. „Kadir Durmus“ Kirche in Avcilar / Göreme (Kappadokien)
- Abb. 58 Erfurt, Anschluß des südlichen Seitenschiffs an den Westbau
- Abb. 59 Erfurt, Anschluß des südlichen Seitenschiffs an das Querhaus
- Abb. 60 Südquerhausportal von St. Peter in Erfurt
- Abb. 61 Grundriss der Klosterkirche Ilsenburg
- Abb. 62 Grundriss der Klosterkirche Drübeck
- Abb. 63 Grundriss der Stiftskirche in Hamersleben
- Abb. 64 Grundriss der Klosterkirche Herrenbreitungen an der Werra
- Abb. 65 Grundriss der Liebfrauenkirche in Halberstadt
- Abb. 66 Grundriss der Klosterkirche Bursfelde
- Abb. 67 Grundriss der Klosterkirche Lippoldsberg
- Abb. 68 Grundriss der Liebfrauenkirche in Magdeburg
- Abb. 69 Grundriss der Klosterkirche Jerichow
- Abb. 70 Grundriss der Klosterkirche Paulinzella

Abb. 71	Grundriss der Ulrichskirche in Sangerhausen
Abb. 72	Grundriss der Klosterkirche Breitenau
Abb. 73	Grundriss der Stiftskirche Königslutter
Abb. 74	Grundriss von St. Godehard in Hildesheim
Abb. 75	Grundriss von St. Ludgeri in Helmstedt
Abb. 76	Grundriss von St. Lucius in Werden/Ruhr
Abb. 77	Grundriss von St. Hadelin in Celles
Abb. 78	Grundriss von St. Georg in Köln
Abb. 79	Grundriss der Abteikirche Romainmôtier
Abb. 80	Grundriss der Abteikirche Payerne
Abb. 81	Grundriss von San Pietro in Agliate
Abb. 82	Grundriss der Stiftskirche Amsoldingen
Abb. 83	Grundriss von St. Emmeram in Regensburg
Abb. 84	Grundriss der Koimesiskirche von Nikaia
Abb. 85	Grundriss der Johannes Studios Basilika in Konstantinopel
Abb. 86	Grundriss von S. Apollinare in Classe in Ravenna
Abb. 87	Grundriss von S. Maria in Valle in Cividale
Abb. 88	Grundriss von St. Johann in Müstair
Abb. 89	Cluny, Grundriss des Majolusbaues der Klosterkirche ("Cluny II")
Abb. 90	Grundriß des Merseburger Domes
Abb. 91	Grundriss von S. Etienne in Nevers
Abb. 92	Lippoldsberg, Klosterkirche, Inneres nach Westen
Abb. 93	Quedlinburg, Stiftskirche, Inneres nach Westen
Abb. 94	Nevers, S. Etienne, Längsschnitt
Abb. 95	Qalaat Simān, Simeonskirche, Apsis
Abb. 96	Gernrode, Apsis der Stiftskirche
Abb. 97	Paray-le-Monial, Abteikirche, Chorumgangskapelle
Abb. 98	Hamersleben, Stiftskirche, Hauptapsis
Abb. 99	Payerne, Abteikirche, Hauptapsis
Abb. 100	Besancon, Kathedrale, ehem. Ostapsis
Abb. 101	Doberlug, Klosterkirche, Hauptapsis
Abb. 102	Hildesheim, St. Godehard, Nordquerhaus und Choransatz

Abb. 103	Ripoll (Catalunya), Kathedrale, Ansicht des Querhauses von Osten
Abb. 104	Königslutter, Stiftskirche, Ansicht von Osten (mit Querhausapsiden)
Abb. 105	Halberstadt, Liebfrauenkirche, Ansicht von Osten
Abb. 106	Nevers, Westbau von S.Etienne, Ansicht
Abb. 107	Köln, St. Pantaleon, Westbau
Abb. 108	Goslar, Westbau des ehem. Domes, Westansicht
Abb. 109	Corvey, Klosterkirche, Ansicht von Westen. Rekonstruktion
Abb. 110	Tournous, Westbau von S.Philibert
Abb. 111	Braunschweig, Westbau des "Domes", Ansicht von NW
Abb. 112	Hildesheim, St. Godehard, Nordseitenschiff
Abb. 113	Hildesheim, St. Godehard, Obergaden der Nordseite
Abb. 114	Quedlinburg, Stiftskirche, Nordseitenschiff
Abb. 115	Königslutter, Stiftskirche, Ansicht des Nordquerhauses

Abbildungsnachweis

Badstübner 1972	Abb. 64
Becker 1929	Abb. 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 23, 25, 35
Bilddatenbank des Instituts für Baugeschichte der TU Dresden	Abb. 57, 89
Jutta Brüdern	Abb. 47, 104, 111
Dehio-Handbücher	Abb. 65, 66, 68, 69, 72, 73, 74
Dehio/Betzold 1884/1901	Abb. 91, 94
Effenberg 1986	Abb. 86
Mathias Haenchen	Abb. 20, 21, 22, 24, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 48, 56, 58, 59, 60, 97, 99, 102, 106, 110, 112, 113, 115 sowie die Abbildungen der Farbtafeln I - III
Thomas Haenchen	Abb. 44, 101
Hölscher/Behr 1901	Abb. 108
Kautzsch 1944	Abb. 49
Köhler 1993	Abb. 71
Kreusch 1963	Abb. 109
Kubach/Verbeek 1972	Abb. 51, 77, 78, 107
Lobbedey 1999/I	Abb. 50, 53
Mango 1986	Abb. 84, 85, 95
Oswald/Schäfer/Sennhauser 1966/71	Abb. 82, 83
Putzger-Geschichtsatlas	Abb. 1
Palol/Hirmer 1991	Abb. 55, 103
Ramm 1977	Abb. 45, 90
Schmidt/Govaerts 1961	Abb. 67, 92
Scholke 1987	Abb. 61, 62, 63, 93, 96, 105, 114
Sennhauser 1970	Abb. 80
Thümmeler 1939	Abb. 81
Unbehaun 1998	Abb. 46, 70
Verzone 1967	Abb. 87, 88
Wilhelm-Kästner 1929	Abb. 52
Zemp 1907/08	Abb. 79
Zimmermann 1959	Abb. 75, 76

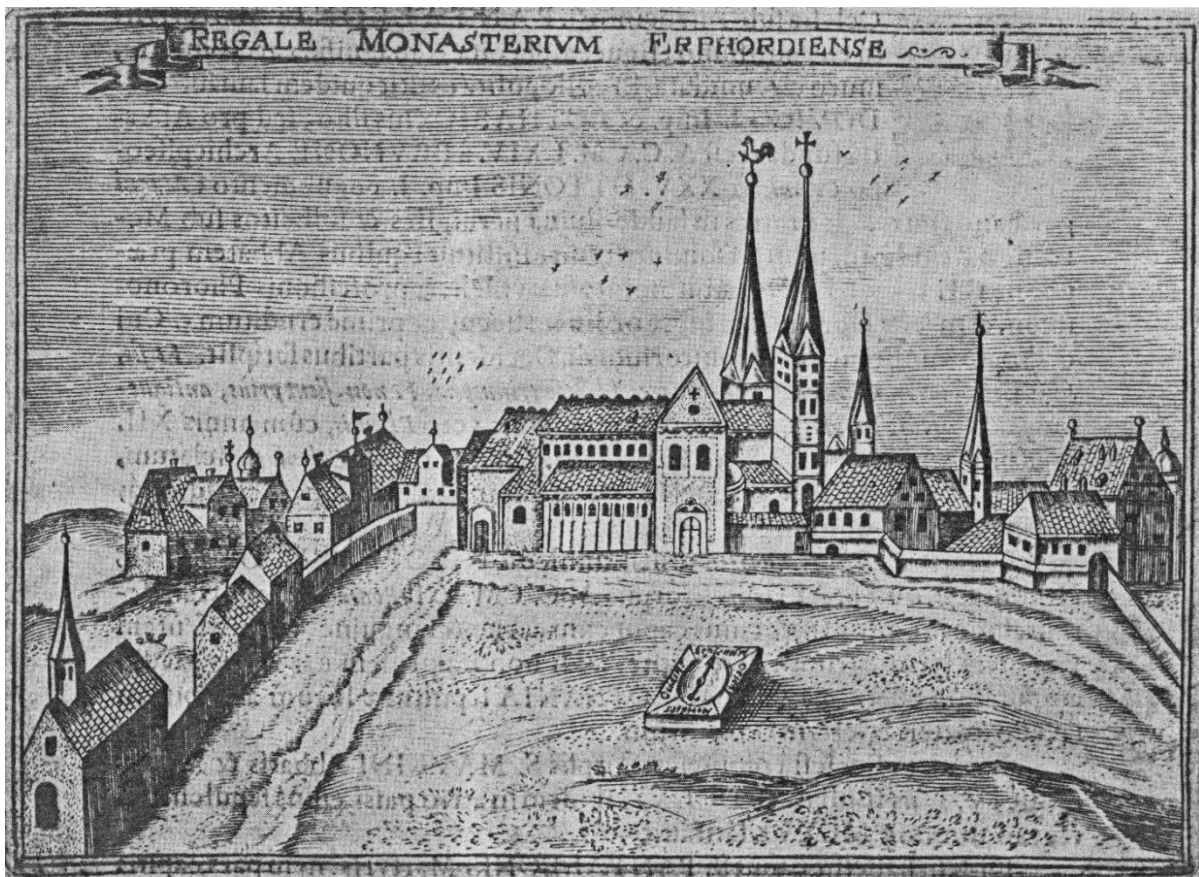


Abb. 4 Darstellung der Peterskirche nach Stengel (1683)



Abb. 5 Ansicht der Peterskirche von Süden

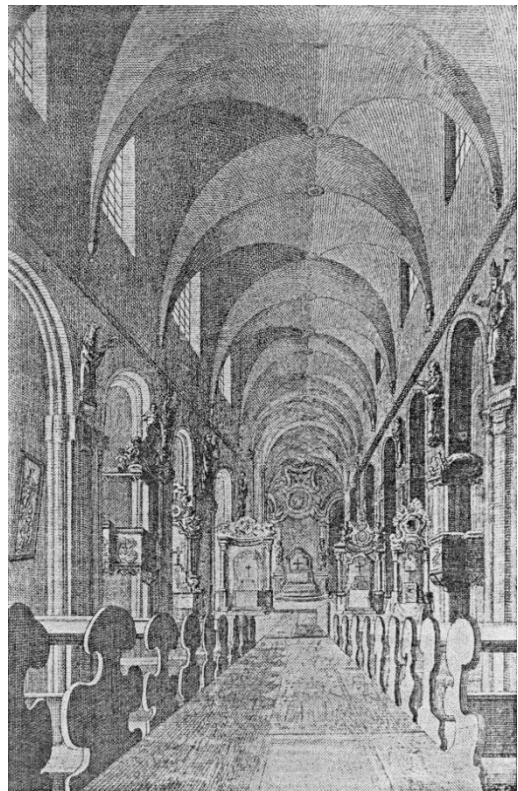


Abb. 6 Inneres der Peterskirche Stich von Schule (1804)

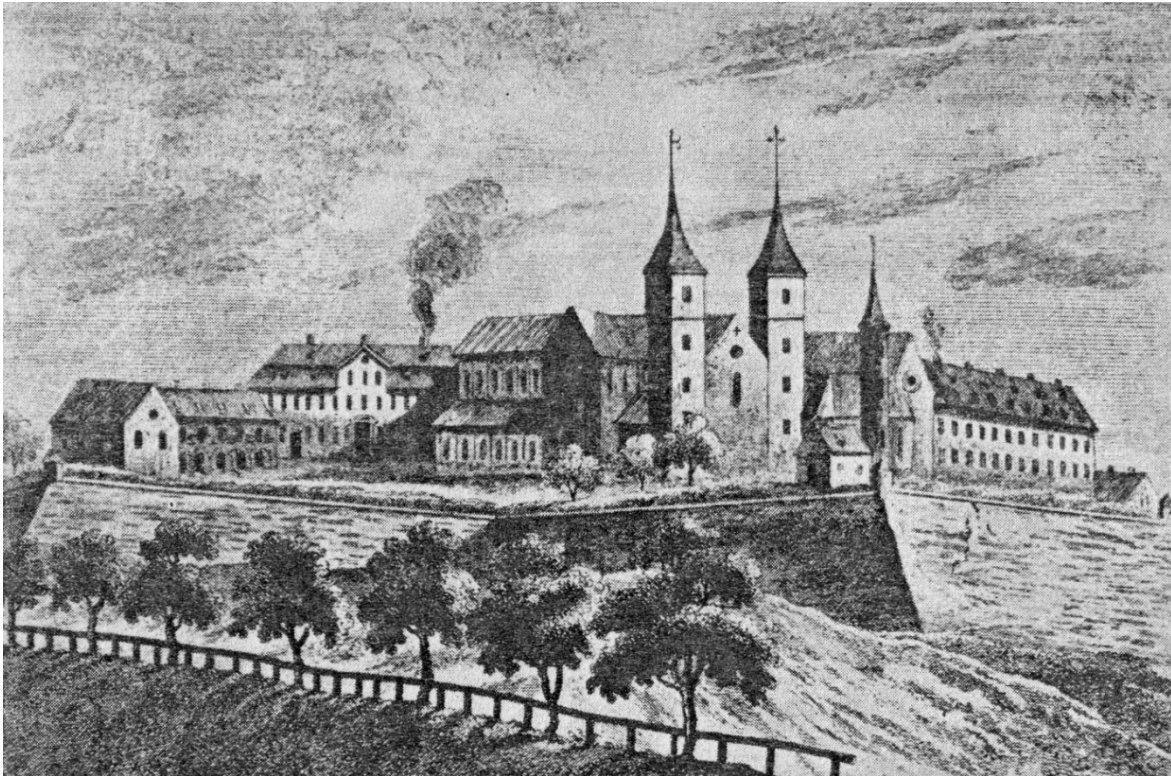


Abb. 7 Ansicht der Erfurter Peterskirche von Südosten, Stich von Schule (1804)

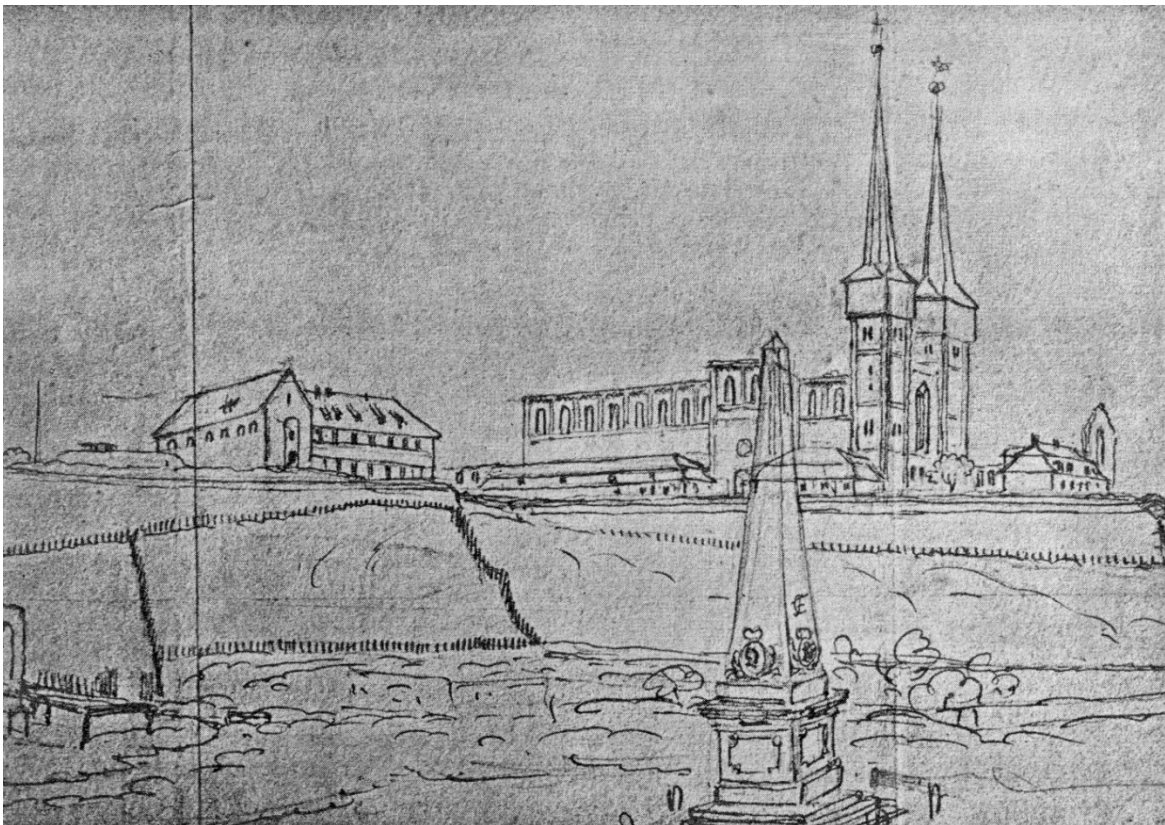


Abb. 8 Ansicht der Erfurter Peterskirche von Südosten, Zustand nach der Beschießung 1813, Bleistiftskizze von Dornheim

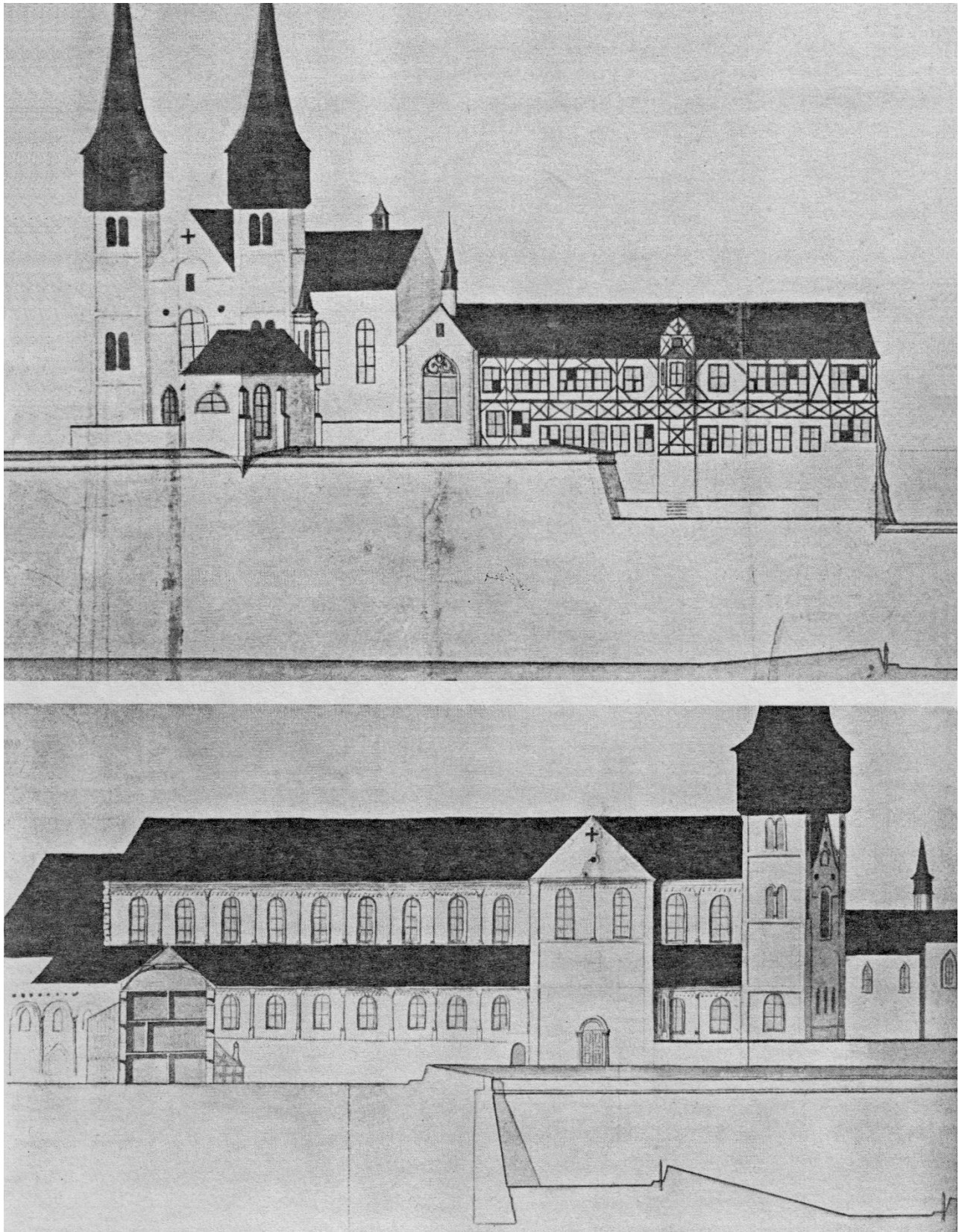


Abb. 9 Ansichten der Erfurter Peterskirche von N und von O, aus dem Welsch'schen Kartenwerk von



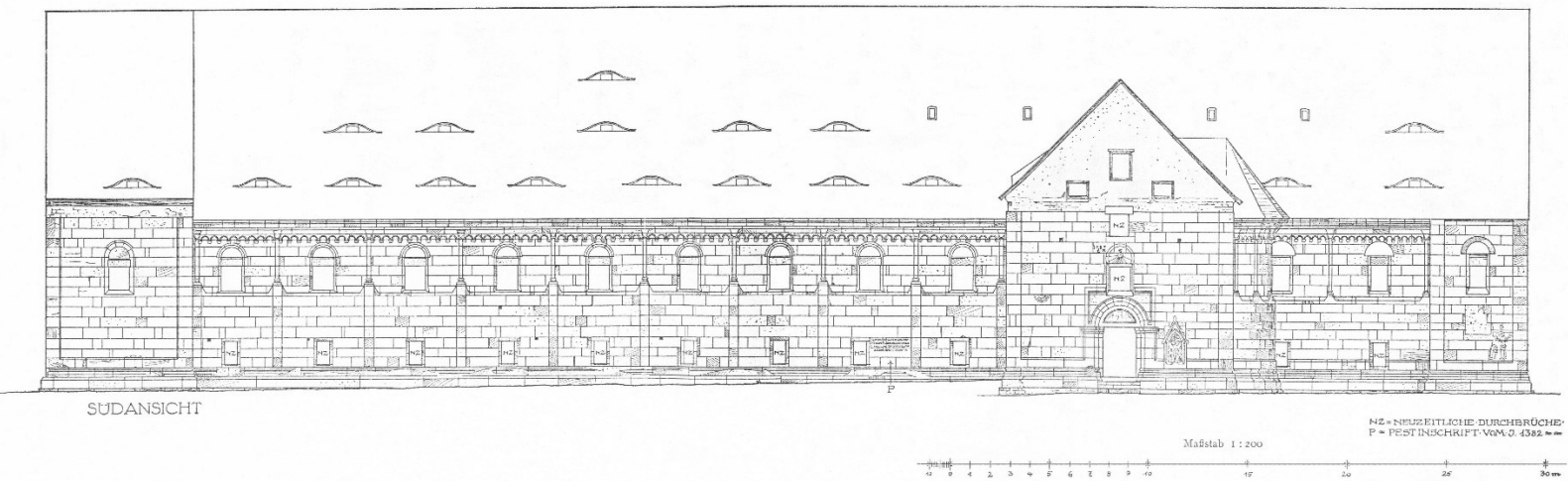


Abb. 11 Südansicht der Erfurter Peterskirche, nach Becker

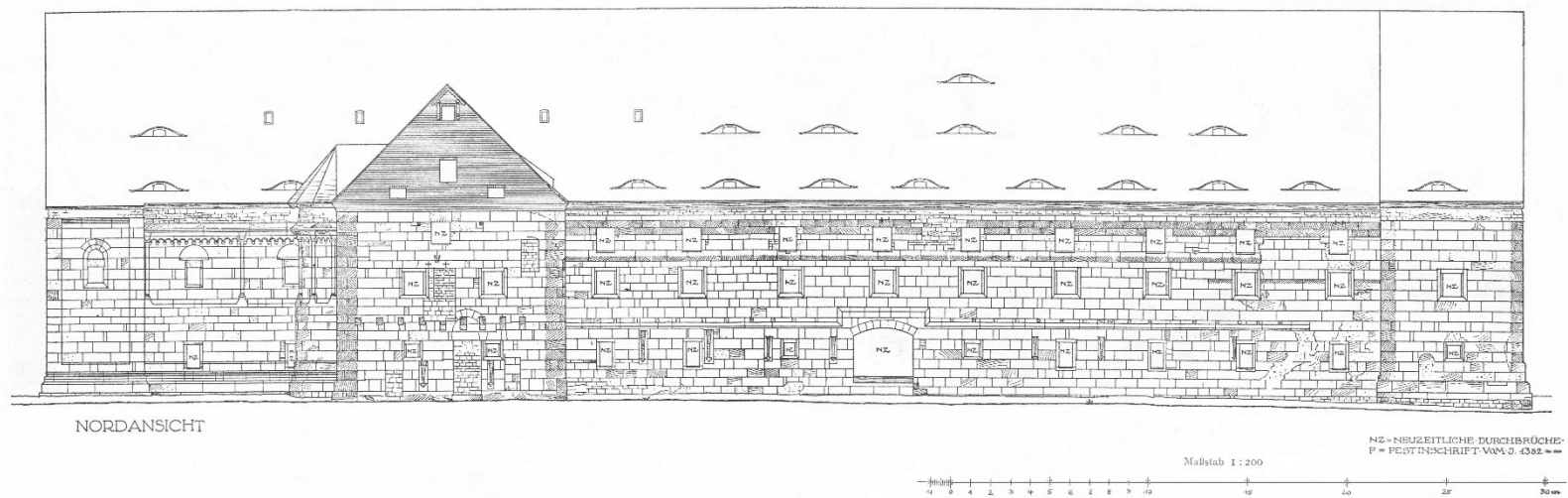


Abb. 12 Nordansicht der Erfurter Peterskirche, nach Becker

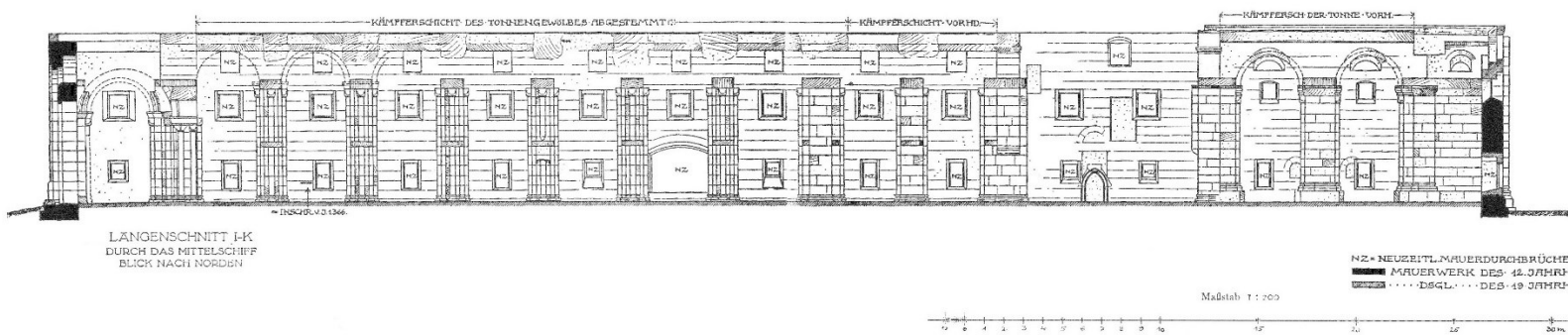


Abb. 13 Längsschnitt der Erfurter Peterskirche, nach Becker

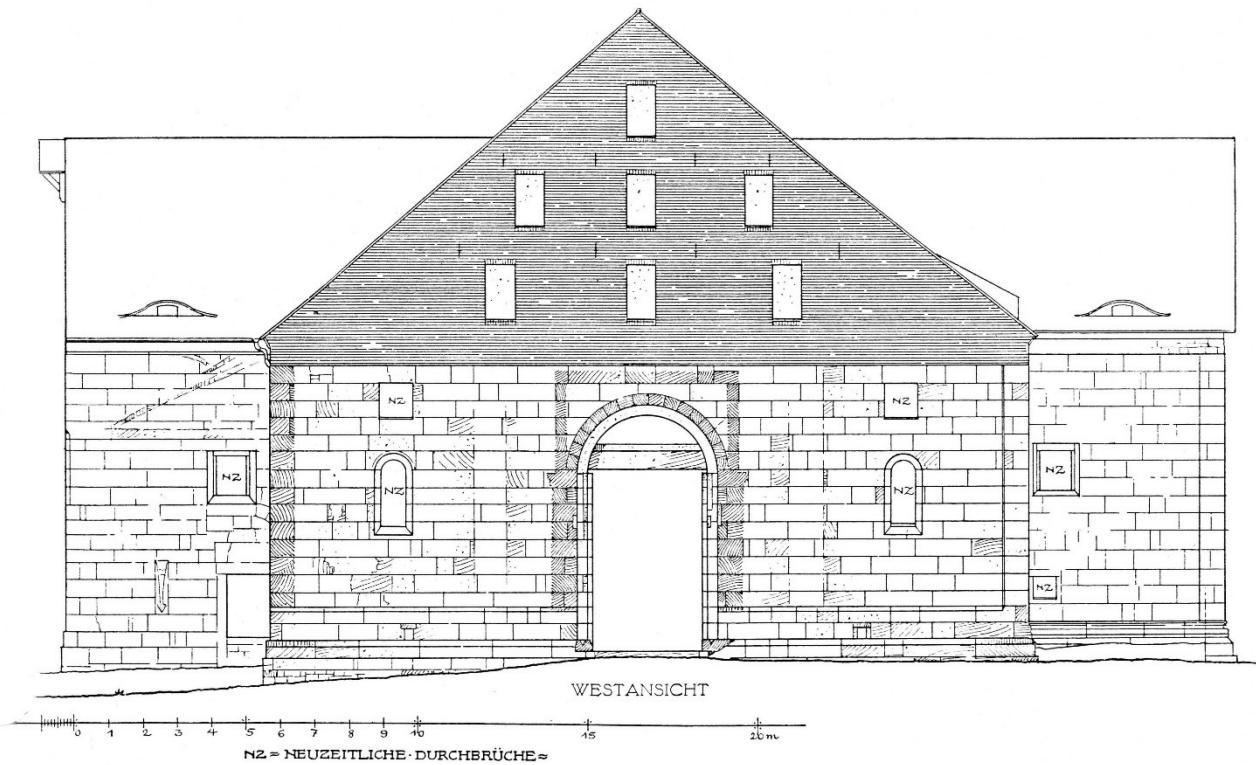


Abb. 14 Westansicht der Erfurter Peterskirche, nach Becker

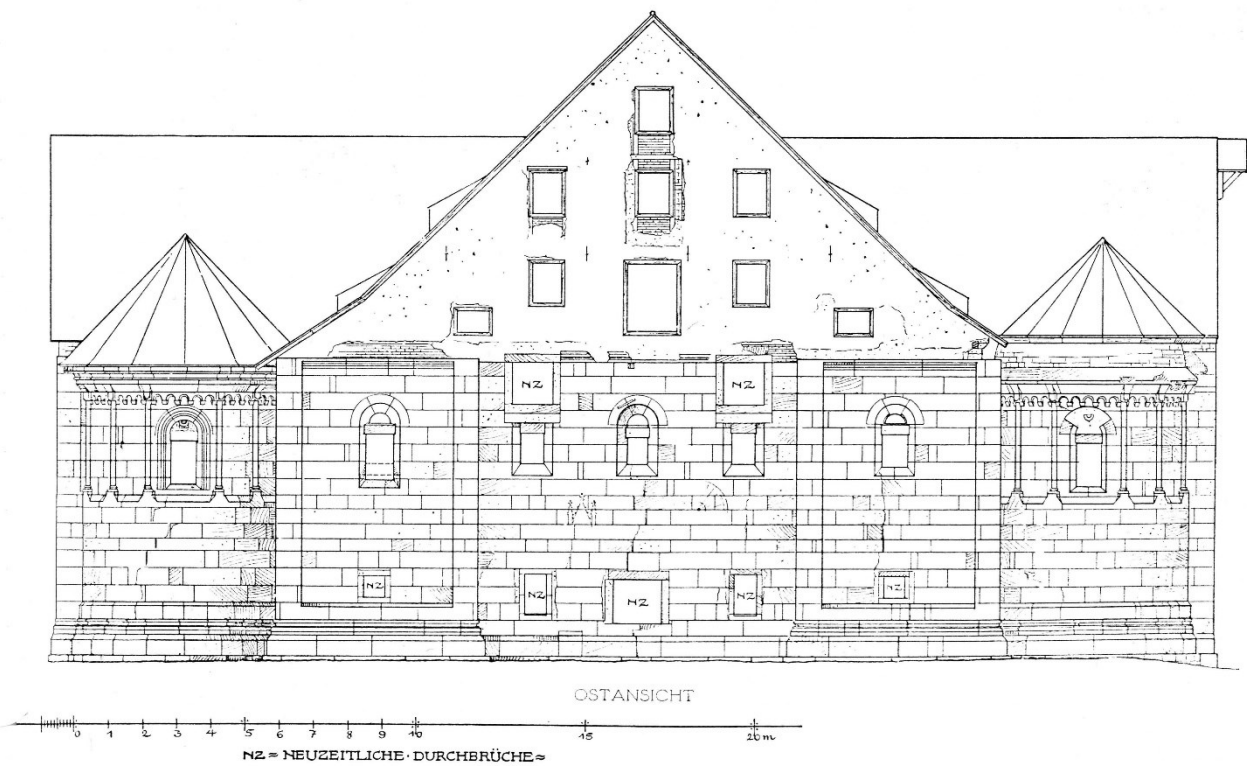
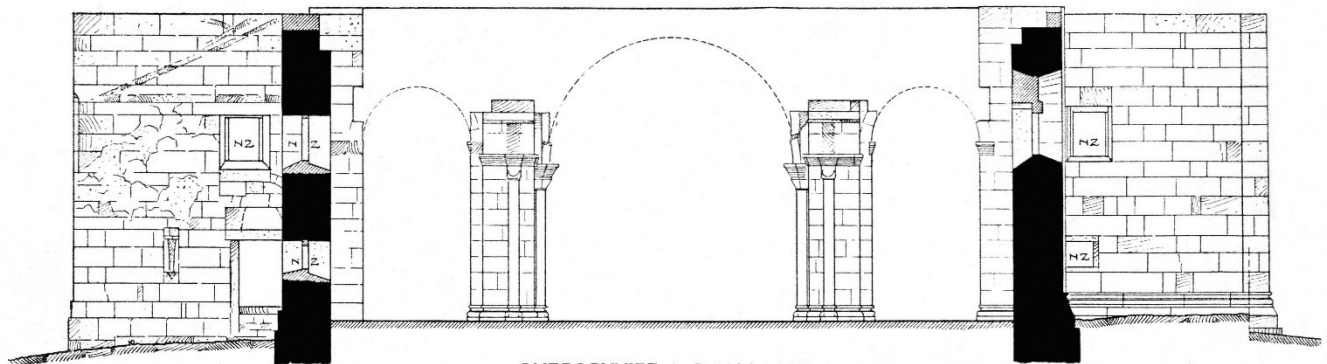
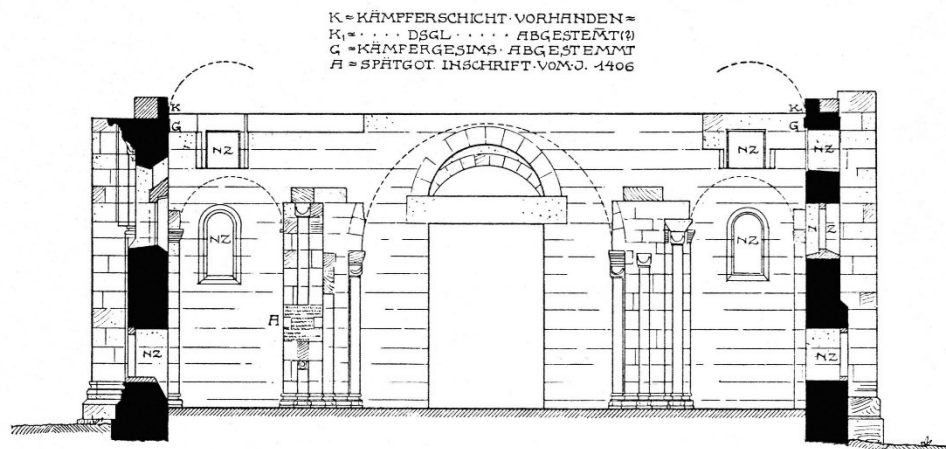


Abb. 15 Ostansicht der Erfurter Peterskirche, nach Becker



QUERSCHNITT A-B (Abb. 495)
DURCH DIE WESTTÜRME
BLICK NACH OSTEN



QUERSCHNITT C-D (Abb. 495)
DURCH DAS LANGHAUS
BLICK NACH WESTEN

K = KÄMPFERSCHICHT VORHANDEN =
K₁ = DSGL ABGESTEMMT(?)
G = KÄMPFERGESIMSE ABGESTEMMT
A = SPÄTGOT. INSCRIFT. VOM J. 1406

NZ = NEUZEITL. MAUERDURCHBRÜCHE.
MAUERWERK DES 12. JAHRHD.
. DSGL DES 19. JAHRHD.

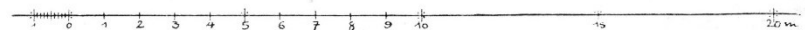


Abb. 16 Erfurt, Peterskirche, Querschnitte durch das Langhaus, nach Becker

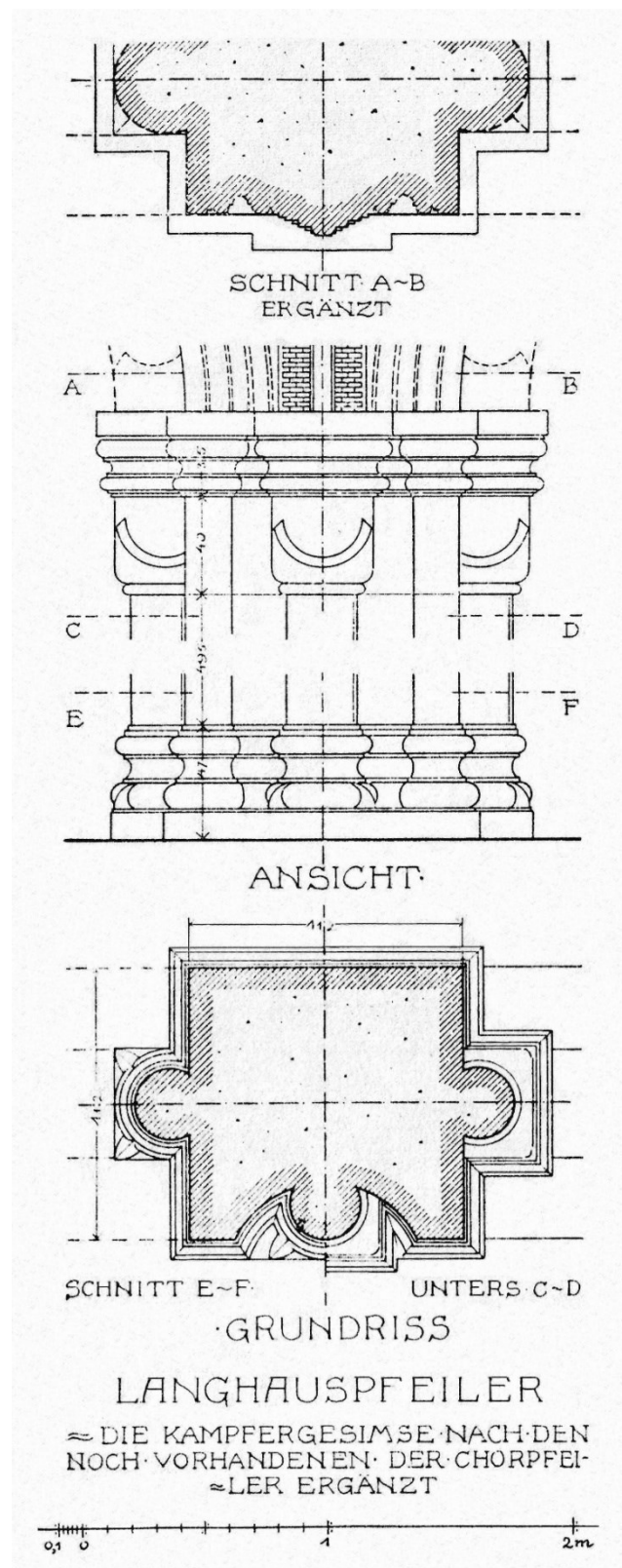


Abb. 17 Erfurt, Peterskirche, Grundriss und Ansicht der Langhauspfeiler, nach Becker

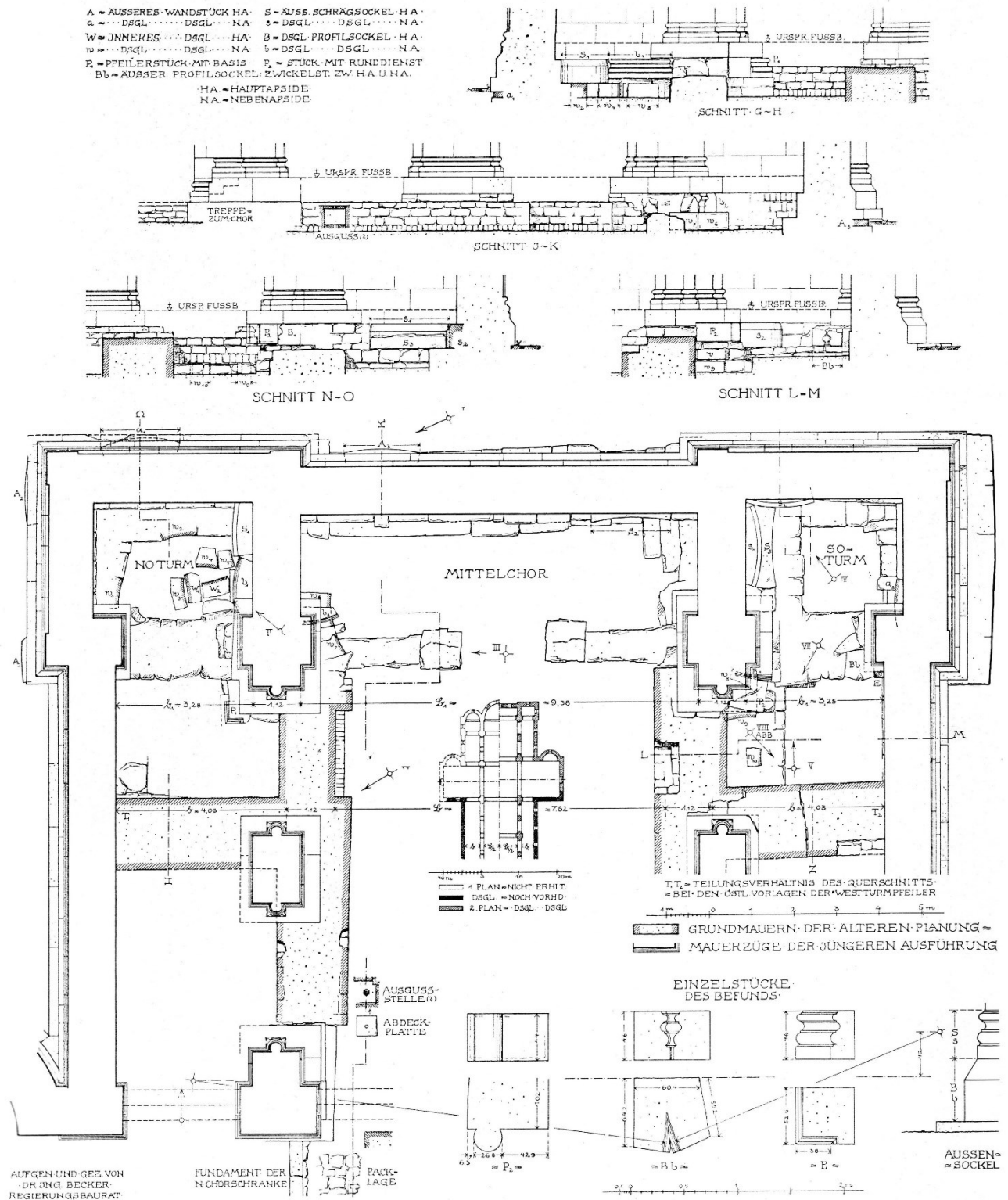
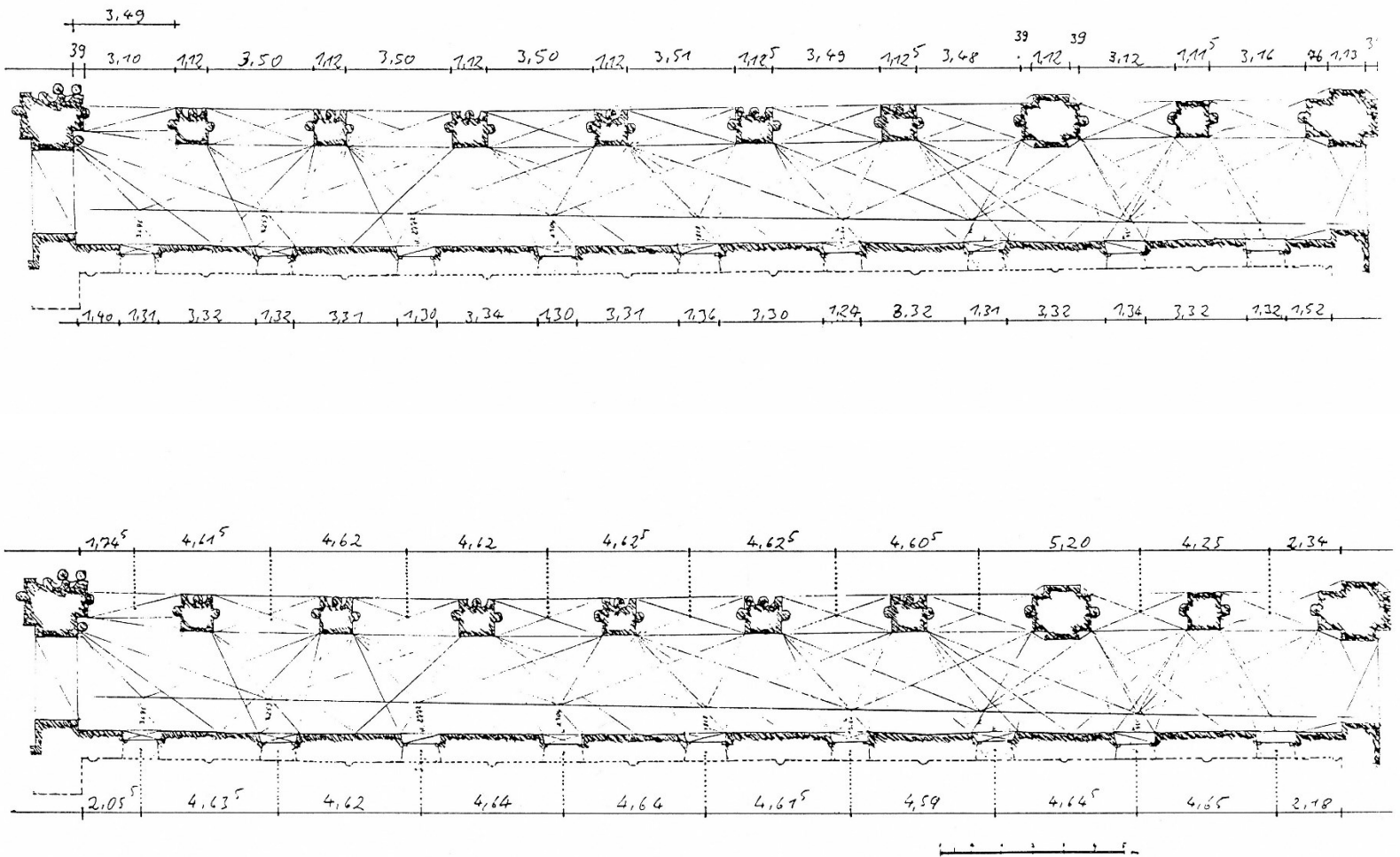


Abb. 19 Grabungsplan der Erfurter Peterskirche, 1920/21, Karl Becker



ERTURT, PETERSKIRCHE
SÜEDL. SEITENSCHIFF
NOVEMBER 1999, MHAENCHEN

Abb. 20 Erfurt, Peterskirche, Maßverhältnisse (oben) und daraus errechnete Achsabstände (unten) im südlichen Seitenschiff, Haenchen 1999

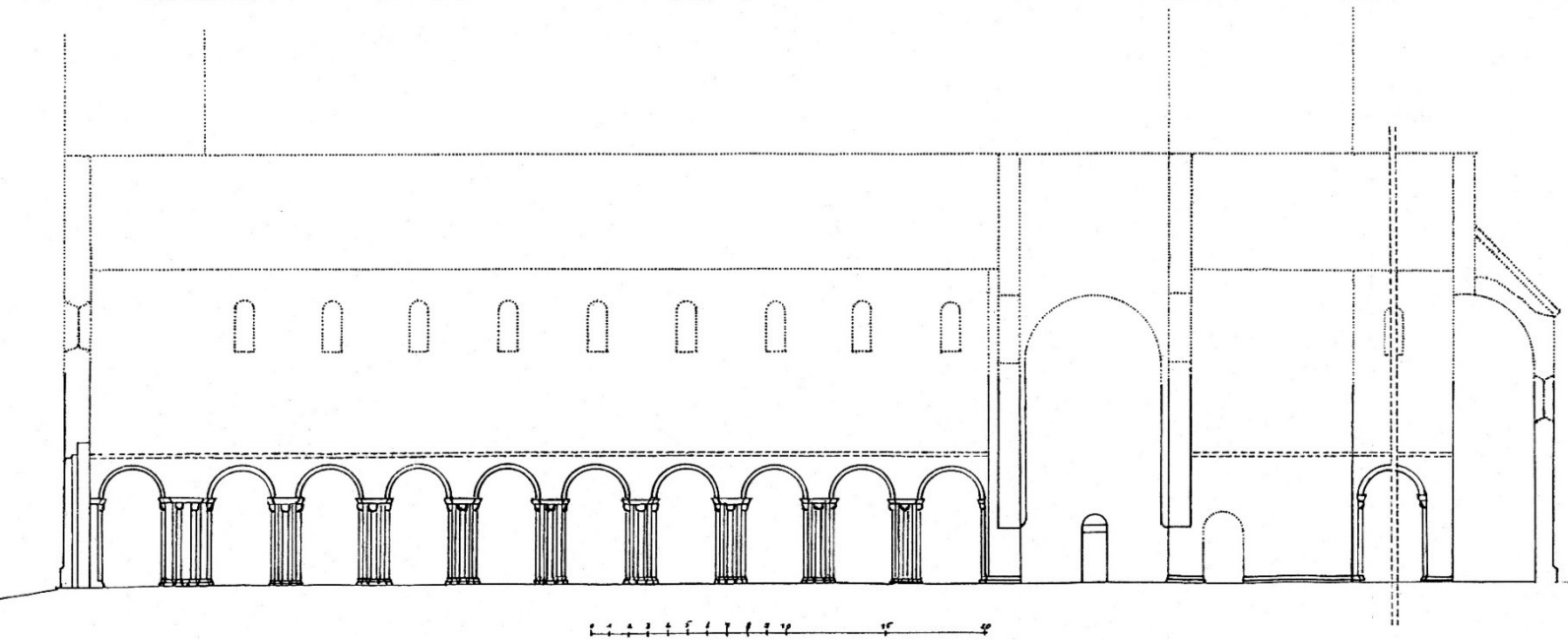


Abb. 21 Erfurt, Peterskirche, Wandaufriss des Langhauses nach dem ursprünglichen Entwurf, Haenchen 2000

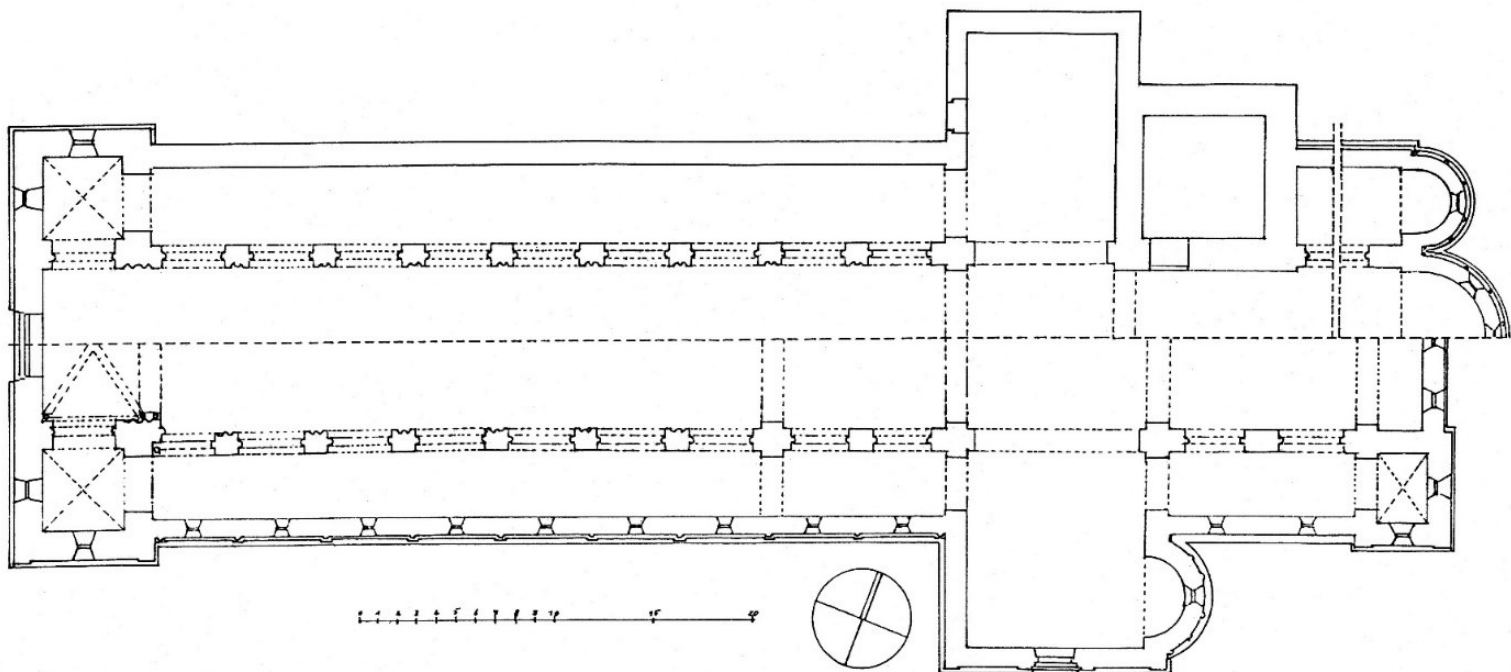


Abb. 22 Erfurt, Peterskirche, Grundriss der ursprünglich geplanten und der ausgeführten Kirche, Haenchen 2000

EHEN PETERSKIRCHE ZU ERFURT

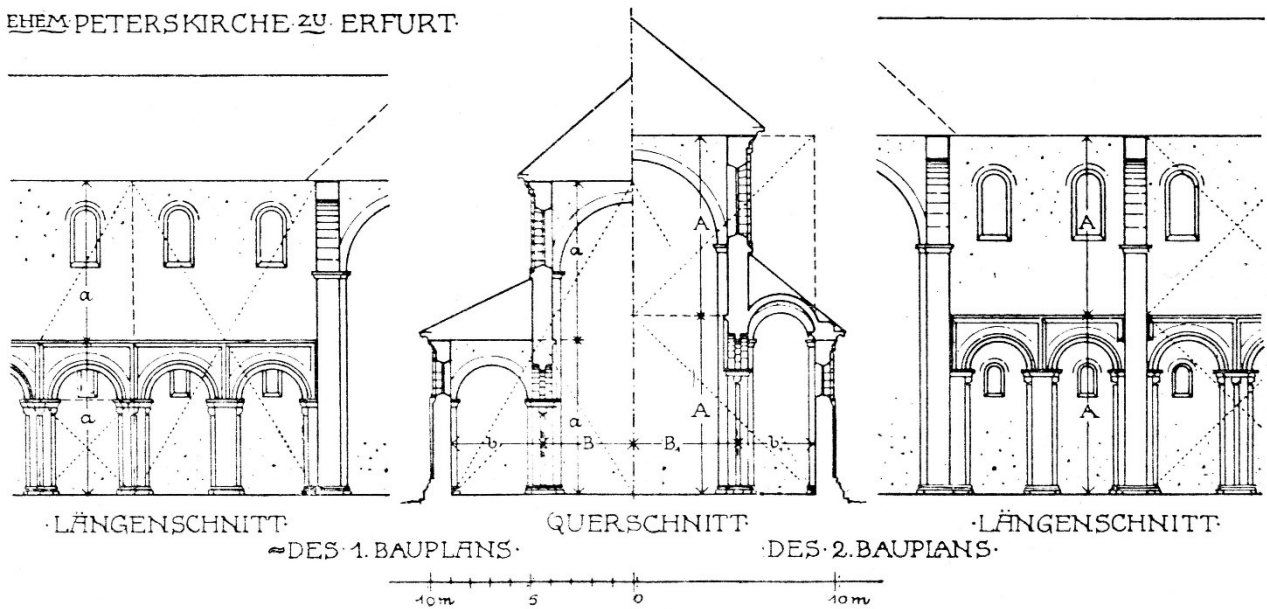


Abb. 23 Erfurt, Peterskirche, Gegenüberstellung des ursprünglichen und des ausgeführten Aufrisses der Hochschiffwand, Skizze Beckers

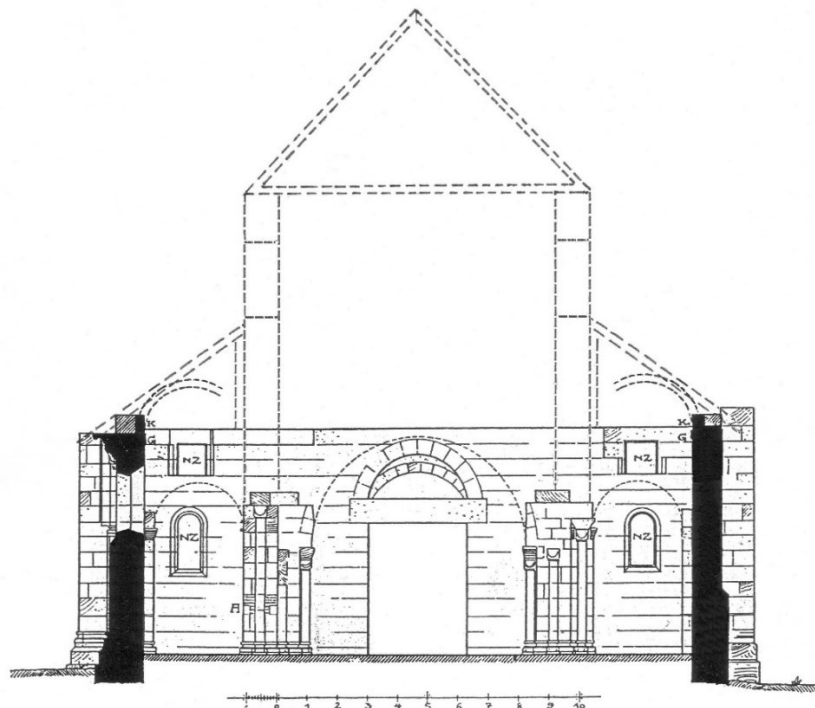


Abb. 24 Erfurt, Peterskirche, Querschnitt mit Rekonstruktion des zerstörten Mittelschiffs und der Seitenschiffsdächer nach den Abmessungen der Kirche im Welsch'schen Kartenwerk von 1723 (s. Abb. 9), Haenchen, verändert nach Becker (s. Abb. 16)

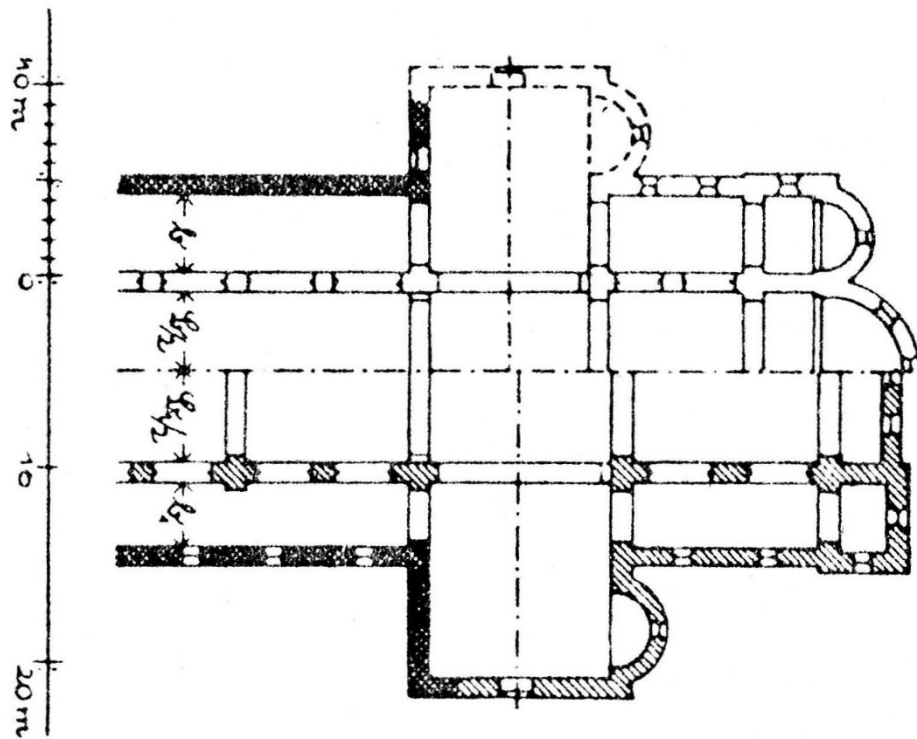


Abb. 25 Erfurt, Peterskirche, schematischer Grundrissvergleich des 1. und 2. Presbyteriumentwurfes, nach Becker (Ausschnitt aus Abb. 19)

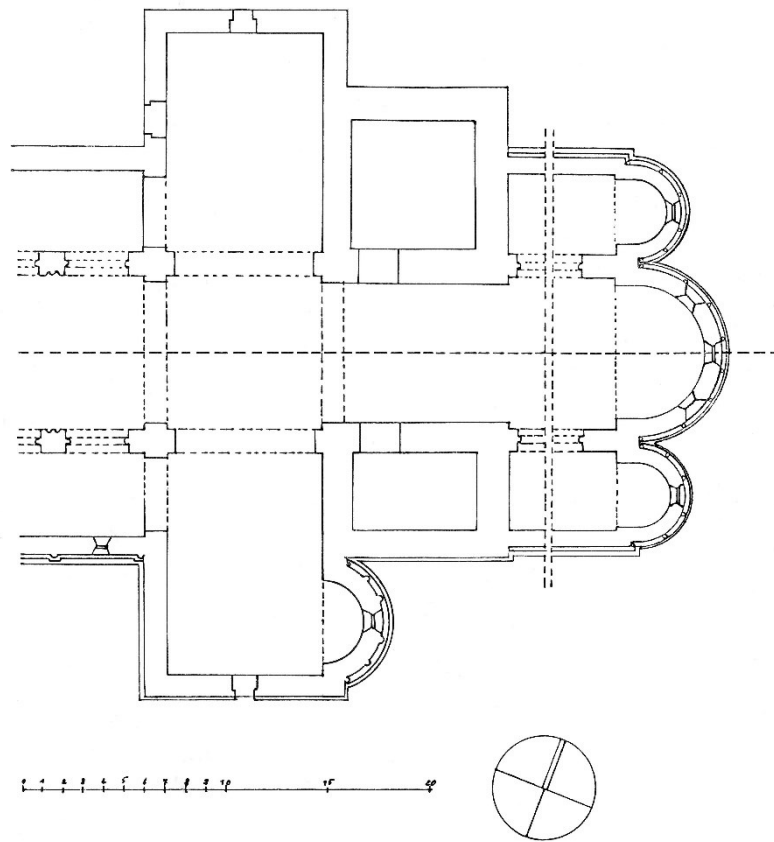


Abb. 26 Erfurt, Peterskirche, Rekonstruktion des ursprünglichen Presbyteriumentwurfes, Varianten mit quadratischem und längsrechteckigem Chorwinkelturm, Haenchen 2000

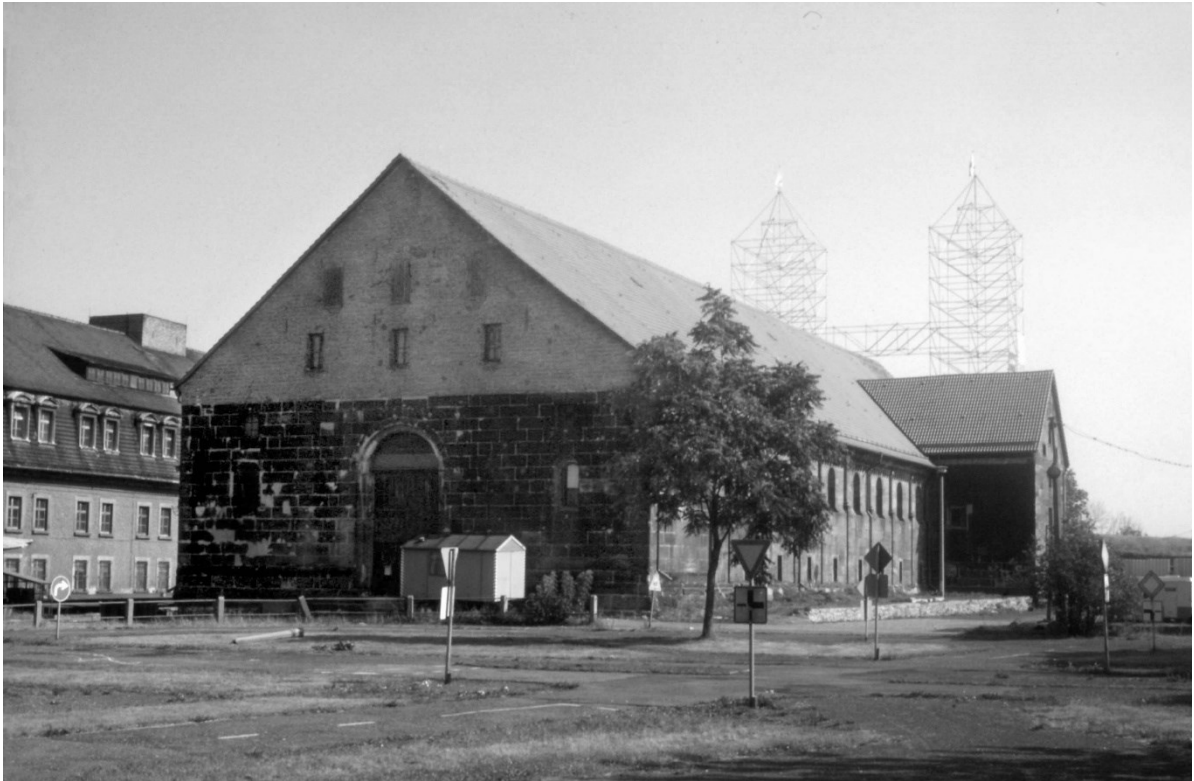


Abb. 27 Erfurt, Peterskirche, Ansicht von Südwest Ansicht von Südwesten, mit Silhouette der einstigen Osttürme (Visualisierung mit Hilfe eines temporären Baugerüsts, 1992)

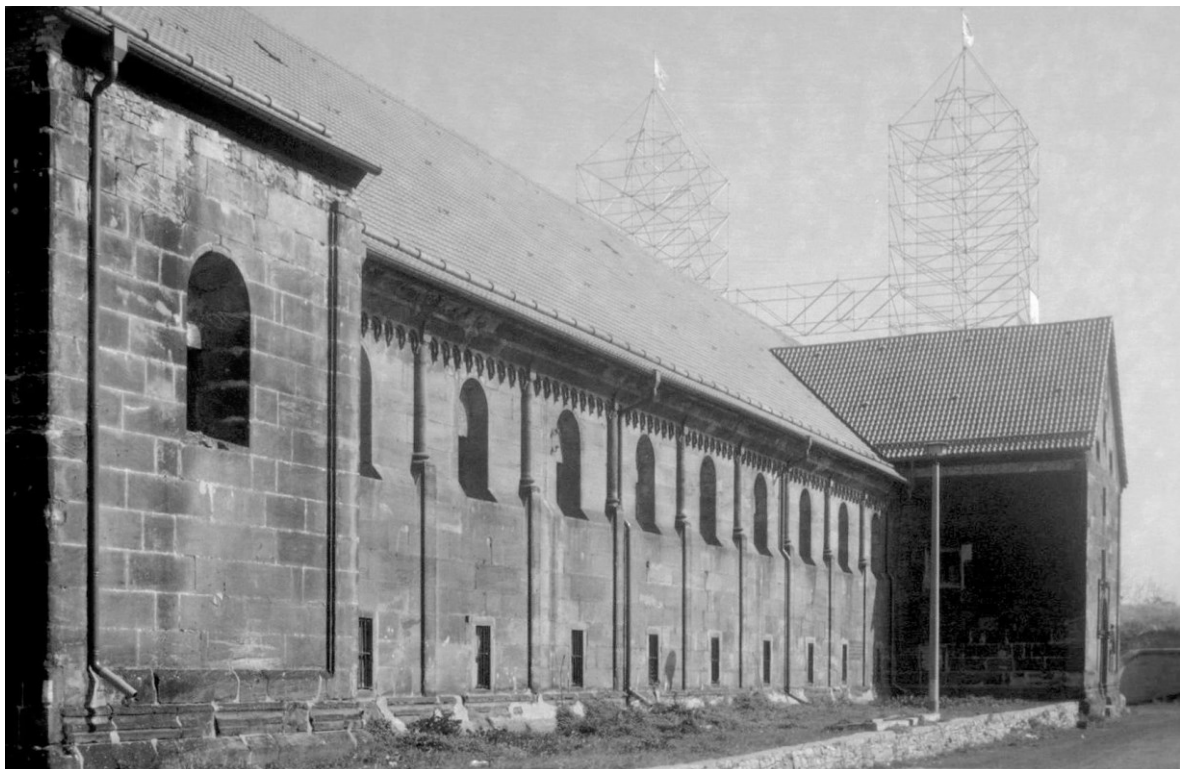


Abb. 28 Erfurt, Peterskirche, Südliches Seitenschiff und Querhaus mit Silhouette der einstigen Osttürme (Visualisierung mit Hilfe eines temporären Baugerüsts, 1992)

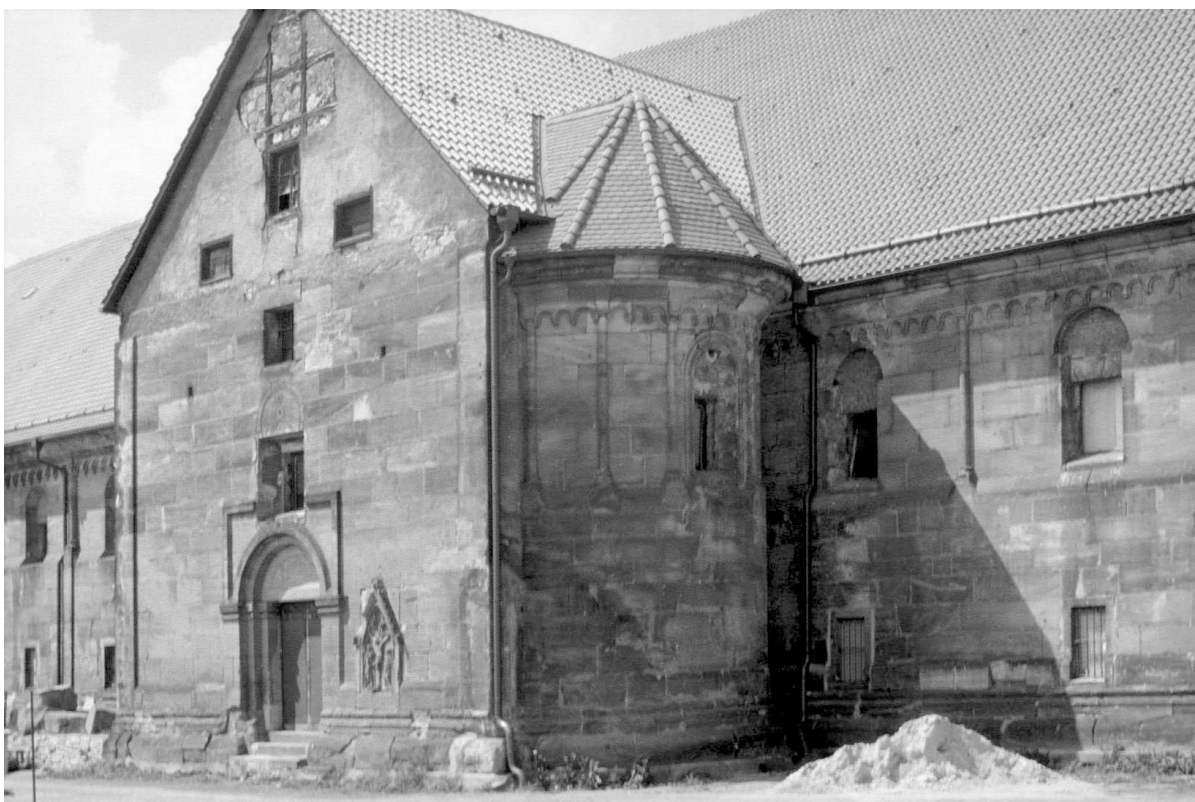


Abb. 29 Erfurt, Peterskirche, Chor und Querhaus von Südost



Abb. 30 Erfurt, Peterskirche, Kapitellzone eines Langhauspfeilers

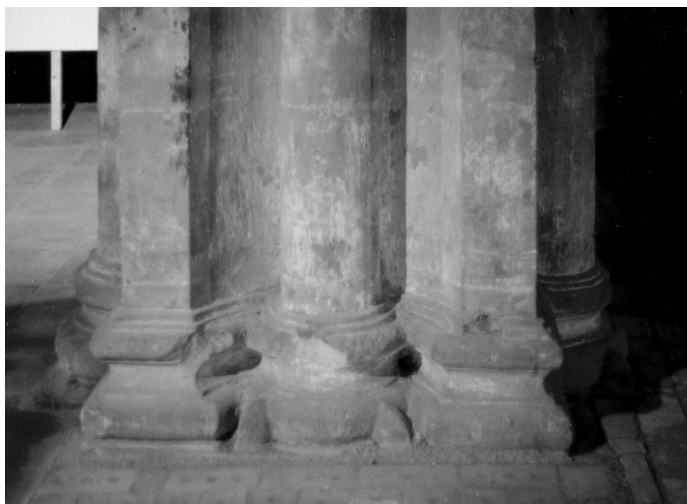


Abb. 31 Erfurt, Peterskirche, Basis eines Langhauspfeilers



Abb. 32 Erfurt, Peterskirche, Basis des Nördlichen Turmpfeilers



Abb. 33 Erfurt, Peterskirche, Kapitellzone des nördlichen Turmpfeilers



Abb. 34 Erfurt, Peterskirche, Kapitellzone des südlichen Turmpfeilers

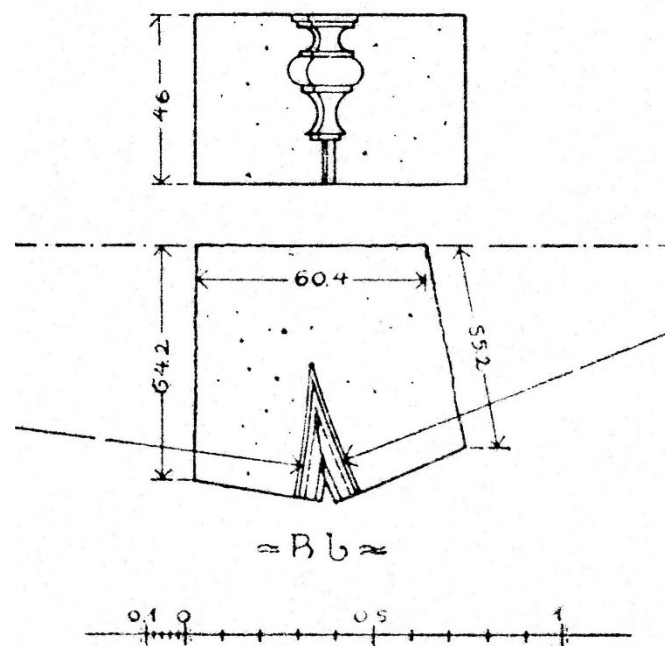


Abb. 35 Erfurt, Peterskirche, Zwickelstein von der ursprünglichen Choranlage, nach Becker



Abb. 36 Erfurt, Peterskirche, Ansatz der Tonnenwölbung im südlichen Seitenschiff



Abb. 37 Erfurt, Peterskirche, Ansatz des Steindaches an der Apsis des Nordquerhau-



Abb.38 Quadermauerwerk der Erfurter Peterskirche



Abb. 39 Quadermauerwerk von St. Godehard in Hildesheim

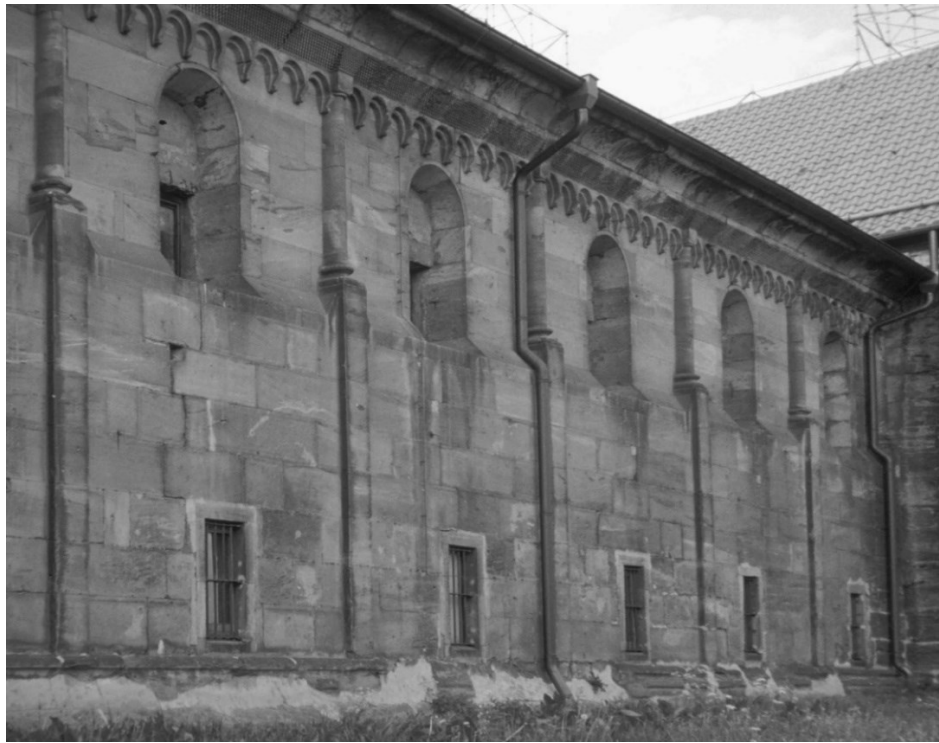


Abb. 40 Erfurt, Peterskirche, Außenwandgliederung des südlichen Seitenschiffes

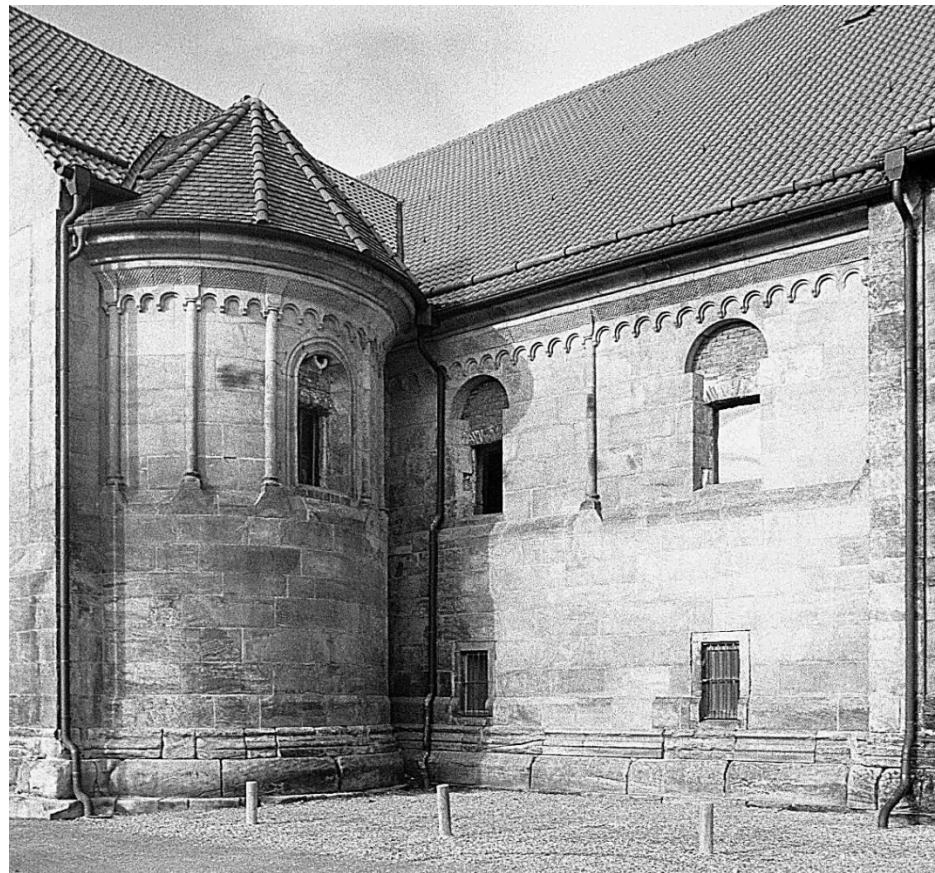


Abb. 41 Erfurt, Peterskirche, Außenwandgliederung im Chorbereich



Abb. 42 Erfurt, Peterskirche, Kapitellzone der Halbsäulen am südlichen Seitenschiff

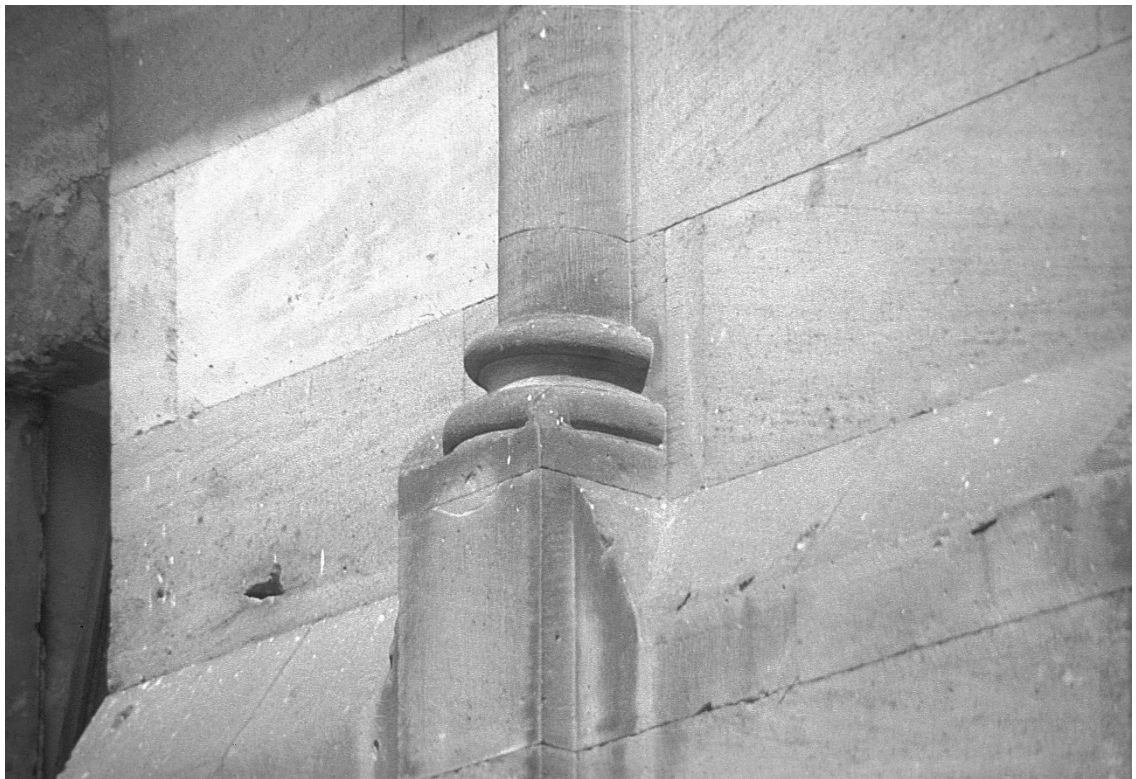


Abb. 43 Erfurt, Peterskirche, Basisbildung der Halbsäulen am südlichen Seitenschiff

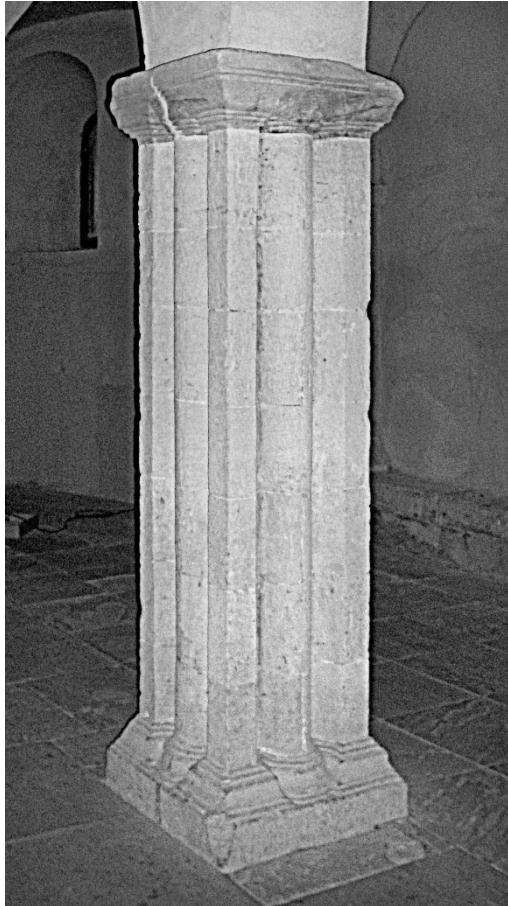


Abb. 44 Merseburg, Pfeiler in der Krypta des Domes

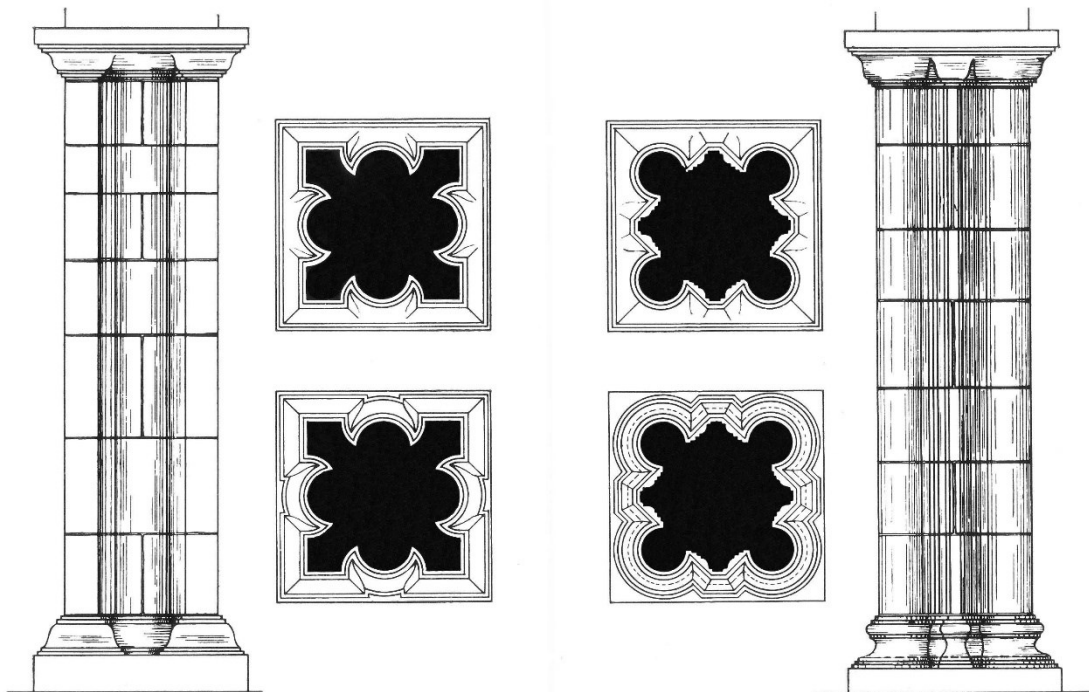


Abb. 45 Merseburg, Domkrypta, Grundrisse und Ansichten der Pfeiler



Abb. 46 Vorkirchen-Pfeiler der
Klosterkirche Paulinzella

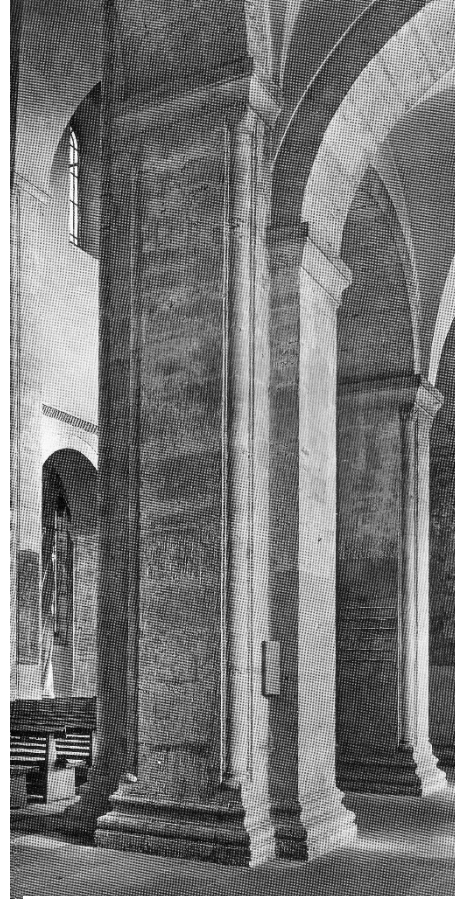


Abb. 47 Pfeiler des Braunsch-
weiger „Domes“



Abb. 48 Pfeiler der südlichen Hochschiffwand der
Abteikirche auf dem Mont-Saint-Michel

Abb. 49 Stiftskirche Marbach/Elsaß, „kantonierte“ Pfeilerkopf





Abb. 50 Kryptenpfeiler in der Abdinghofkirche Paderborn

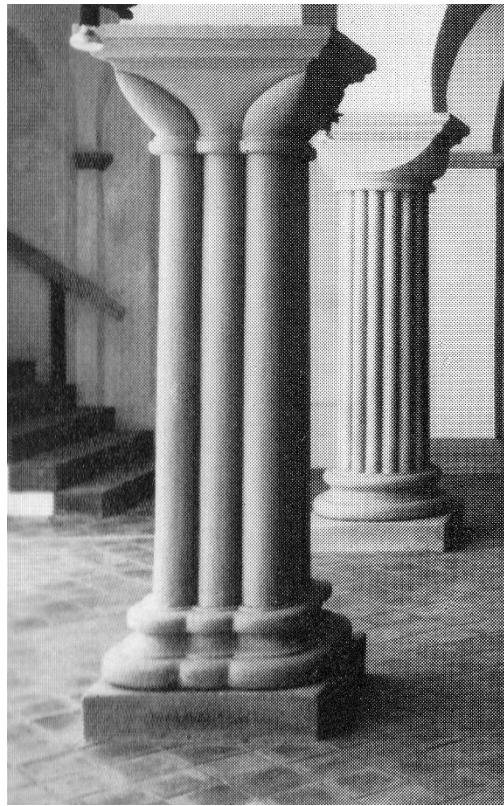


Abb. 51 Kryptenpfeiler von St. Martin in Emmerich

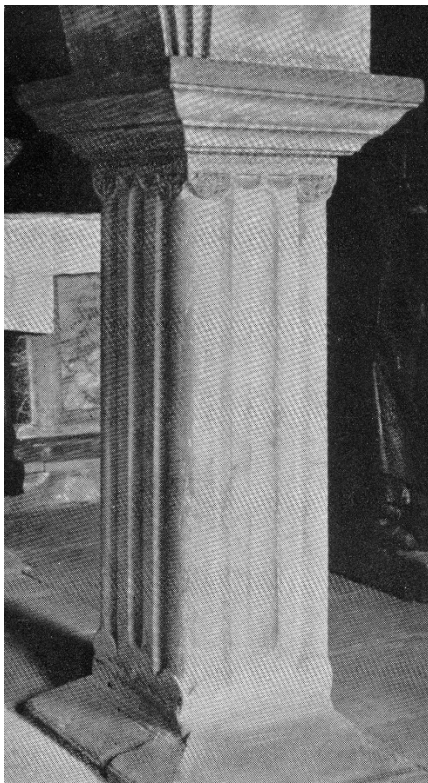


Abb. 52 Kryptenpfeiler im Essener Münster

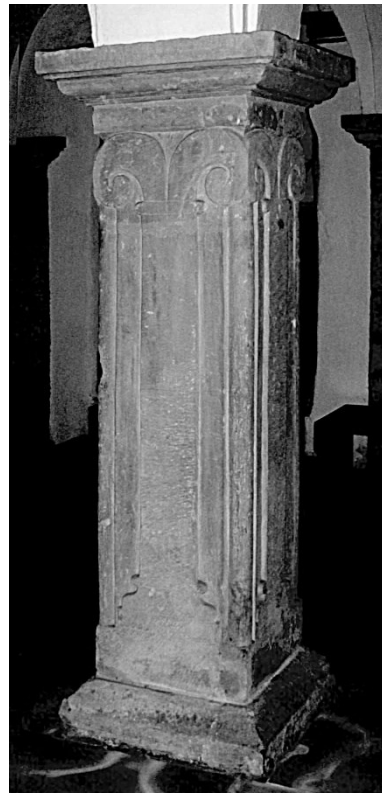


Abb. 53 Kryptenpfeiler der Stiftskirche Vreden

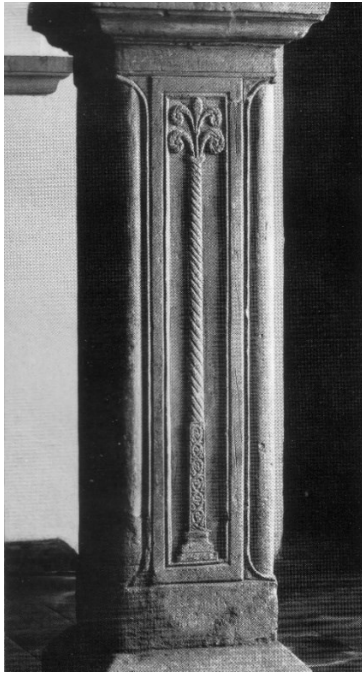


Abb. 54 Kryptenpfeiler der
Stiftskirche Vreden



Abb. 55 Westgotischer Pfeiler, heute
im Museum Mérida



Abb. 56 Germigny-des-Prés, Pfeiler des
karolingischen Oratoriums



Abb. 57 Pfeiler der sog. „Kadir Durmus“ Kirche
in Avcilar / Göreme (Kappadokien)



Abb. 58 Erfurt, Anschluß des südlichen Seitenschiffs an den Westbau



Abb. 59 Erfurt, Anschluß des südlichen Seitenschiffs an das Querhaus



Abb. 60 Südquerhausportal von St. Peter in Erfurt

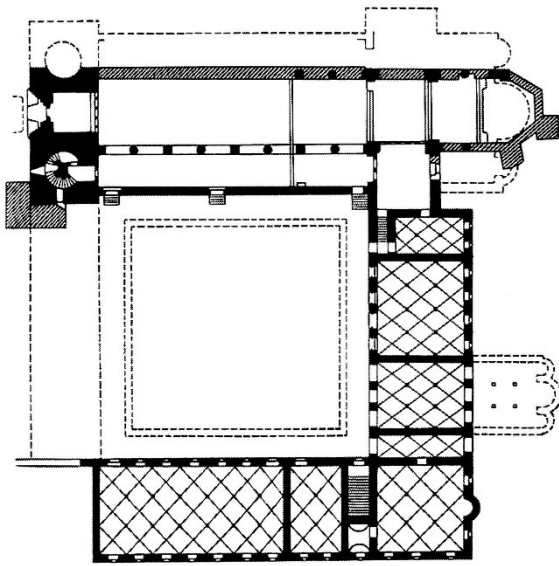


Abb. 61 Grundriss der Kloster-
kirche Ilsenburg

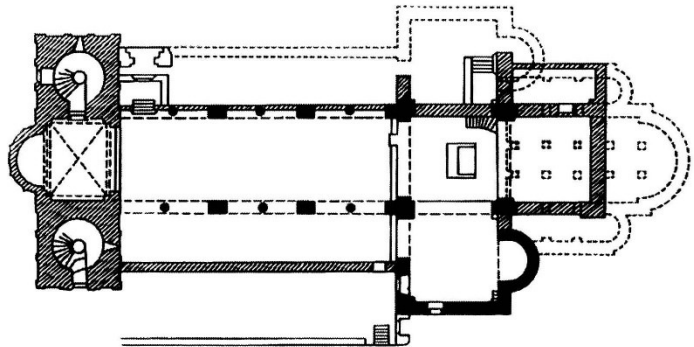


Abb. 62 Grundriss der Klosterkirche Drübeck

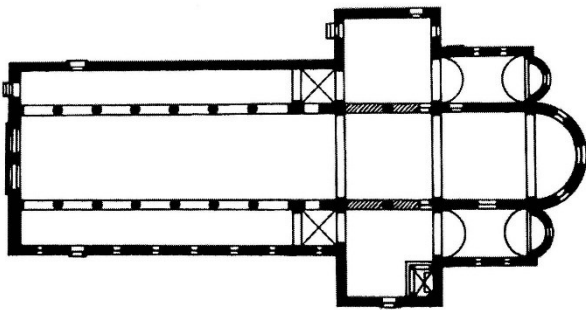


Abb. 63 Grundriss der Stiftskirche Hamersleben

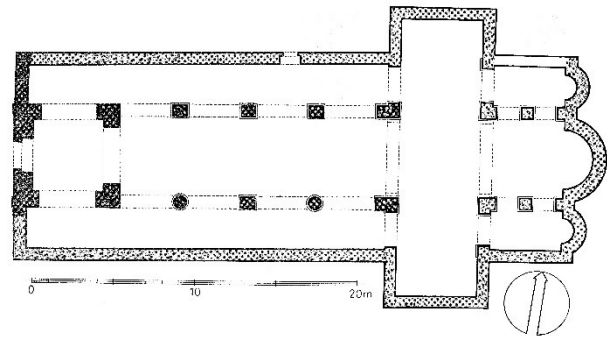


Abb. 64 Grundriss der Klosterkirche Herrenbreitungen
an der Werra

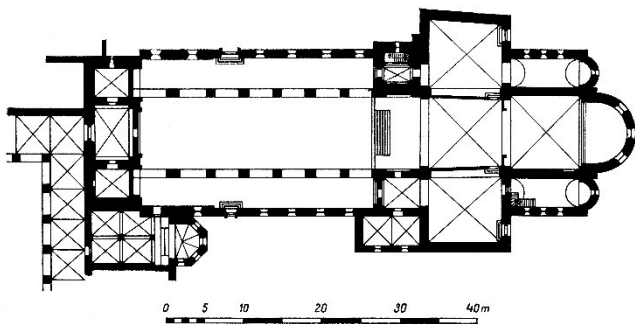


Abb. 65 Grundriss der Liebfrauen-
kirche in Halberstadt

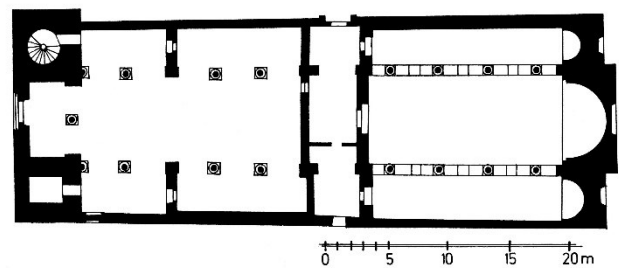


Abb. 66 Grundriss der Klosterkirche Bursfelde

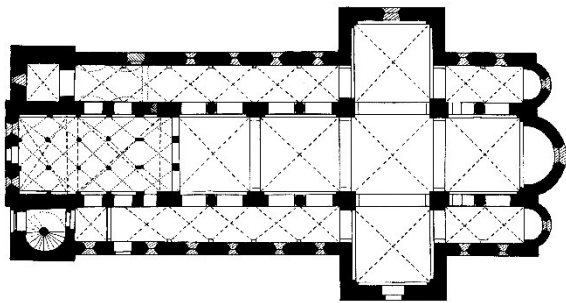


Abb. 67 Grundriss der Klosterkirche Lippoldsberg

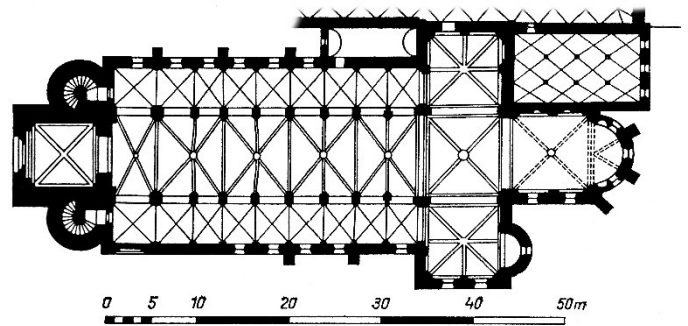


Abb. 68 Grundriss der Liebfrauenkirche Magdeburg

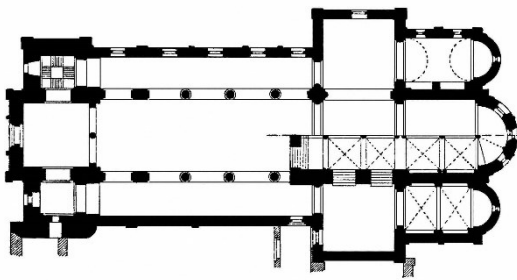


Abb. 69 Grundriss der Klosterkirche Jerichow

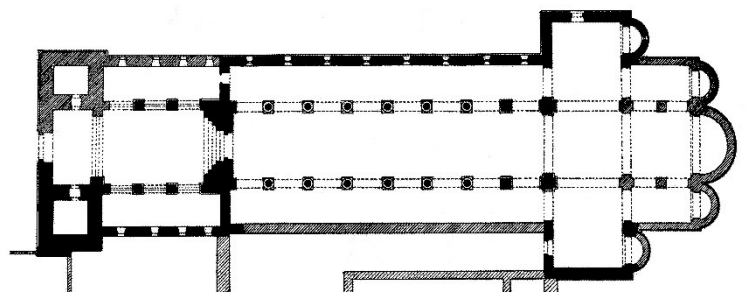


Abb. 70 Grundriss der Klosterkirche Paulinzella

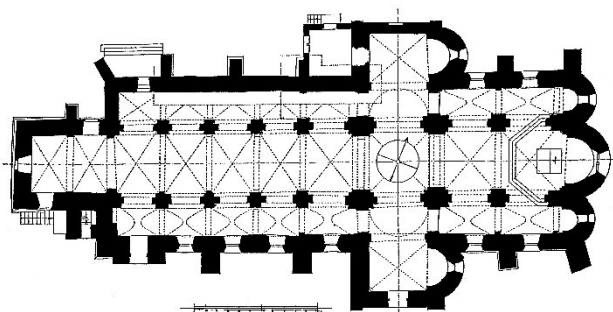


Abb. 71 Grundriss der Ulrichskirche Sangerhausen

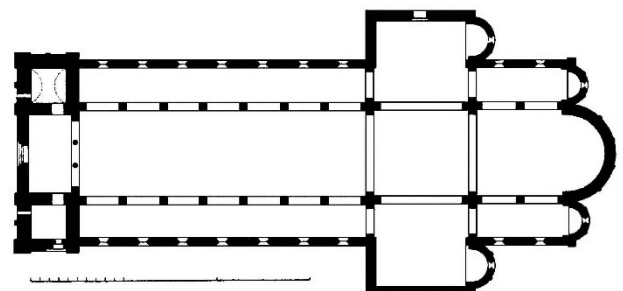


Abb. 72 Grundriss der Klosterkirche Breitenau

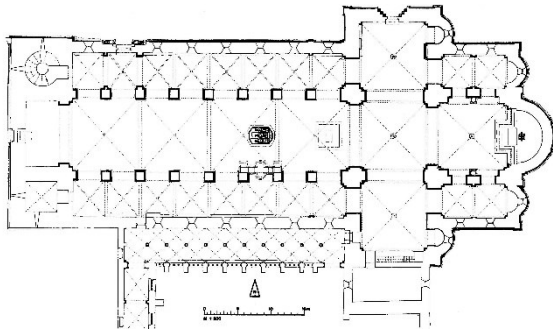


Abb. 73 Grundriss der Stiftskirche Königsutter

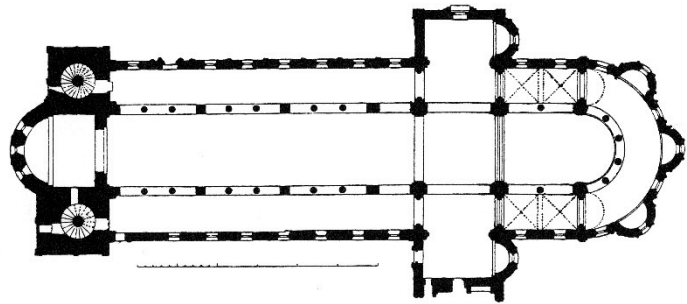


Abb. 74 Grundriss von St. Godehard in Hildesheim

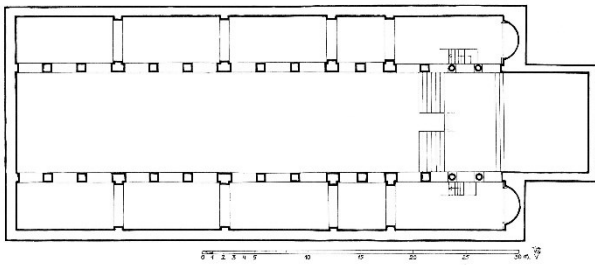


Abb. 75 Grundriss von St. Ludgeri in Helmstedt

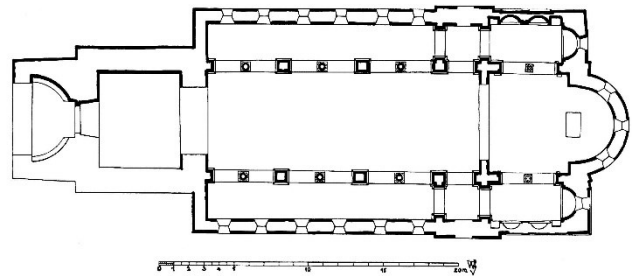


Abb. 76 Grundriss von St. Lucius in Werden/Ruhr

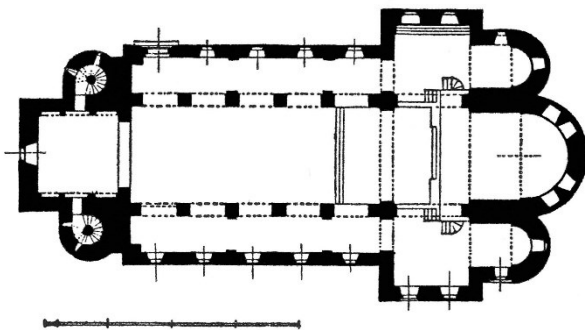


Abb. 77 Grundriss von St. Hadelin in Celles

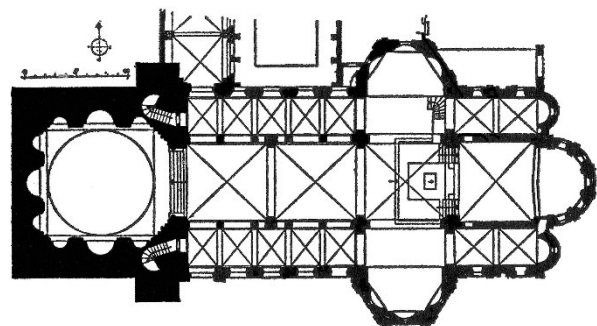


Abb. 78 Grundriss von St. Georg in Köln

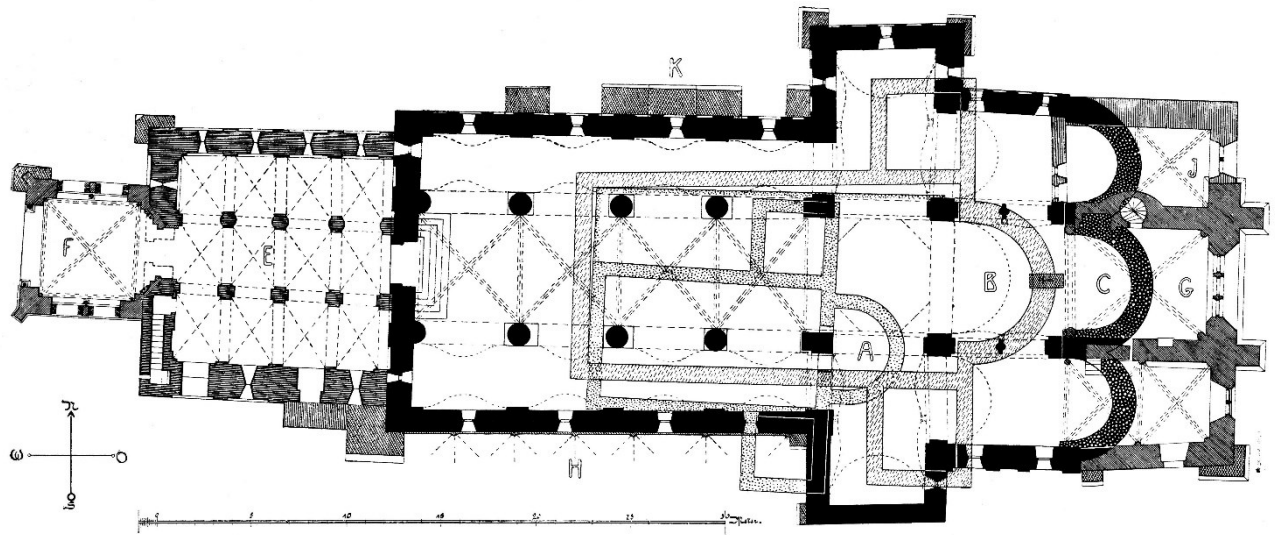


Abb. 79 Grundriss der Abteikirche Romainmôtier

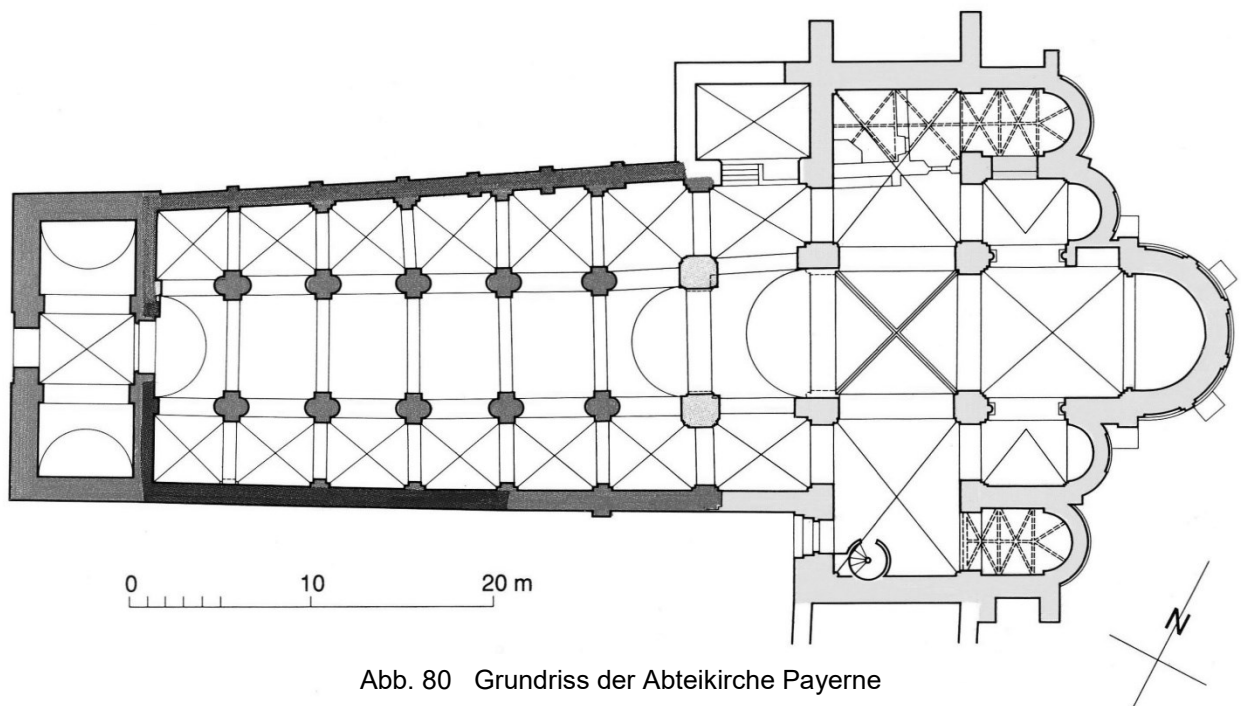


Abb. 80 Grundriss der Abteikirche Payerne

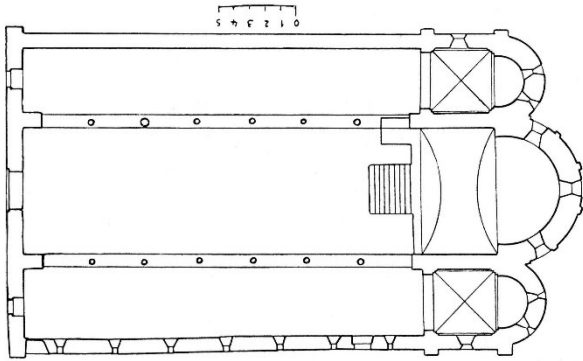


Abb. 81 Grundriss von San Pietro in Agliate

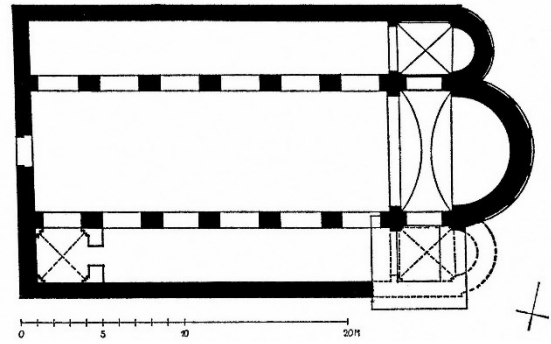


Abb. 82 Grundriss der Stiftskirche Amsoldingen

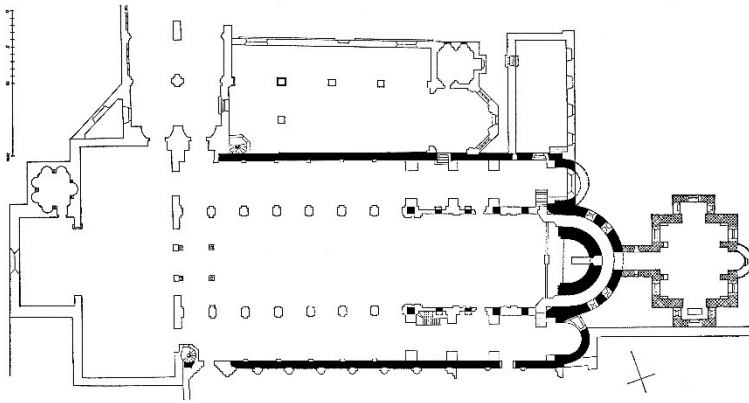


Abb. 83 Grundriss von St. Emmeram in Regensburg

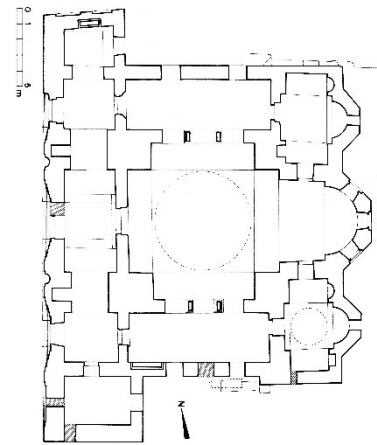


Abb. 84 Grundriss der Koimesiskirche von Nikaia

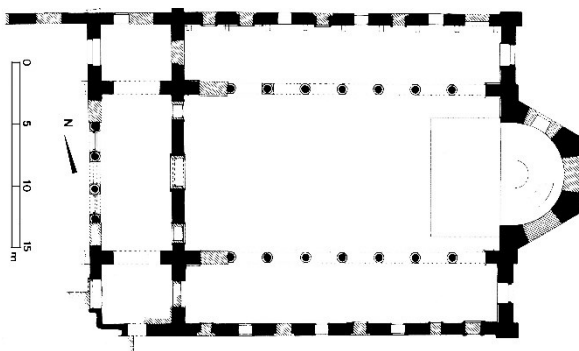


Abb. 85 Grundriss der Johannes Studios
Basilika in Konstantinopel

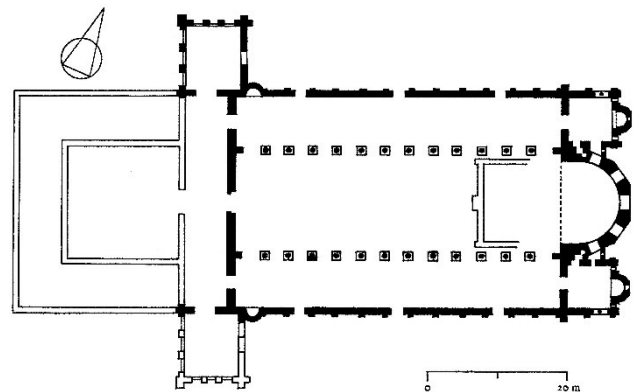


Abb. 86 Grundriss von Sant' Apollinare in Classe in Ravenna

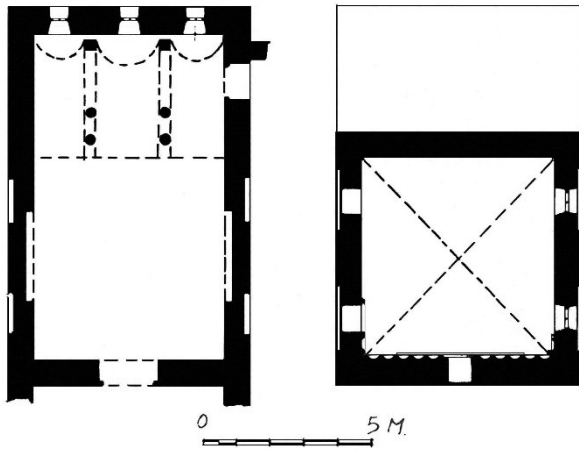


Abb. 87 Grundriss von Santa Maria in Valle in Cividale

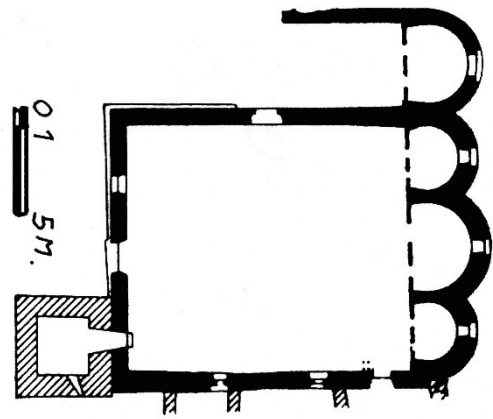


Abb. 88 Grundriss von St. Johann in Müstair

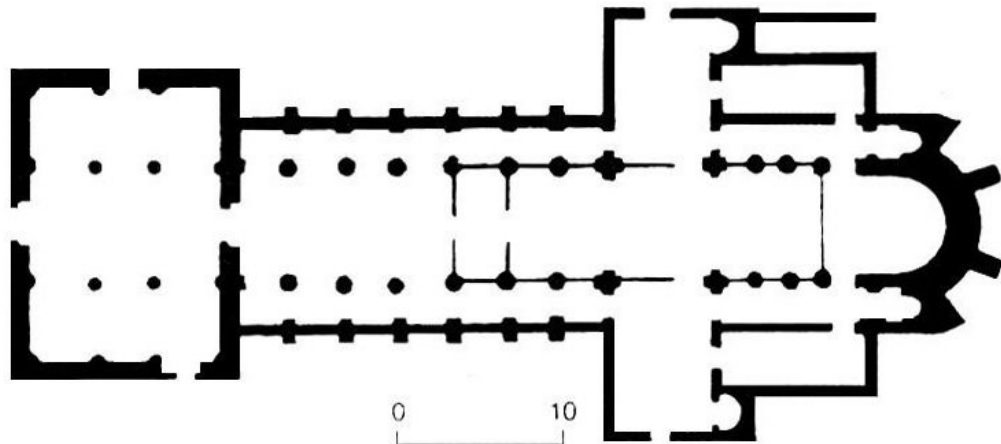


Abb. 89 Cluny, Grundriss des Majolusbaues der Klosterkirche ("Cluny II")

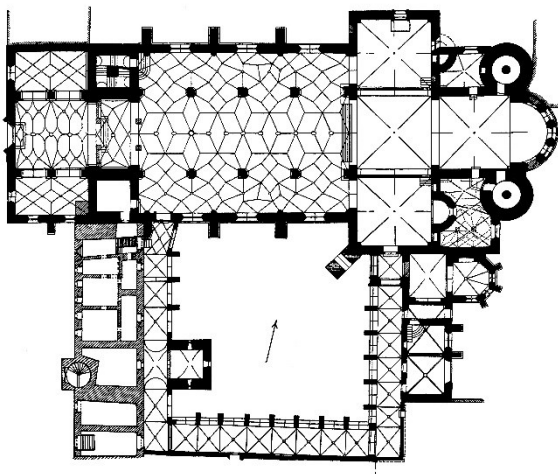


Abb. 90 Grundriß des Merseburger Domes

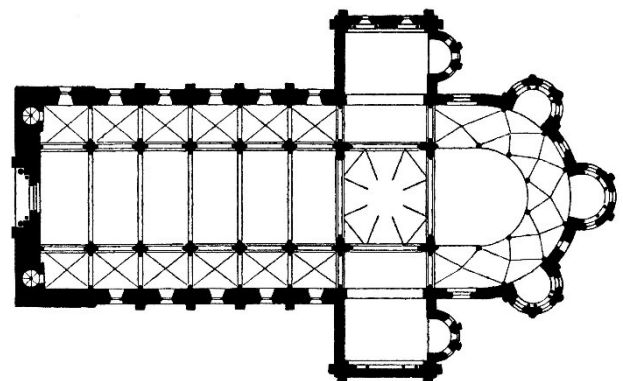


Abb. 91 Grundriss von S.Etienne in Nevers



Abb. 92 Lippoldsberg, Klosterkirche, Inneres nach W

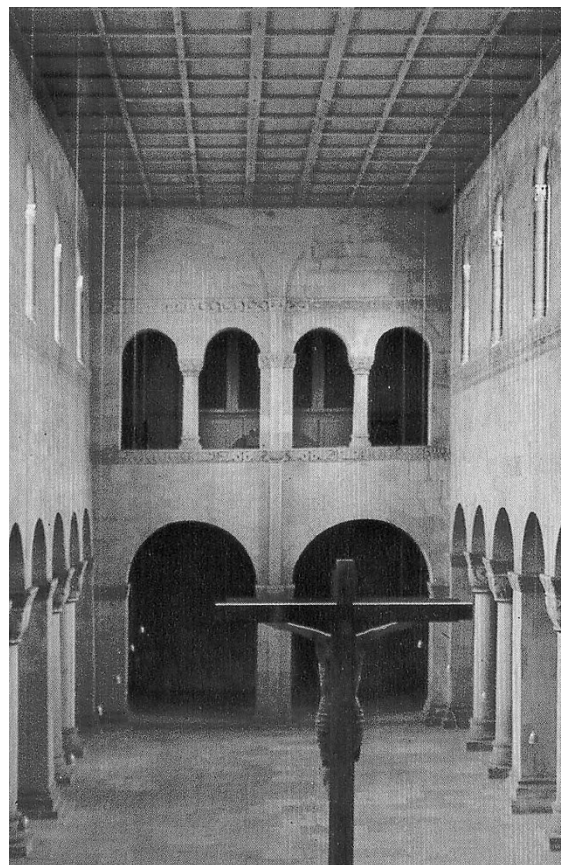


Abb. 93 Quedlinburg, Stiftskirche, Inneres nach Westen

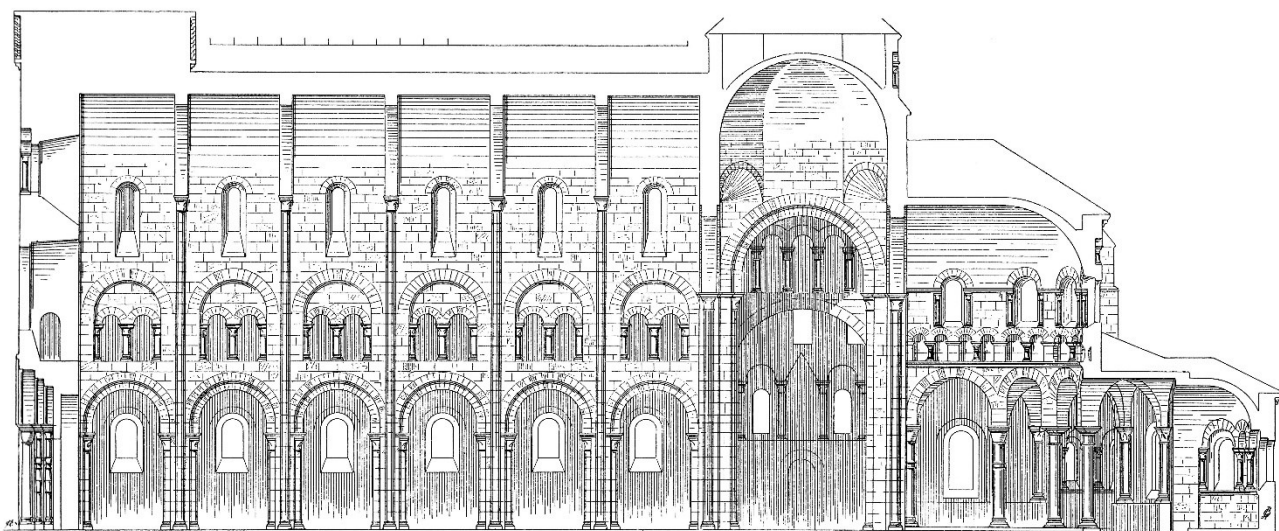


Abb. 94 Nevers, S. Etienne, Längsschnitt



Abb. 95 Kalat Siman, Simeonskirche, Apsis



Abb. 96 Gernrode, Apsis der Stiftskirche



Abb. 97 Paray-le-Monial, Abteikirche,
Chorumgangskapelle

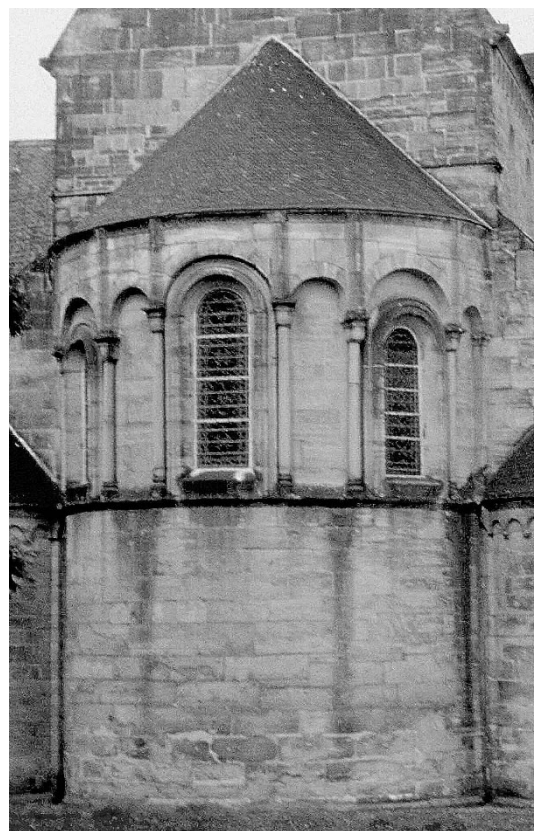


Abb. 98 Hamersleben, Stiftskirche,
Hauptapsis



Abb. 99 Payerne, Abteikirche, Hauptapsis



Abb. 102 Hildesheim, St. Godehard, Nord-
querhaus und Choransatz



Abb. 103 Ripoll (Catalunya), Kathedrale, Ansicht des Querhauses von Osten

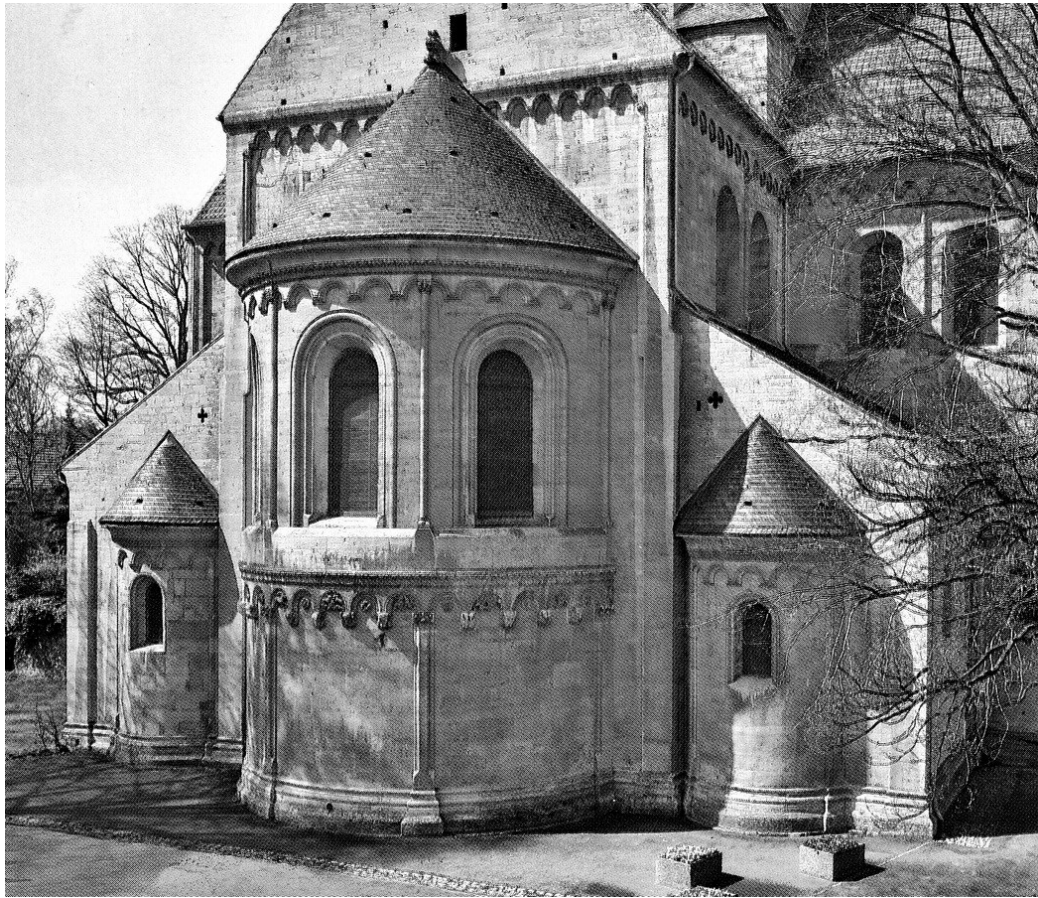


Abb. 104 Königsfluter, Stiftskirche, Ansicht von Osten



Abb. 105 Halberstadt, Liebfrauenkirche, Ansicht von Osten



Abb. 106 Nevers, Westbau von S.Etienne, Ansicht



Abb. 107 Köln, St. Pantaleon, Westbau

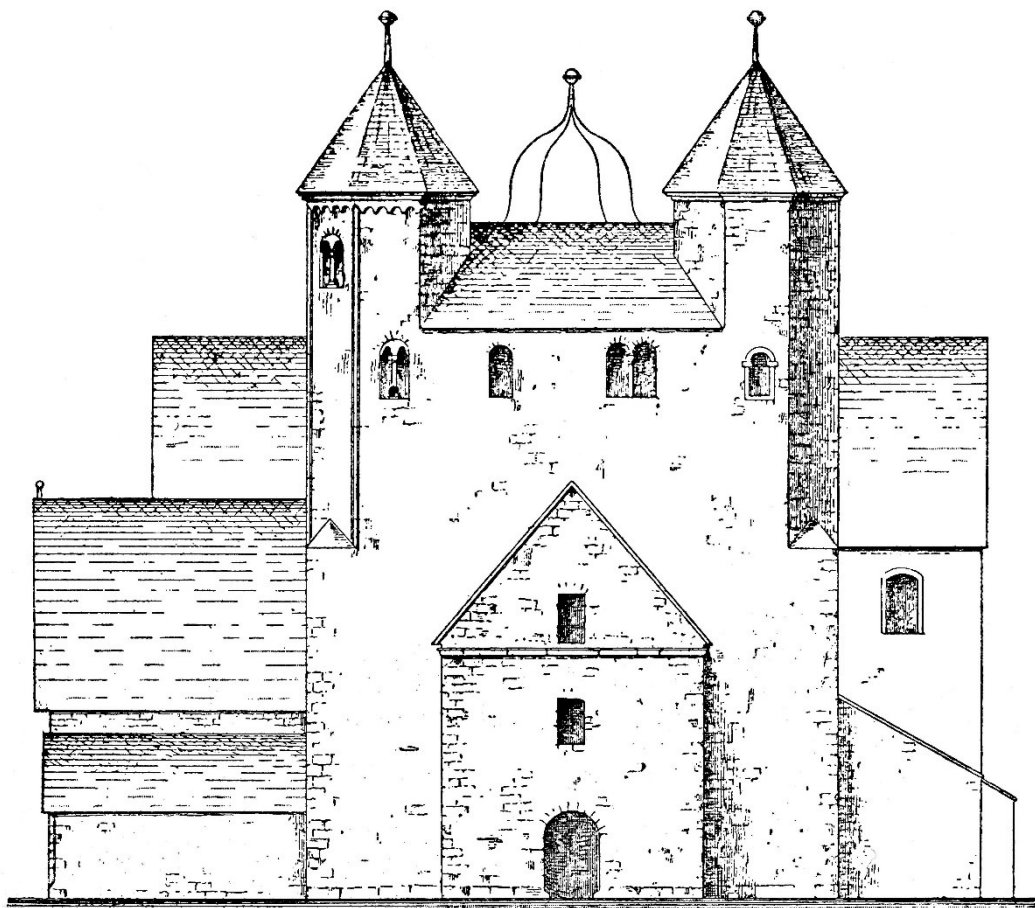


Abb. 108 Goslar, Westbau des ehem. Domes, Westansicht

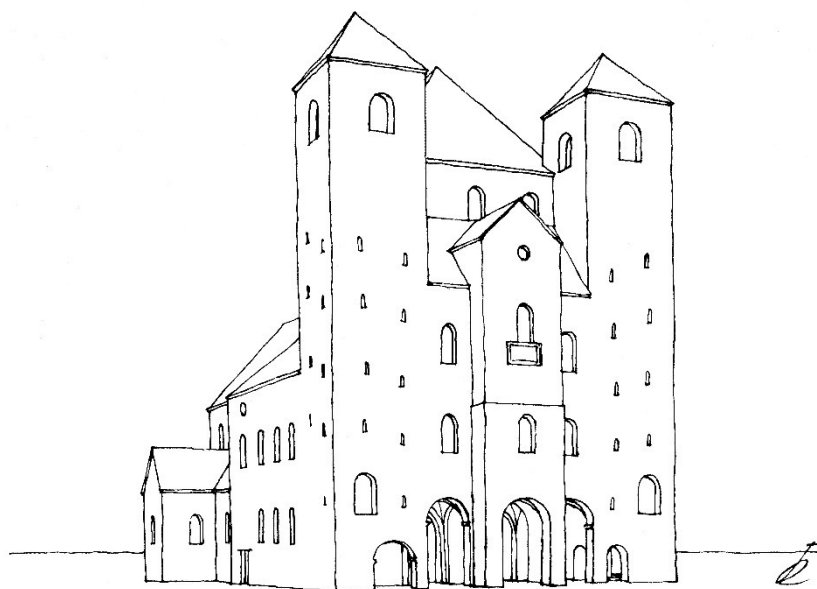


Abb. 109 Corvey, Klosterkirche, Ansicht von Westen, Rekonstruktion

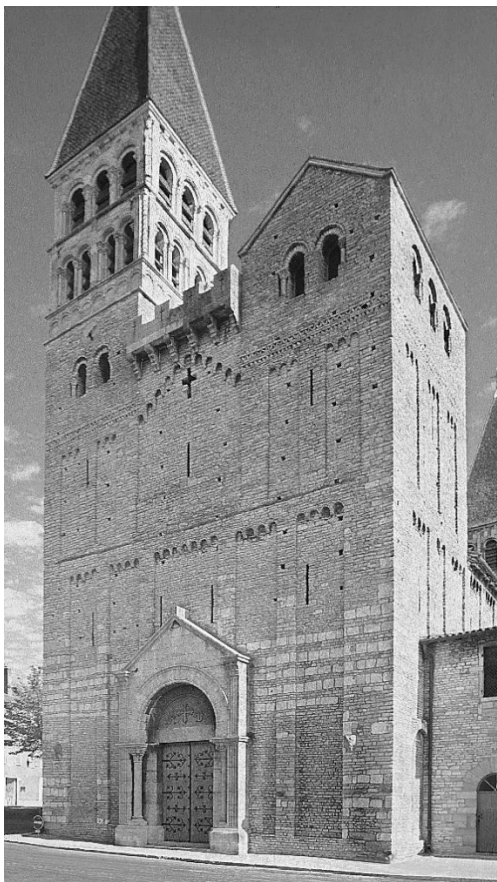


Abb. 110 Tournous, Westbau von S.Philibert



Abb. 111 Braunschweig, Westbau des
"Domes", Ansicht von NW



Abb. 112 Hildesheim, St. Godehard, Nordseitenschiff



Abb. 113 Hildesheim, St. Godehard, Obergaden der Nordseite

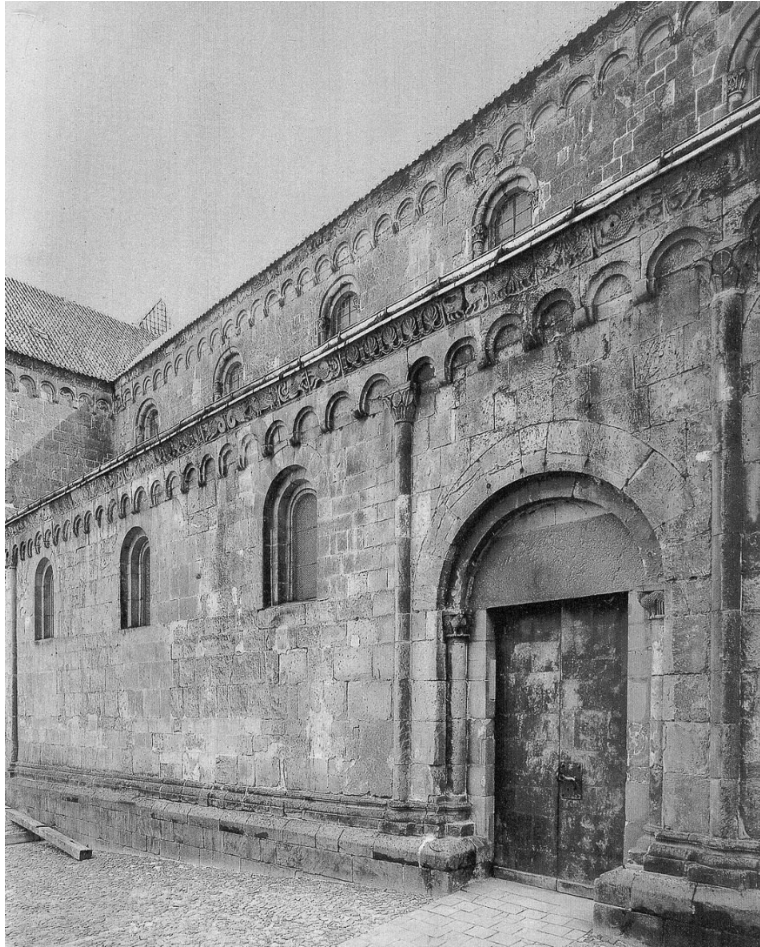


Abb. 114 Quedlinburg, Stiftskirche, Nordseitenschiff



Abb. 115 Königsutter, Stiftskirche, Ansicht des Nordquerhauses